...1.135.
P. germ: 283.
L.g.oo 521/7

Schubert del. Geyser sc.

Skizzen

von

A. G. Meißner

Dreÿzehnte und vierzehnte Samlung.

Leipzig
im Verlage der Dÿkiſchen Buchhandlung
1796.

BIBLIOTHECA
MAXIMILIANEII
BABENBERGENSIS
REGIS

Staatsbibliothek
Bamberg

Vorrede.

Faſt den ganzen Raum dieſes ſiebenden und lez-
ten Bandes meiner Skizzen füllen Kriminal-Ge-
ſchichten. Nur ein Drittheil derſelben war ſchon
in den ältern beiden Auflagen durch alle fünf Thei-
le zerſtreut. Noch andre hatt' ich zwar einzeln

ſchon in einigen teutſchen Zeitſchriften bekant gemacht, aber noch nie in dieſe Samlung aufgenommen; und beinahe die Hälfte — oder wenn man die Fildingiſchen Anekdoten, (S. 333 — 412.) die freilich nur überſezt worden, dazu rechnet, mehr als die Hälfte! — erſcheinen iezt zum erſtenmal im Drucke.

Ich erfülle hierdurch ein Verſprechen, das ich in der Vorrede des erſten Theils dieſer Auflage leiſtete; aber ich erfülle es doch nicht ganz ſo, wie ich anfangs den Plan mir machte, und wie ich vielleicht in einigen einzelnen Ausdrücken ihn durchſchimmern ließ. Meine damalige Abſicht war, von einigen Haupt-Grundſäzzen der gewöhnlichen Kriminal-Juſtiz auszugehn; verſchiedne angebliche Axiomata in ihr näher zu betrachten; einige pſychologiſche Bemerkungen und Aufſäzze damit zu verbinden, und endlich, als Belege von einigen Zweifeln, die Geſchichten ſelbſt folgen zu laſſen. Manches war zur Aus-

führung dieſes Entwurfs ſchon vorgearbeitet; manches mehr als halb fertig. Wenn ich im Verfolge dieſen Vorſaz doch aufgab; wenn ich den räſonnirenden Theil gänzlich, und auch von den Erzälungen einige, für iezt zurücklegte; und wenn überhaupt dieſer Band wenigſtens um zwei Jahr ſpäter, als er anfangs ſolte, erſcheint; ſo liegt der Grund davon nicht in Veränderung meines Eifers, nicht in Mangel des Stofs, ſondern in ein paar Umſtänden meiner individuellen Lage. Schilderung derſelben würde mich wahrſcheinlich bei meinen meiſten Leſern entſchuldigen, aber auch mehr Umſtändlichkeit und mehr — Aufrichtigkeit erfordern, als bei iezziger Preßfreiheit rathſam wäre. Ich begnüge mich daher hier mit Angabe einiger Beſchränkungen, die ich mir ſelbſt bei Erzälung und Samlung der nachfolgenden Geſchichten vorſchrieb, und die ich nicht zu vergeſſen bitte, wenn man ſie lieſt und drüber urtheilt.

Vorrede.

Nur aus ungedruckten Quellen zu ſchöpfen, war gleich bei den erſten Samlungen der Skizzen mein Augenmerk. Sehr ſelten bin ich von dieſem Vorſaz abgewichen. Blos die Anekdoten nach Fielding, nebſt den Geſchichten von Prevot d'Exiles und de Moulin, waren ſchon vordem, aber — ſo viel ich weiß — blos in fremden Sprachen gedruckt *). Alle übrigen ſind von handſchriftlicher oder mündlicher Mittheilung, aus eigner Erfahrung oder aus Akten hergenommen.

Die leztere Zahl iſt freilich kleiner, als ich ſelbſt es wünſchte. An meiner Mühe hat es ſicher nicht gefehlt. Aber ein ſonderbarer Hang zum Geheimnisvollen am unrechten Orte herrſcht in dieſer Rückſicht noch über viele teutſche Gerichtshöfe. Nur

*) S. 75. und 180. Aus dem Gentlemen's Magazin von 1751 iſt dieſe, aus einem Stücke des Journal Encyclopedique von 1787 iene genommen.

äußerſt wenigen, durch ihr Amt dazu bevollmächtigten Perſonen ſteht die Einſicht in Kriminal-Akten offen. Ja ſelbſt dieſen Wenigen noch iſt es in verſchiednen Ländern — und z. B. gleich in K. K. Staaten! — geſezlich unterſagt, von dieſen ihren Hülfs-Mitteln einen öffentlichen vollſtändigen Gebrauch zu machen. Daher mußt' ich mich oft mit bloßer mündlicher Erzälung begnügen, wo mir freilich ein gerichtlicher Auszug lieber geweſen wäre; daher mußt' ich, noch ſonderbarer ſogar, einigemal zu bloßen Bezeichnungs-Buchſtaben meine Zuflucht nehmen, wo ich Zeit, Perſon und Ort allerdings beſtimter anzugeben vermocht hätte, wo aber Verſchweigung derſelben eine Bedingung des Mittheilers geweſen war. — Sorgfältig ſah ich iedoch immer drauf: ob meine Währmänner auch Perſonen von Glaubwürdigkeit und Sachkentnis wären. Zweifelhafte Begebenheiten von zweifelhaften Zeugen mitgetheilt, wieß ich ungenüzt von der Hand. Bei einigen Geſchichten, die mir ano-

nimiſch eingeſchickt wurden, die mir aber doch durch ihren Inhalt vorzüglich merkwürdig ſchienen, hab' ich ienen Umſtand redlich in einer Anmerkung angezeigt.

Erfunden von mir ſelbſt iſt keine einzige dieſer Geſchichten; in keiner einzigen habe ich auch nur einen Haupt-Umſtand abgeändert. Manche derſelben hätte durch eine willkührlichere Behandlung gewiß an Wirkſamkeit gewinnen können; aber ganz als wahre Geſchichte, nicht etwa wie man Novellen erzählt, habe ich dieſe Kriminal-Anekdoten behandelt. Daß ich zuweilen unter mehrern Vermuthungen die Wahrſcheinlichſte wählte; daß ich kleine Lücken, die faſt ieder mündlichen Ueberlieferung anhängen, durch unmerkliche Uebergänge verband; dies, hof' ich, wird man keine Verfälſchung nennen.

Nicht grade um außerordentlich verwickelte Fälle, und noch weit minder um auffallende Gräslich-

keiten war es mir zu thun; vielmehr hab' ich einige mir angebotne Beiträge eben deshalb ungebraucht zurückgelegt, weil es ungeheure Mordgeſchichten und nichts weiter waren. Dagegen hoff' ich, wird man keine Geſchichte drunter finden, die nicht in dieſer oder iener Rückſicht einen merkwürdigen Zug des menſchlichen Herzens darſtellte; die nicht Anlaß zu Betrachtungen über die ſonderbare Verkettung vom Guten und Böſen, über die dünne March zwiſchen Tugend, Schwäche und Laſter, über die Unſicherheit menſchlicher Urtheile, über den Selbſtverrath des Laſters, oder über andre verwandte Wahrheiten darböte. Wenn ich das zuweilen nicht umſtändlicher in der Erzälung ſelbſt ausführte, ſo geſchah es, weil ich dem Urtheil der Leſer nicht vorgreifen wolte, und weil ich es überhaupt nie für rathſam halte, eine Zitrone bis auf den lezten Tropfen auszudrücken.

Vorrede.

Einige derjenigen Kriminal-Anekdoten, die ſchon in den ältern Auflagen der Skizzen ſich befanden, ſind aus denſelben in andere Schriften übergetragen, zum Theil auch in einigen Umſtänden (wenigſtens dem Angeben nach) berichtigt worden. Mancherlei ließe über dieſen Punkt ſich ſagen. Wenn die Berichtigung nur Nebenumſtände betrift, die aufs eigentliche Ganze keinen Einfluß haben; oder wenn der Berichtiger die Quellen nicht angiebt, aus welchen er ſchöpft, ſo iſt der Nutzen ſeiner Arbeit ſo geringe, daß er beinahe in Nichts verſchwindet. Dennoch hab' ich einige von dieſen Berichtigungen nach Möglichkeit genützt. — Nur zwei oder dreimal trug ich Bedenken meinen ältern Währmann dieſem Neuern nachzuſetzen; trug Bedenken, Aufſätze zu ändern, die ich nur unter Bedingung dieſer Form oder dieſer Umſtände erhalten hatte. Sie vollends ganz wegzulaſſen konnte mir um ſo weniger zugemuthet werden; da ich im frühern Beſitz mich befand, das Verdienſt der erſtern Bekanntmachung hatte, und dieſer dritten

Auflage nicht gern eine Lücke im Vergleich zuziehen wolte.

Ein Freund, deſſen Urtheil von ieher viel bei mir galt, und der auch iezt einige von den neuern Geſchichten in der Handſchrift las, äußerte gegen mich die Beſorgniß: es ſcheine ihm, als recht-fertige ich zuweilen wirkliche Verbrecher. Ungern möcht' ich mir hiervon auch nur einen entfernten Argwohn zu Schulden kommen laſſen, und gewiß hab' ich es auch — wenigſtens meinem Gefühle nach — nie gethan. Doch nicht gerechnet, daß es mir allerdings ein verdienſtliches Werk zu ſeyn ſcheint, in wahren Geſchichten dieſer Art anſchauend zu zeigen: wie ſchnell, wie unmerklich zugleich oft dieienige That in Fehler und Laſter übergeht, die als Tugend oder wenigſtens als ſchuldloſe Empfindung begann! Nicht gerechnet, daß es freilich wohl ſelten oder nie ein Verbrechen giebt, zu deſſen Entſchuldigung ſich gar nichts ſagen ließe, deſſen

Urſprung nicht Irrthum — wenigſtens Irrthum im entfernten Grade! — wäre; — ſo vergeſſe man auch nie den großen Unterſchied zwiſchen geſezlicher und moraliſcher Zurechnug; zwiſchen dem Richter, der nach Thaten, und demienigen, der nach dem Blick ins Innerſte des Herzens urtheilt. Charlotte Corday die in der feſten Ueberzeugung: ſie räche und rette ihr Vaterland! ſie ſtrafe den Todfeind aller ächten Tugend! den Dolch in Marats Bruſt ſtößt, — dieſe Charlotte, wenn würklich dieſe Empfindung ſie leitete, verdient dann allerdings die Bewunderung, die halb Europa ihr zollte. Aber die Richter fällten gleichwohl mit ſehr geſetzlichem Rechte das Todes-Urtheil über die Mörderin — und zumal über die Mörderin eines Manns, der durch ſeinen Poſten, ſo ſehr er ihn misbrauchte, unverletzlich geworden war. Sogar der Richterſtuhl des eignen Gewiſſens, dieſes erhabenſte aller Tribunale, das einzige, welches den Phozionen und den Egmonds dann übrig bleibt, wenn über iene ein toller Pöbel und über dieſe ein menſchliches Un-

geheuer, ein Alba richtet — ſogar dieſes Tribunal kann diejenigen oft frei ſprechen, die doch hoch verſchuldet nach bürgerlichen Geſetzen ſterben. Wo hier die Grenze ſich ſcheidet, — wo Juſtiz-Urtheil in Juſtiz-Mord übergeht, dies gehört — nicht in eine Vorrede.

Endlich noch eine Kleinigkeit! Vielleicht dürften manche Leſer ſich wundern, daß die Aneckdoten, die den Beſchlus der vierzehnten Sammlung machen, nicht lieber zum Anfang derſelben ſtehen, und mit denen von der dreizehnten Sammlung in einer Nummer fortlaufen. Dieſe Leſer haben — Recht. Doch eine Pauſe von einigen Monaten im Druck, und meine Entfernung vom Druckort ſelbſt, erzeugten dieſe kleine — Unordnung. Auf die Stelle kömmt ja überhaupt wohl wenig an, wenn nur anders die Sachen ſelbſt gut ſind? — Daß ſie dieſes aber in den Augen meiner Leſer ſeyn mögen; daß ich dieſe Skizzen nicht unter ungünſtigern Vor-

bedeutungen ſchließen möchte, als ich vor ſiebzehn Jahren ſie anhob; — wenn dieſer Wunſch Eitelkeit ſeyn ſollte, ſo werden ihn billige Kunſtrichter wenigſtens für eine verzeihliche Eitelkeit achten. Prag. Monat Dezember. 1795.

Inhalt
Dreizehnte Samlung.

Kriminal-Geſchichten.

I. Mord an ſeiner Frau, um ihre Seele zu retten S. 3

II. Unkeuſche, Mörderin, Mordbrennerin, und doch blos ein unſchuldiges Mädchen 10

III. Mord wegen überdachter Treuloſigkeit 22

Inhalt.

IV. Todſchläger, durch Eiferſucht und Zuſammenhäufung unglücklicher Umſtände getrieben S. 36

V. Ein Räuber, weil die bürgerliche Geſellſchaft ohne Schuld ihn ausſtieß 44

VI. Franzöſiſcher Juſtizmord 55

VII. Mörder, nach Uebereinſtimmung aller Umſtände und ſeiner eignen Ueberzeugung, und dennoch unſchuldig 65

VIII. Vatermörder, ohne es zu wollen 75

IX. Ja wohl hat ſie es nicht gethan! 84

X. Der Mann um Mitternacht auf der Kanzel 101

XI. Auch einer verſtorbnen Frauen Winke ſoll man nicht verachten! 107

XII. Die Stutzperücke. Engliſche Kriminalgeſchichte 120

XIII. Edle Dreiſtigkeit einer gemeinen Bäuerin, die Schande ihres hingerichteten Mannes zu mindern. 127

Inhalt.

XIV. Der blutige Jeſſanack S. 133

XV. Mörder, der ſich zwingt, eine Urſache zu finden 143

XVI. Der Hundsſattler und der Leinweber 146

XVII. Falſchmünzer, Meineidiger, Betrüger — dem Scheine nach. Engliſche Kriminalanekdote. 180

XVIII. Mordbrenner und Schadenſtifter, um für heilig zu gelten 197

XIX. Auch Mordbrenner und Selbſtverräther 208

XX. Mordbeſteller, oder Mörder — welcher von beiden der Strafbarſte? 218

XXI. Seltſamer Selbſtverrath 240

XXII. Die Strumpfbänder 246

XXIII. Mörder ſeiner Verlobten und Räuber! dann eine zeitlang redlicher Mann; ſeltſam entdeckt, noch ſeltſamer ſich ſelbſt angebend 255

Inhalt.

Vierzehnte Samlung.

Einige Beiſpiele ſonderbar entdeckter Meuchelmorde nach Fielding S. 333

Warnung zur rechten Zeit 413

Doctor Junker und der Deſerteur; wahre Geſchichte, nebſt einer andern zur Vergleichung 424

Geiſtes-Gegenwart. Wahre Anekdote 448

Die Ausfoderung. Eine wahre Begebenheit 464

Nachtrag zu den Kriminal-Geſchichten der dreizehnten Samlung 485

Skizzen

Dreizehnte Samlung.

Kriminal-Geſchichten.

I.

Mord an ſeiner Frau, um ihre Seele zu retten.

Auf einem Dorfe ohngefähr eine ſtarke Meile von Dresden, Birnichen mit Namen, lebte vor wenig Jahren ein Bauer, Namens Heine; er beſaß einiges Vermögen, und einen unbeſcholtenen Ruf, ſo lang er ledig blieb. Aber kaum war er verheirathet, als ihn die Eiferſucht ſeiner Frau oft aus dem Hauſe trieb, und die Geſellſchaft ſeines Schwiegervaters zu Trunk und Spiel verleitete. Er verließ nachher zwar den Ort, wo er bisher gelebt hatte und kaufte in einem andern Dorfe ein anſehnliches Gut; doch da er auch hier ſein unordent-

liches Leben fortſezte, und da weder er ſelbſt, noch ſeine Frau der Landwirthſchaft ſich thätig annahmen, ſo geriethen ſie von Tag zu Tag in mehrern Verfall ihres Vermögens; die Schuldner klagten; der Tag der Hülfsvollſtreckung war bereits angeſezt; ſeine Brüder, die wohlhabend und bis izt ſeine lezte Hoffnung geweſen waren, ſagten ſich von ihm los, und ſein Ruin war entſchieden.

Doch alles dies war nur geringes Leiden gegen einen andern täglichen Verdruß. Seine Frau nämlich, die den Gedanken der herannahenden Armuth noch weit weniger, als er ſelbſt, ertragen konnte, unterließ nicht, ihn ieden Augenblick mit Vorwürfen zu überhäufen. »Er allein, hieß es, habe ſie in dieſes unüberſehbare Elend geſtürzt, wo der Bettelſtab, wo Schimpf und Qual ihrer warteten, und wovon nur ein freiwilliger Tod ſie erlöſen könne. Nächſtens ſei ſie entſchloſſen, denſelben ſich anzuthun: denn unmöglich könne dort, wenn ſie auch ungerufen komme, ein ſo großer Jammer ihr beſtimmt ſeyn; wohl aber

müſſe die ganze Laſt ihrer Verdammung immer und ewig auf demienigen ruhen, der ſie zu dieſem Schritte gedrängt habe.«

Dieſe lezte Drohung erſchütterte ihn tief: er hörte ſie ſo oft und mit ſo ernſtlichem Tone wiederholt; ſpürte in ſeiner Gattin übrigen Handlungen einen mit iedem Tage ſo ſichtlich wachſenden Tiefſinn, daß er an der Wahrheit ihres Entwurfs nicht zweifeln konte, und fühlte daher das Beſorgnis eines traurigen Endes auch täglich bei ſich gemehrt. — Vorſtellungen aus Gründen der Religion wirken tiefer, als alle irdiſche; das iſt eine gewöhnliche und auch hier beſtärkte Wahrnehmung. Ihm, der bisher mit ruhiger Gelaſſenheit ſich dem Abgrund der äußerſten Dürftigkeit genähert hatte, war der Gedanke, Schuld am Verderben einer Seele, zumal der Seele ſeiner Frau, zu ſeyn, — war die Vorſtellung von der Anklag' in jenem Leben ſo ſchrecklich, daß er alles zu thun beſchloß, um ſolcher, es ſei auf welche Art es

wolle, los zu werden. Der Verluſt ſeines eignen Lebens, wo er nur Elend und Gewiſſensbiſſe ſeiner warten ſah, war ihm hierbei eine Kleinigkeit, und es erhob ſich im Innern ſeines Herzens ein Gedanke, der bald zum Vorſaz ward; zum feſten Vorſaz, ſeine Frau umzubringen, eh ſie ſelbſt Hand an ſich lege; zuvor aber, da nicht Haß, ſondern wahre Liebe zu dieſem ſchrecklichen Vorhaben ihn verleite, auch alles zu thun, was ihre Seele zu retten dienlich wäre.

Sein erſtes Beſtreben ging nunmehr dahin, ihr wieder Hoffnung zur Verbeſſerung ihrer Glücksumſtände zu machen. Es gelang ihm durch falſche Nachrichten, die er ihr von ſeinem Advokaten und von ſeinen Brüdern brachte. Die arme Unglückliche glaubte bald, was ſie ſo eifrig wünſchte, und fing an ſich von neuem aufzuheitern. Kaum merkt' er dieß, als er ihr vorſchlug, das heilige Abendmal zu genießen; auch dazu war ſie willig, und beide empfingen es mit möglichſter Andacht; er be-

tete ſelbſt mit ihr, ſprach viel vom Sterben, kurz that alles, was, ſeiner Einfalt nach, ihm fähig zu ſeyn dünkte, ſie, unbemerkt und unwiſſend, zu dem nahen wichtigen Schritt vorzubereiten.

Indeß nahte ſich der zur Hülfsvollſtreckung beſtimte Tag. Er wandte heimlich alles mögliche an, um ihn noch zu entfernen; iedoch umſonſt; und als er nun alles verloren ſah, ſezt' er den Abend vorher zur Vollbringung ſeines Vorhabens an. Er war in der Stadt geweſen, und täuſchte, als er heim kam, ſeine Frau von neuem mit den günſtigſten Nachrichten. Sie ging froh zu Bette; er ſezte ſich vor daſſelbige, ſprach mit ihr von verſchiednen künftigen Einrichtungen, las ihr einige Kapitel aus der Bibel und einige Gebete vor, und ſo entſchlief ſie. — Kaum ſah er dieß, als er zu dem bereit liegenden tödtlichen Gewehr, einer geladenen Flinte, eilte; er drückte ſolche auf ſie los, und ſie ſtarb, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie? Sein Rufen ſowohl, als der Schuß, erweckten das

Hausgeſinde; ſein Geſtändnis ſezte alle außer ſich; nur Er blieb gelaſſen, und ſchickte ſelbſt nach den Gerichten, denen er ſich willig gefangen gab; die ganze Zeit ſeiner Haft hindurch den erſten Muth beibehielt, und endlich ſeine Strafe mit einer Unerſchrockenheit litt, die jeden Zuſchauer zum Mitleid bewegte.

Wie viel hier Stoff zur Ausſchmückung und Verſchönerung vorräthig wäre, ſieht ieder leicht. Mit Vorbeilaſſung alles deſſen frag' ich blos: Wo iſt derienige, der mir unwiderſprechlich ſagen kann, daß dieſer arme Inquiſit gut oder böſe, mitleidig oder grauſam gehandelt habe? Ob ein ſtärkerer Beweis gut-gemeinter Liebe möglich geweſen ſei? und ob nicht ein ſolcher Fehltritt, der vor menſchlichem Richterſtuhl allerdings des Todes werth war, vor ienem höhern Tribunal ein verzeihlicher, wo nicht gar verdienſtlicher Irrthum geweſen ſeyn dürfte? — O ihr Kenner des menſchlichen Herzens! ihr wollt zuweilen ein Fältchen deſſelben

entwickeln; aber Milliontauſend entſchlüpfen euch. — Und ihr Aufzeichner menſchlicher Begebenheiten, was gilt's, bei eben erzählter Begebenheit ſtand in zwölf Zeitungsblättern: „Den und den Tag ward gerichtet N. N. Er hatte liederlich ſein ganzes Vermögen verſchwendet, und dann ſeine Frau umgebracht.“ — Kein unwahres Wort, und doch jedes ſo falſch!

II.

Unkeuſche, Mörderin, Mordbrennerin, und doch blos ein unglückliches Mädchen.

*Ein angeſehner Kaufmann zu Nowogrod hatte nur eine einzige Tochter, und ſparte um deſto weniger bei ihrer Erziehung Mühe und

*) Gröſtentheils wörtlich, und gewiß ohne Auslaſſung eines Umſtandes aus einem Briefe gezogen, den ich vom 18ten April 1785 aus Liefland erhielt, und für den ich hier nochmals dem freundſchaftlichen, wiewohl mir unbekannten Hrn. Einſender danke. Ich machte ſie zuerſt in meiner damaligen Quartalſchrift unter der von ihm ſelbſt gegebnen Ueberſchrift: Mörderin, Unkeuſche und Mordbrennerin, doch aber nur ein gutes, Mitleid verdienendes Mädchen bekannt. In der teutſchen Monatſchrift, Junius 1790, erzälte ſpäter nachher Hr. Regierungsreferendar Schwarz unter den Namen, Natalie, eine Begebenheit, die allerdings ſehr viel Aehnlichkeit von der obenſtehenden hat, doch aber in verſchiednen Umſtänden abweicht.

Koſten. Beide waren auch nicht vergebens angewandt. Das Mädchen hatte, als ſie herangewachſen, alle Eigenſchaften, die man jezt von einem wohlgebildeten Frauenzimmer fordert; und beſaß überdieß noch ein gutes, unverdorbenes Herz. Kein Wunder daher, daß dieſes reizende Geſchöpf bald ein Augenmerk vieler junger Männer ward; und daß manche Mütter bei ihrem Anblick mit ſehnlichem Wunſch an die Lieblinge unter ihren Söhnen dachten.

Jezt, als ſie ſo eben kaum zur völligen Blüthe gekommen war, bewarben ſich zwei Kaufleute um ſie. Auch hier fand ſich der ſo gewöhnliche Fall: daß der angenehmere Mann nicht reich, der Reichere nicht angenehm war; daß dieſer an den Vater, jener ans Mädchen ſelbſt ſich verwendete; und daß dieſer älterliche Vertröſtung, jener aber Gegenliebe erhielt. Als der Vater, in der Perſon ſeines Begünſtigten, der Tochter einen künftigen Gemal vorſtellte, ſparte dieſe weder Bitten, noch Gründe, noch Schmeicheleien um ihn

zu bewegen: daß er ſeine Wahl gegen die ihrige umtauſche; aber ſie erreichte nur halb ihren Zweck. Er liebte ſeine hoffnungsvolle Tochter ſo innig, daß er ihr endlich mit Wort und Handſchlag verſprach, nie einen Mann ihr aufzudringen; aber er beſtand dagegen auch ernſtlich, und vielleicht gar mit einiger Schärfe darauf: daß ſie ihrem Günſtling nicht minder entſagen ſolle; und das Ende vom Liede war: daß wirklich beide abgewieſen wurden.

Das Mädchen hatte das Verſprechen, ihren Liebhaber zu verabſchieden, in wahrem Ernſte gethan. Als ſie aber nachher hörte, daß er, ihrer anſcheinenden Härte ungeachtet, eben ſo ſtandhaft auf ſeiner Neigung beharre, als iener väterliche Günſtling ſich bald zu tröſten gewußt habe; da blieb freilich immer noch ein Funken der alten Zärtlichkeit zurück; und ſo ſtandhaft ſie eine geraume Zeit hindurch ſeine wiederholten Bewerbungen abwies; ſo brachte er es doch durch Beſtechung einer Aufwärterin, und zwar einer, die nicht vom lezten

Schlage *) war, endlich dahin, daß ſie ſich wieder etwas von ihm vorerzälen ließ; daß ſie bald darauf abermals ſeine Briefe, und zulezt gar ſeine Beſuche annahm.

Als ſie einſt ſo beiſammen in Geſprächen der Liebe, und zwar wirklich unſchuldigen Geſprächen ſaßen, trat die Alte beſtürzt herein, und meldete die Ankunft des verreiſt geweſenen Vaters. In dieſer Angſt war kein anderer Rath, als den Geliebten ſchnell ins Bette zu verbergen, und ihn mit einer Menge Federkiſſen aufs beſte zuzudecken. So empfing man

*) Man pflegt den Ruſſinnen ſchon als Kindern in der Wiege eine Aufwärterinn zu geben, die nachher durch ihr ganzes Leben bei ihnen bleibt, und mir viel Aehnlichkeit mit ienen Ammen der Alten zu haben ſcheinen, die wir im Homer, Terenz, und andern Orten treffen, und die gewöhnlich ihrer Säugtöchter Freundinnen bis zur Mannbarkeit und ſelbſt bis in ihr Alter blieben.

den Vater. Dieſer ſetzte ſich gerade aufs Bette hin, blieb eine geraume Zeit drauf ſiz- zen, und ging endlich, nach mancher langen Erzälung, die ſeine Tochter ihm gern geſchenkt hätte, ohne etwas zu merken, hinweg. Das Mädchen eilte nun ſofort ihren Liebhaber zu befreien. Die Eilfertigkeit, mit welcher ſie die Federbetten hinwegriß, kann man leicht ſich vorſtellen; aber kaum das Schrecken, mit welchem ſie ihn todt, todt durch ihre Schuld erfand. Denn der Vater hatte ſich gerade auf den Kopf dieſes Unglücklichen geſetzt. Mit ei- ner Standhaftigkeit, die wohl Heldenmuth genant zu werden verdient, hatte dieſer Leztere, ſelbſt in den Todesängſten, ſich nicht gerührt, und war erſtickt. — Ein ſolcher Anblick war ſchrecklich, oder vielmehr tödtend beinahe für das arme Mädchen. Nichts ließ ſie unverſucht, ihren Geliebten ins Leben zurückzurufen; alles um- ſonſt. Und was nun mit dem Leichname an- fangen? Sich iezt der Härte eines Vaters ausgeſezt, einer gerichtlichen Unterſuchung

bloſs geſtellt, vielleicht gar mit Kerker und Leibesſtrafe belegt zu ſehen! Wie fürchterlich war dieſe Ausſicht. Der Rath der alten Kuplerin fand daher endlich Beifall. Der Bediente ihres Vaters, ein häßlicher Kerl von Leib und Seele, liebte den Trunk, und bedurfte Geld. Ihm wollte man eine anſehnliche Belohnung verſprechen, wenn er den Leichnam nähme und im nächſten Kanal würfe. Liebe und Schmerz machten noch manche Einwendungen dagegen; aber Nothwendigkeit drang endlich durch.

Die Alte ging den Kerl aufzuſuchen; aber ſchrecklich war die Antwort mit welcher ſie wieder kam. Denn kaum hatte dieſer Böſewicht vernommen, was er thun ſollte, ſo überſah er auch ſchon die Verlegenheit ganz, in welcher die beiden Frauensperſonen ſich befinden müßten; war zur Wegſchaffung des Leichnams zwar erbötig; foderte aber zum Lohn dieſes Dienſtes: daß ſeine Gebieterin ſeinen viehiſchen Lüſten ſich überlaſſen ſollte.

Vergebens hatte die Aufwärterin ihm Geld über Geld verſprochen; vergebens ſich ſelbſt zur Befriedigung ſeiner Wolluſt angeboten; vergebens, auf ſein Hohngelächter, eine jüngere Liebſchaft zu verſchaffen ſich verbindlich gemacht. Er blieb bei ſeinem Begehren, und ſie mußte die Nachricht überbringen.

Mit äußerſtem Abſcheu lehnte das Mädchen dieſen Vorſchlag ab. Der Bediente ward ſelbſt gerufen; ſie bot ihm zum Geſchenke alles an, was ſie von baarem Gelde beſaß. Sie bot ihm ſogar ihre Juwelen, die — da ſie eine Ruſſin war, — auf hohen Werth ſich beliefen. Sie erklärte ſich mit der möglichſten Entſchloſſenheit, daß ſie in ſein voriges Verlangen nie willigen werde. Aber der verſtockte Nichtswürdige beharrte auf ſeiner Bedingung; und drohte endlich, als das Weigern ihm zu lange währte, ſofort hinzugehen, und der Obrigkeit alles, alles anzuzeigen.

Jezt, da der Jammer immer gröſser wurde; der Morgen nicht mehr fern war; iener Böſewicht ſich wirklich bereits zum Weggehn anſchickte; entfernt' ihn die Alte noch auf einige Augenblicke, und fiel ihrer Pflegetochter weinend zu Füſsen. Sie ſtellte ihr die Gröſse und Nähe der Gefahr, die Leichtigkeit ſich zu retten, das Verſchwiegenbleiben einer zwiefachen Schmach vor. Sie erinnerte ſie an die Dankbarkeit, die ſie ihr ſchuldig ſei, an die Knute, die ihr als Unterhändlerin unausbleiblich drohe, und an den Verluſt des eignen Glücks und aller väterlichen Liebe. Kurz, ſie brachte es endlich dahin, daſs das arme Geſchöpf nachgab, und zitternd, wie ein Opferthier, in einen Schritt willigte, ſtatt deſſen ſie nachher lieber zwiefachen Tod erwählt hätte.

Der Leichnam ward nun fortgeſchafft. Niemand errieth am andern Morgen, als er gefunden ward, ſein wahres Schickſal. Aber iener Bediente, im Beſiz zweier ſo wichtigen Geheimniſſe, konte nun fortan ſo viel

Geld bekommen, als er wollte, und ergab ſich eben daher dem Trunk' immer ſtärker. Als er nach Verlauf von ein paar Monaten ſchon oft mit Angabe gedroht, und, was er verlangte, auch wirklich ertrozt hatte, ſaß er einſt, wie gewöhnlich, in einer Kabakke oder Schenke und zechte mit ſeinen Gefährten, bis er halb ſinnlos wurde. In dieſem Zuſtande fragten ihn die Kameraden, denen ſchon längſt ſein Ueberfluß an Gelde bedenklich geſchienen hatte, um die Urſache ſeines vermehrten Wohlſtandes; aller Beſinnungskraft für die Zukunft iezt verluſtig, antwortete er ihnen mit einer Menge Großſprechereien, und um ihnen ſein Glück recht begreiflich zu machen, um ihre Zweifel zu widerlegen, ſchickte er alsbald einen von den Aufwärtern zu der Tochter ſeines Herrn, und ließ ihr entbieten: ſie ſolle ſofort kommen, und zwanzig Rubel ihm mitbringen.

Das arme Mädchen, unwiſſend, wie ſie ſich anders helfen könne, ſendete ihm dieſelben wirklich. Aber dieſer Schändliche, unzu-

frieden, daß ſie nicht ſelbſt komme, ſchickte das Geld zurück, und verlangte: ſie ſoll' es ihm eigenhändig überbringen. In immer wachſender Verlegenheit glaubte die Unglückliche: Gewinn werde ihn beſänftigen; und verdoppelte daher die Summe. Doch eben dadurch ward das Ungeheuer nur noch mehr aufgebracht, und er ließ ihr drohen, alles was er wiſſe zu entdecken, wenn ſie nicht ſofort ſich einſtelle. Umſonſt ſträubte ſich die Bedauernswürdige gegen dieſen ſchmählichen Gang. Jene alte Kuplerin, die ſich nun ſelbſt ſeit geraumer Zeit ſchon mit dem Bedienten verſtand, drang abermals in ſie, und ſie ging.

Als ſie in die Schenke kam, überhäufte ſie der ſinnloſe Trunkenbold mit den härteſten Vorwürfen; ſie ſuchte ſich auf die ſanftmüthigſte Art bei ihm zu entſchuldigen; aber er hörte nicht drauf, nannte ſie eine Hure, und ſchlug ſie. Dieſer Schimpf, in ſo vieler Perſonen Gegenwart, unter den Augen der niedrigſten Klaſſe von Menſchen ihr zugefügt, war allzu-

groß, und überſtieg alles bereits Erduldete. Erſt rollten ihr einige Thränen von der Wange herab; dann eilte ſie ſchnell heraus; ein Licht ſtand ihr draußen im Wege; vom Schmerz ganz außer ſich, ergriff ſie daſſelbige, und ſteckte, von niemanden bemerkt, die hölzerne Kabakke beim Eingang in Brand. Das Feuer fraß ſofort um ſich; das trockne Geſparr loderte wie Schwefel auf; die Wache eilte zu ſpät herbei; alles Löſchen war vergebens; die Schenke verbrannte; und — ſchrecklich genug! — alle in ihr befindliche Trunkenbolde, 12 an der Zahl. Man hätte gewiß der eignen Unvorſichtigkeit dieſer Menſchen die Schuld des ganzen Unglücks beigemeſſen; aber die Thäterin trat ſogleich zur Wache, überlieferte ſich ihr, und bekannte, was ſie gethan habe. Man verhaftete ſie, unterſuchte den ganzen Vorfall, und überſchickte eine genaue Erzälung davon an die Monarchin.

In Teutſchland wäre für die Verbrecherin Lebensfriſtung unmöglich geweſen. Aber Katharina ſprach:

»Die Tochter des Kaufmanns, weil ſie nach und nach, wider ihre Grundſätze, zu einer Handlung verleitet worden, die ſie endlich in ganz ſinnloſer Verzweiflung begangen habe, ſolle auf ein Jahr lang ins Kloſter gehen, und dort ihre Sünden bereuen. Die alte Aufwärterin hingegen, die Urheberin aller dieſer Verbrechen, ſolle die Knute zum Tode erhalten; der Vater nur einen Verweis für ſeine Härte; denn das Schickſal ſeiner Tochter beſtrafe ihn ſchon hinlänglich, wenn nicht überſcharf.«

Alles dies ward vollzogen. Nach Verlauf iener Büßungszeit ließ das arme Mädchen, auf ihr eignes Verlangen, ſich einſchleiern für immer.

III.

Mord
wegen überdachter Treuloſigkeit.

Haag in den Niederlanden, den ⸗⸗⸗ 1775. *)

Freund, Freund, beinah möcht' ich glauben, daß mein alter mürriſcher Hofmeiſter doch nicht ganz Unrecht hatte, wenn er mich oft mit ſo fürchterlichem Ernſte vor der Liebe warnte. — Wozu ſind wir nicht fähig, ſobald ſie uns leitet! Ihre dünſten Faden werden Ketten; und was vor ihrem Richterſtuhl dann gerecht und löblich iſt, das beſtrafen oft bürgerliche Geſezze und Gebräuche mit Schimpf, Verluſt, ia wohl gar

*) Warum ich dieſer Geſchichte die Form eines Briefes, und den, mir iezt ſelbſt nicht mehr ganz behaglichen, Eingang laſſe, darüber habe ich mich in der Vorrede ſchon erklärt.

mit dem Tode. — Halten Sie dies nicht für Uebertreibung. — Geſtern erſt hab' ich hier einen iungen Mann auf das grauſamſte rädern ſehen, der in den Augen der meiſten für einen gräßlichen Mörder galt. Erſchüttert von dem Geſchrei ſeiner lezten Qual eilt' ich weit, weit ins freie Feld, griff in meinen Buſen, und fand, daß ich, an ſeiner Stelle, wahrſcheinlich auch gethan hätte, was er that.

»Was hatte denn aber der Arme gethan?« ſo werden Sie fragen. — Nichts, als ſich ſelbſt gerächt; nichts, als ſein Mädchen umgebracht. — »Wie?« rufen Sie aus: »das rechnen Sie für nichts, oder wenigſtens – – –« Still, Freund, hören Sie mich erſt an.

Ein iunger, zwar nicht ſehr bemittelter, doch auch nicht ganz armer, hieſiger Kaufmann liebte die Tochter eines andern weit reichern Handelsherrn, und erhielt von ihr die freiwillige und oft wiederholte Verſicherung, daß ſie ihn nicht minder liebe. Was er ver-

mochte, wandt' er an, um auch die Einwilligung ihrer Aeltern zu erlangen. Seine Sitten waren die unbeſcholtenſten, ſeine Kenntniſſe bewährt, ſein Betragen und ſein Aeußerliches angenehm; doch alles dieß half ihm nichts, denn ihm gebrach, was ſo manchen Buben hebt: Keckheit und Geld.

So hartnäckig aber auch dieſe Grauſamen auf ihrer Verweigerung beharrten, ſo gütig wußte das Mädchen ſelbſt ihren Liebhaber wieder aufzurichten. — »Sie kenne,« ſagte ſie oft zu ihm, »die Denkungsart ihrer Aeltern; ſie wä»ren allerdings ſchwer zu bewegen, aber »nicht ganz unerbittlich. Die Fortdauer »ſeiner Bewerbung, die Kraft ihrer kindlichen »Bitten würde gewiß endlich noch ſiegen; und »wär' alles umſonſt; könte nichts die Abgeneig»ten erweichen, nun dann — dann ſei ſie feſt »entſchloſſen, ihm zu folgen, wohin es auch »immer ſei; zu folgen, wo keine hartherzigen »Anverwandten ihrem Glück und ihrer Liebe »im Wege ſtehen ſollten.«

Der iunge Mann, ganz verſunken in ſeiner Leidenſchaft, glaubte blindlings was ſie ſagte, und würde den für ſeinen Todfeind erklärt haben, der an der Wahrheit des geringſten dieſer Worte gezweifelt hätte. Er fuhr fort, ſein kleines Vermögen zu Beſtechungen für die übrigen Verwandten, zu Geſchenken für ſeine Geliebte, — die gern Geſchenke nahm — und zu ſeinem eignen Lebensunterhalte zu verwenden; ſchlug manches andre vortheilhafte Anerbieten zu ſeiner Glücksverbeſſerung aus; vermied iedes Geſchäfte, das ihn von hier entfernen konte, und ſah ſich endlich mit ſeiner Kaſſe nach ein paar Jahren da, wo man ſich gewöhnlich zu ſehen pflegt, wenn man viel ausgiebt, ohne wieder verhältnißmäßig einzunehmen.

Da er ihr aus nichts auf der Welt ein Geheimniß machte, ſo wußte ſie dies alles gar wohl; und ihre Geſchicklichkeit, ihm günſtige Hoffnung zu machen, blieb ſich ſo lange vollkommen gleich, bis nun auch das lezte kleine

Kapital ſeines Vermögens aufgekündigt und im Schmelzen war.

»Lieber Junge,« ſprach ſie dann einſt, indem ſie freundlich mit der einen Hand ſeine Wange ſtreichelte und mit der andern ſich aus dem Auge eine Zähre wiſchte, die eigentlich gar nicht im Auge war, »ich kann dir »nicht länger verhehlen, was mich nun ſchon »um die Ruhe mancher Nacht gebracht hat. »Alle Hofnung, meine Aeltern dir geneigt zu »machen, iſt in gegenwärtiger Lage deiner »Glücksumſtände verſchwunden. Sie und »alle meine Anverwandten ſind Unmenſchen, »die kein Verdienſt, als das in Goldſäcken »kennen. Um uns ehlich zu verbinden, und um »zugleich — was doch freilich auch zum menſch»lichen Leben und Glück gehört — ſo viel Vermö»gen zu beſitzen, als nöthig iſt, uns ohne Kum»mer zu nähren, ſeh' ich nur einen Weg noch.»

»Und der iſt?«

»Daß du ſelbſt durch Handel und Fleiß »dir, wenn auch nicht ein anſehnliches, we-

»nigſtens doch ein ſcheinbares Vermögen zu »erwerben ſuchſt; dann bin ich und eine rei»che Ausſteuer dein.«

»Liebes Mädchen! ſpotteſt du meiner? Ich »und Vermögen? — Du ſo lange warten, »bis ich, — der ich nun zum Bettler gewor»den! — mich wieder zum reichen Mann »hinaufgeſchwungen hätte? — Welch ein »Einfall?«

»Und doch ſeh' ich die Unmöglichkeit nicht, »die du drinnen findeſt. Der Ruf nennt dich »einen Mann, der ſeine Handlungsgeſchäfte »verſteht. Wenn dein Glück zeither und »hier nicht blühte, wer ſpricht dir die Hoff»nung künftig und anderwärts ab? »— Mit zwanzig Thalern ging mein Groß»vater nach Oſtindien, mit ſieben Tonnen »Goldes kam er zurück. Dort iſt die Gold»grube der Europäer; ſelbſt Einfältige wer»den allda reich; und dir, den Erfahrung »und Liebe beſeelen, ſollte dies unmöglich »ſeyn?«

Der Unglückliche ſchwieg ein paar Sekunden lang. Der ſchreckliche Gedanke: Wie, wenn ſie, der du alles vertrauteſt, dich verriethe? ſtieg in ihm empor; er unterdrückte raſch denſelben, und wandte ſich wieder liebevoll zu ſeinem Mädchen.

„Beſter Engel, du ſprichſt von Oſtindien, „wie die Verfertiger der Robinſone und der „Avanturiers davon zu ſprechen pflegen; „ſtellſt dir unter ienem Welttheil eine offne „Schatzkammer vor, aus der ein ieder weg„tragen kann, was ihm einzuſtecken gut„däucht. Und doch, doch iſt dieſe Schazkam„mer meiſtentheils das Zuchthaus, oder „wohlgar das Grab der Europäer. Böſewich„ter und Krankheiten lauern dort überall den „neuen Ankömmlingen auf, und von hun„derten kommen kaum zwanzig davon, „gedeiht oft kaum Einer. Aber ſez' auch, „dieſes ferne Land wäre mild gegen mich; „welch ein Zeitraum wird dazu erfordert? „Rechne ſo wenig als du willſt: zehn, zwan-

„zig Jahr gehn gewiß fruchtlos vorbei. Mei-
„ne Wange wird inzwiſchen braun gebrannt,
„meine Stirne runzlicht, mein Körper durch
„Scharbock, Fieber, und tauſend andere Krank-
„heiten ſiech gemacht werden. — Endlich komm'
„ich wieder, und finde dich — in dem Arm
„eines Andern; vielleicht als eine längſt ver-
„blühte Mutter von Töchtern, die dann das
„ſind, was du iezt biſt.“

„Du verkennſt mich! Ich wart' auf dich,
„und wenn ich nie einen Mann als mei-
„nen Mann küſſen ſollte.

„Aber der Ungeſtüm deiner Aeltern indeß?
„deine fruchtloſe Schwermuth; die Verläum-
„dung deiner Mitbürger; die = = =

„Was iſt mir dies alles, wenn ich es für
„dich leide?“

„Ha! nun hab' ich dich, wo ich dich ha-
„ben wollte! Willſt du dies alles meinet-
„halben auch ohne mich leiden, o! ſo thei-
„le lieber gleich iezt dein Geſchick mit mir!
„— Gieb mir deine Hand, und ich fliege dann

»an derſelben, wohin du es haben willſt, gen »Mitternacht, Morgen oder Mittag! — Du »wirſt blaß? du ſchweigſt? — Theure, wie »oft verſprachſt mir du ſonſt ungebeten »das zu thun! Halte mir es nun auch, da »ich dich darum bitte!«

Das Mädchen, durch dieſe lezte Rede überraſcht, ſah freilich ſich in ihrer eignen Schlinge gefangen; aber ſie nahm zum gewöhnlichen Hülfsmittel falſcher Seelen, zur Hartnäckigkeit, ihre Zuflucht. Seinen Gründen ſezte ſie Thränen, ſeinen Bitten zehnmal widerlegte Einwürfe entgegen; und der arme iunge Mann ging troſtlos von ihr. — Er ſah, beim einſamen Erwägen des ihm geſchehenen Vorſchlags, gar wohl die Tücken ein, die hier auf ihn lauerten; er war bereits feſt entſchloſſen, ſich nicht umſonſt betrügen zu laſſen; aber er wollte doch auch zuvor ganz überzeugt ſeyn, eh' er es glaube und ſich räche.

Alles, was ihm noch von baarem Gelde übrig geblieben war, mochte kaum hundert Thaler betragen; er nahm einen anſehnlichen Theil davon, und beſtach die Vertraute ſeiner Geliebten. Das Kammermädchen widerſtand lange, aber endlich ergab ſie ſich. — Von ihr erfuhr er ein heimliches Verſtändnis ſeiner Treuloſen mit eines reichen Banquiers Sohne; von ihr erfuhr er, daß ſie ſich oft Briefe ſchrieben; von ihr erhielt er endlich das Verſprechen, daß ihm nächſtens eines dieſer Sendſchreiben in die Hände geſpielt werden ſollte.

Seine Wuth war ohne Grenzen; aber auch iezt zwang er ſich; ſah ſein ſogenanntes Mädchen noch an dem nämlichen Tage; verſicherte der Niederträchtigen: daß er ihrem Vorſchlage weiter nachgedacht, ihn thunlich befunden, ia ſich bereits auf einem bald abgehenden Schiffe verdungen habe; ward desfalls äußerſt von ihr gelobt, und erhielt zwei Tage drauf durch die beſtochne Aufwärterin

ein Billet, welches für ſeinen Nebenbuhler beſtimt, und folgenden Inhalts war:

»In drei Tagen, mein Beſter, ſind wir bei-
»de ganz ohne Sorgen. — Jener gute
»Narr glaubt alles, was ich ihm vor-
»geſchwazt habe, und geht morgen zu
»Schiffe. Von Oſtindien aus kömmt
»dann ſein Einſpruch, er komme,
»wann er wolle, viel zu ſpät. — Glaubſt
»du nun endlich, du getaufter Un-
»gläubiger, daß ich dich mehr liebe,
»als ihn? Nur ſprich fein bald mit
»meinen Aeltern; ich weiß, ſie ſind dir
»gewogen, und erwarten blos das Eh-
»renwort, um dir ihre Einwilligung zu
»geben.«

»Dies, dies der Lohn, den ich um dieſe Schlange verdient habe?“ rief der Arme, indem er das Billet durchlas; ſeine Augen hatten keine Thränen mehr, und ſein Herz war geſtählt. Er eilte hin zu ihr, ſie empfing ihn mit der möglichſten Verſtellung, und er mel-

dete ihr, daß er Abſchied zu nehmen komme. — »Nur noch einen Tag alſo!« rief ſie, und ſchlang ihren Arm um ihn. Sie wartete nicht, bis er ſie küſſen würde; ſie kam ihm ſo brünſtig zuvor, daß der Unglückliche wirklich auf zwei Augenblicke vergaß, in weſſen Armen er ſich befände.

Aber bald ermannt' er ſich. — »Weg mit deinen Küſſen! Kennſt du dieſe Hand?« ſo rief er, indem er ſich loswand, und den fatalen Brief ihr darbot; ſie erkannte denſelben, bebte, wolte reden, ſtammelte, ſchwieg. — »Nun ſo nimm dann dieſen Einſpruch »hin, eh ich noch fort nach Oſtindien reiſe.« — Ein ſcharfes Meſſer durchſtieß ihr raſch Bruſt und Herz. — »Ich hab' es verdient!« ſtöhnte ſie mühſam, ſank und ſtarb.

Der Jüngling eilte unbemerkt hinweg und zum Richter. — »Geſtrenger Herr, (war ſeine Anrede) »wenn ein Räuber mir mein »ganzes Vermögen raubt; wenn ich ihn da»bei finde und tödte; bin ich des Todes

»ſchuldig?« — ».Das wohl nicht; aber nach »Befindung der Umſtände kann es Ihnen »doch wohl noch Ungelegenheit genug machen. »Es ſagen unſere Geſezze = = =« — »Nun »ſo entſcheidet nach ihnen und wißt: Eine »Bübin raubte mir mein ganzes väterliches »Vermögen, meine Ruhe, mein Herz und »Glück. Verſpottet, betrogen, ausgeplün= »dert, dem gewiſſen Elende von ihr entgegen= »geſandt, hab' ich mich gerächt. Hier iſt das »blutige Meſſer!«

Man kann leicht denken, wie der Richter erſchrack; aber der Unglückliche ließ ſich gelaſſen ins Gefängniß führen, und man ſprach nachher auf zwei Univerſitäten einſtimmig das Urtheil über ihn: daß er, ſeiner grauſamen Mordthat halber, mit dem Rade von unten hinauf beſtraft werden ſolle.

Freund, wenn Sie nicht errathen, warum ich gegen das Ende dieſer Geſchichte ſo eilte;

meine Erzälung ſo zuſammen engte; ſo haben Sie die Fühlbarkeit vergeſſen, die mir die Natur, weiß Gott, ob zum Segen oder zum Fluch, in der Stunde der Geburt verlieh. — Leben Sie wohl! Mit naſſen Augen ſchreibt man ia doch gleich ſchwer und ſchlecht.

IV.

Todtſchläger, durch Eiferſucht und Zuſammenhäufung unglücklicher Umſtände getrieben.

Ein Kurländiſcher Bauer, der lange Zeit für den ordentlichſten, beſten Mann im ganzen Dorfe gegolten hatte, war der Gatte eines Weibes, die ſchon ſeit vielen Jahren unabläßig kränkelte. Er ertrug den mannichfaltigen Schaden, den ſeine Wirthſchaft dadurch erlitt, mit großer Geduld; unterließ keine Mühe, keinen Aufwand, wodurch ihre Geſundheit wieder hergeſtellt, ihr Leiden vermindert werden konte; und ſo fruchtlos alles blieb, brach er doch nie in Unwillen oder Beſchwerden aus.

Nur in einem Punkte wär' er zwar gern Herr über ſich geweſen, aber er vermocht' es

nicht. Das immerwährende Kränkeln machte ſein Weib von Tag zu Tage unſcheinbarer, machte ſogar zur ehelichen Liebe ſie faſt immer unvermögend. Er hingegen war noch ein iunger raſcher Mann, deſſen Blut ſehr warm floß, und deſſen Begierden oft ſehr thätig ſich regten. Daß bei ſolchen Umſtänden zuweilen der Wunſch in ihm emporſtieg: auswärts zu erſetzen, was daheim ihm abgieng; das iſt wohl kein Wunder; und noch minder kann es für eines gelten, daß er bald einen Gegenſtand nach ſeinem Behagen fand.

Eine entfernte Muhme ſeiner Frau ging oft in ſeinem Hauſe aus und ein. Ein iunges, ſchlankes Mädchen, deren derbes, friſches Fleiſch, deren rothe Wange und lüſterne Augen einem Manne von ihrem Stande allerdings nicht misfallen konnten. Er ſah ſie ſo oft, unter ſo mancherlei Umſtänden; ſie nahm zuweilen ſeiner Wirthſchaft ſich an; ſie ſprach ihm oft Troſt zu, wenn er bekümmert zu ſeyn ſchien. Alles dies erhöhte ihren

Reiz in ſeinen Augen; er glaubte, durch nähern Umgang mit ihr niemanden etwas zu entziehen, und ſich doch für ſo manche trübe Stunden auch einen frölichen Augenblick wohl gönnen zu dürfen. Er brachte ſein Wort an, und unterſtüzt' es durch thätige Liebkoſungen ſeiner Art. Die Dirne ſtellte dieſem Begehren allerdings triftige Gründe entgegen; aber er widerlegte ſie durch Vorſpieglung gewiſſer Ehe, ſo bald er, — was nicht mehr fern ſeyn könne — Wittwer geworden ſeyn würde; und das Mädchen ergab ſich. Doch eben dieſes Liebesverſtändnis blieb nur kurze Zeit ohne Folgen und unentdeckt. Das Mädchen fühlte ſich ſchwanger, und ihr Geſtändnis kam dem armen Mann noch viel zu früh und viel zu unerwartet. Eine ſchwache Hofnung auf ſeiner Frauen baldigen Tod tröſtete ihn zwar immer noch etwas; aber eben dieſe Frau fing iezt an die Eiferſüchtige zu ſpielen. Die freundlichen Blicke zwiſchen Gatten und Muhme entgingen ihrer Aufmerkſamkeit nicht. Sie

deutete ſolche ſehr richtig auf Dinge, die entweder ſchon vorgegangen ſeyn dürften, oder bald vorgehen würden. Was ſie ſelbſt nicht mehr genießen konnte, mißgönnte ſie wenigſtens einer Dritten; und es kam dahin, daß ſie endlich ihrer Nichte den Zutritt in ihr Haus ganz unterſagte. Alles dies verbitterte zwar ſchon das Leben des armen Mannes gewaltig; doch ein Umſtand, der anfangs nur eine Kleinigkeit zu ſeyn ſchien, vollendete das Maas ſeines Elends.

Die Kurländiſchen Bauern ſind verpflichtet ihrem Gutsherrn alljährlich einen gewiſſen ausgeſetzten Zins von Geſpinnſt zu liefern. So mäßige Anſtrengung dieſe Art von Arbeit auch erfordert, ſo war ſie doch noch überwiegend für die Kräfte des armen, faſt immer bettlägrigen Weibes. Was ihr daher an dem gebührenden Maaſe abging, mußte ihr Mann auswärts ſpinnen laſſen und bezalen. Er that dieß abermals gern und treulich; nur fiel dieſe Lohnarbeit, ganz ohne ſein Verſchul-

den, etwas abſtechend von der übrigen aus. Sein Edelmann, ein ziemlich ſtrenger Herr, hatte desfalls ſchon vorm Jahre einen derben Verweiß ihm ertheilt; hatte die Drohung einer harten Behandlung, wenn dieſes noch einmal ſich zutrüge, hinzugefügt. Jezt, als er wieder das ausgeſetzte Garn ihm überbrachte, und der Grundherr ſolches (was doch falſch war) noch ſchlechter als vordem zu finden glaubte, ſetzt' er die Drohung ins Werk, und behandelte ſeinen Unterthan mit harten Schlägen.

Eine ſolche Begegnung ſchmerzte die ohnedem empfindliche Seele des armen Landmanns unendlich. Er ging mit bitterm Murren über Junker, Unterthanspflicht und Schickſal ſeiner Heimath zu. Doch eh er noch dahin gelangte, kam ihm, mit Händeringen, mit rothgeweinten Augen, mit ſchluchzender Stimme ſeine Geliebte entgegen. — „Jezt, ſagte ſie, wäre auf Gottes weiter Erde keine unglücklichere Perſon als ſie. Ihre Mutter

merke nur zu deutlich ihre Schwangerſchaft. Bald werde alles ruchbar, bald für ihre Schmach keine andere Rettung möglich ſeyn, als ſich im nächſten Teich zu ſtürzen.«

Der gute Mann that, was er nur vermochte, um auch dieſe Unglückliche, wenigſtens in etwas, zu beruhigen. Verweiſung auf ſeines Weibes täglich zunehmende Schwäche, Wiederholung ſeines Verſprechens, Troſtgründe der Religion, Schmeicheleien der Liebe — alles ward hervorgeſucht, und das arme Mädchen fing wirklich an etwas gelaßner zu werden, als ſie von weitem eben diejenige Perſon, auf deren Tod ſie beiderſeits hoften, kommen ſahen. Sie trennten ſich ſofort, und der Bauer ging ſeiner Frau entgegen.

Aber dieſe hatte bereits jenes Geſpräch bemerkt, und ſelbſt aus der geſchwinden Trennung deſſelben neuen Verdacht unerlaubter Vertraulichkeiten geſchöpft. Sie vergaß daher iezt auf einige Augenblicke ihr Unpäßlichſein und ihre Kraftloſigkeit; kam ſo ſchnell,

als ſie nur immer konnte, herbei; überhäufte ihren Gatten mit den bitterſten Vorwürfen; belegte ſeine Geliebte mit den allerſchimpflichſten Beinamen; beſchuldigte ihn eines offenbaren Ehebruchs, und ſchwur: »daß ſie ſofort zu Pfarrer und Edelmann, um ihn zu verklagen, hingehn wolle.«

Eine ſolche, gleichſam verabredete Zuſammentreffung mannichfacher Unfälle, deren ieder einzeln ſchwer genug zu tragen war, überwog die Faſſung unſers armen Bauers weit. Gemißhandelt ohne Schuld von ſeinem Edelmann, bedroht vom Ausbruch einer allgemeinen Schmach; ſeine Geliebte in Bereitſchaft Hand an ſich ſelbſt und an das Kind unter ihrem Herzen zu legen; ſeine Habe in Abnahme, ſeine Hauswirthſchaft in Verwirrung — und auch eben dieienige Perſon, deren Krankheit von allen dieſen Unfällen die erſte, obſchon unſchuldige Urſache war, im Begriff, ſeine Schmach und ſein Elend zu vollenden! — Wahrlich, der Bedaurungswürdige kann-

te beim Uebermaas ſeines Unglücks nun ſich ſelbſt nicht mehr, und ſein Gefühl brach endlich im heftigſten bewußtloſeſten Zorn aus. „Elende, rief er zu ſeinem Weibe, bin ich nicht erſt durch dich um alles, was mir lieb iſt, gekommen? Und nun willſt du noch ſelbſt gegen mich den Teufel ſpielen, und mich bei Gott und Menſchen verklagen? Er hob den Stock, den er ſo eben in der Hand hatte, hier über dem Haupte ſeiner Frau auf, und von einem gräßlichen Schlage getroffen, ſank die Arme augenblicklich tod zur Erde. Wahrſcheinlich hatte ſich der Arme ſelbſt nicht klar gedacht, was er verübe. Aber die That war geſchehen. Nun konnte keine Reue die Getödtete wieder retten; ihn eben ſo wenig. Gerechtigkeit der Geſetze verfuhr bald nachher gegen ihn, wie ſie — mußte.

V.

Ein Räuber, weil die menſchliche Geſellſchaft ohne Schuld ihn ausſtieß.

Eine Räuberbande von zwölf Mann hatte ſeit geraumer Zeit die Gegend um *** beunruhigt. Man überfiel ſie endlich in einem klei-

*) Gegenwärtiger Aufſaz, mir (1779) aus der Pfalz zugeſendet, iſt nur in einigen Kleinigkeiten, den Stil und die Ordnung der Ideen betreffend, von mir abgeändert worden. Gewünſcht hätte ich freilich, daß dem Hrn. Einſender gefällig geweſen wäre, die vielen N. N. und Lücken mit wirklichen Namen auszufüllen. Allzu ängſtliche Vermeidung derſelben bringt ſo leicht im Verdacht der Erdichtung; und ich begreife nicht, warum man in Fällen, wie gegenwärtiger iſt, einer ängſtlichen Verſchwiegenheit bedarf. Ich ſelbſt zwar hätte im Verfolg, da ich vor we-

nen Städtchen; die Räuber griffen, als ſie ſich entdeckt ſahen, verzweiflungsvoll zu den

nigen Jahren erſt, durch einen ſonderbaren Zufall, der Geſchichte ſehr nahe auf die Spur kam, dieſe Ausfüllung auf mich nehmen können. Aber ich wollte gern alles, was einer *Anmaßung* auch nur ähnelt, vermeiden; zumal da es doch möglich, wenn auch nicht wahrſcheinlich war, daß meinem unbekannten Freund dieſe Ergänzung einige Privatunannehmlichkeiten gemacht hätte. — Daß übrigens manche feine Naſe ſich mit gewaltigem Ekel rümpfen dürfte, wenn ſie das Wort *Abdecker* lieſt, zweifle ich keineswegs. Für mich war daſſelbige nicht der geringſte Anſtoß. Denn auch der Abdecker iſt ein Menſch wie wir; und oft ein moraliſch beſſerer, mithin im Weltall edlerer Menſch, als derjenige, deſſen Naſe ſich ſo ſtark und ſo gern beim Unterſchied der Stände rümpft.

Waffen, und verwundeten ſowohl einige von der Amtsfolge, als auch von den ihr zugegebnen Soldaten. Ein einziger, Johann mit ſeinem Vornamen, ergab ſich ſogleich, und bot mit Schluchzen ſeine Hände den Banden dar, indeß die andern ſich noch beinah eine Stunde lang wehrten.

Auch im Kerker betrug er ſich mit außerordentlicher Gelaſſenheit. Wann die andern fluchten, fleht' er um Gnade zu Gott, und ermahnte ſie zu gleichem Gebete; oft weint' er ſo bitterlich über ſein Vergehn, daß ſelbſt die Amtsknechte, — ſo fremd dieſen Leuten ſonſt das Mitleid zu ſeyn pflegt — ihm Troſt zuſprachen.

Durch ihn allein erhielt man eine umſtändliche Nachricht von den Unternehmungen dieſer Diebesbande, und auch von ſeiner eignen Geſchichte that er folgendes aufrichtiges Geſtändnis.

Er war auf einer Hofmarch des Grafen von T — in Baiern geboren, auf welcher ſein

Vater, ein ehrlicher Greis, ſchon über vierzig Jahr als Abdecker gedient hatte, und wegen ſeiner Redlichkeit und Kenntnis bei Viehkrankheiten in der ganzen Gegend bekannt war. Nie riß in den Orten ſeiner Pflege eine Viehſeuche ein, ſo verderblich ſie oft in der Nachbarſchaft wütete; und er war deshalb bei ſeiner Herrſchaft, troz ſeiner ſonſt verachteten Handthierung, ſehr beliebt.

Aber in ſeinem ſechs und ſechzigſten Jahre traf ihn das Unglück, daß ein Jagdpudel, den ihm der iunge Graf, der ſeit kurzem erſt ſein Herr geworden war, in die Koſt gegeben hatte, unvermuthet verreckte. Zwar geſchah dies ganz ohne ſeine Schuld; doch man glaubte ſeinen Worten nicht; dieſer Hund war einmal der hochgräfliche Liebling; und der arme, entkräftete Greis verlor ſein Brod und ſeine Stelle.

Ohne Dienſt, ohne Ausſicht, ohne Kräfte ſich Unterhalt zu erwerben, zog der unglückliche alte Mann mit ſeinem Sohne Johann,

einem damals achtiährigen Knaben, im Ländchen herum; einige Bauern, menſchlicher als ihr Graf, gaben ihm kärgliche Broſamen, bis er erkrankte, und für Kummer und Elend ſtarb.

Johann ward iezt neun Jahr alt; und ein Vetter ſeines Vaters, von gleicher Handthierung, nahm ihn zu ſich; doch dieſer Mann war ein verſteckter Böſewicht, der ſich des armen Knaben bald zu einigen kleinen Viehdiebſtählen ſo zu bedienen wußte, daß Johann ſelbſt nicht argwohnte, wozu er gebraucht würde. Aber endlich ward ihm die Sache doch verdächtig, und als einſt in ſeiner Gegenwart ein förmlicher Raub verabredet, er ſelbſt auch zum Einſteigen und zur Eröfnung der Fenſter dabei beſtimmt wurde, ſtand auf einmal der Geiſt ſeines Vaters ihm vor Augen; er glaubte, ſeine Ermahnungen alle von neuem zu hören, wagt' es nicht, ihnen untreu zu werden, und entfloh noch den nämlichen Abend, als der Diebſtahl ins Werk geſezt werden ſollte.

Sein Weg ging zur nächſten Stadt, und nachdem er einige Tage herumgebettelt hatte, nahm ihn ein Schloſſer auf ſein inſtändiges Bitten zum Lehrpurſchen an. Er arbeitete hier ein ganzes Jahr; war, nach des Schloſſers eignem Zeugniſſe, willig, gehorſam, eingezogen, gelehrig und gottesfürchtig; und würde ganz gewiß ein geſchickter Künſtler geworden ſeyn, hätte man nicht plözlich entdeckt, daß er eines Abdeckers Sohn ſei. Er ſelbſt, unbekannt mit dem Vorurtheile, das ihm die Ehrlichkeit abſprach, läugnete dies bei der erſten Befragung keinesweges, und ward mit Schimpf und Härte aus der Zunft verſtoßen.

Voll Scham, Verwirrung und Jammer, kam er auf ein benachbartes Dorf, und fand, da es eben Aerntezeit war, bei einem Bauer Dienſte, ſo wenig er auch ſonſt mit der Landarbeit bekannt ſeyn mochte. Er behielt ſolche bis zu Ende der Aernte, und ward, da man ihn iezt auch hier als einen unnöthig gewordenen Koſtgänger abdankte, mit einem andern Bauer-

jungen bekannt, der ein Wildſchütze war, und von dem der arme, dienſt- und brodloſe Johann zu gleichem Gewerbe angeführt, oder wenn man lieber will, verführt ward. Auch dies dauerte noch nicht ganz ein Jahr; er ward ertappt, eingezogen, und auf eignes Bitten zum Soldatenſtande verurtheilt. Doch, da er den Winter hindurch, in welchem er dem Wildſchießen nachgegangen, ſich beide Füße ſo ſehr erfroren hatte, daß einer davon aufbrach, ſo ward er auch hier nicht angenommen, empfing vielmehr zwanzig Karbatſchenſtreiche, und ward fortgejagt.

Dieſes, wie er weinend geſtand, benahm ihm die lezte Hoffnung, ſich als ein redlicher Menſch zu nähren. Von neuem beſchimpft, beſtraft, ohne Unterhalt, und ohne Vermögen ihn zu erwerben, eilt' er wieder zu ſeinem Vetter, von dem er ehmals entflohen war, und fand ihn in noch beſſern Umſtänden, als er ihn verlaſſen hatte.

Aufgebracht gegen das Menſchengeſchlecht, das ihn überall ausgeſtoßen, ia noch obendrein, beinahe ganz ohne Schuld, beſtraft hatte, — aufgemuntert durch den Wohlſtand, in dem er ſeinen Vetter antraf, folgt' er deſſen Anweiſung; und da er einmal zum erſten Raube ſich verleiten laſſen, ging er auch nachher allzeit treulich mit, ohne iedoch etwas weiter dabei zu denken als: du haſt ia doch ſchon mit dem erſten Gange den Tod verdient. Gleichwohl konnt' er bei den ſechs Raubereien, deren er ſich ſchuldig gemacht hatte, nach den Ausſagen ſeiner eignen Kammeraden, nie zur Hauptſache, und am allerwenigſten zur Bindung der Ueberfallnen gebraucht werden. Sein weiches Herz machte vielmehr, daß er oft bei den Andern für ſie bat, und verſchiedenen Hartgeknebelten, beim Abzug des Räubergeſindels, die Bande heimlich wieder löſte; ſo daß ſie ſelbſt einmal beinah' alle drüber wären eingeholt worden, und nur mit gröſter Mühe ſich flüchten konnten. Das

Einzige, wozu ſeine Kammeraden ihn nutzen konnten, war — Eröffnung der Schlöſſer und Thüren; eine Kenntniß, die er ſeinem ehmaligen Schloſſerhandwerke noch zu danken hatte, und ohne welche er, vermöge ſeiner Gutherzigkeit, ſelbſt zum Spitzbuben verdorben geweſen wäre.

Vielleicht dünkt manchem dieſe Geſchichte unbedeutend, aber dann würd' er nur einen Beweis ſeiner Flüchtigkeit im Leſen geben. Vorausgeſetzt, was ich ſchon vorhin in der Note ſagte, und was doch wohl ſo gewiß, als irgend eine Wahrheit in der Bibel ſeyn dürfte: daß der Menſch in iedem Stande doch noch Menſch und unſers gleichen iſt, und daß, nach dem Rechte der Natur betrachtet, der zerlumpteſte Bettlerbube zum ſtiftsmäßigſten Edelmanne: Bruder! ſagen kann; dies, ſag' ich, vorausgeſezt, wer mag ſich des Unwillens enthalten, wenn man ſieht, daß der Tod eines gräflichen Pudels einen ehrlichen verdienten Greis zum Bettler herabſezt, und ſeinen

abgelebten Körper dem Hunger, der Blöſſe und dem äuſſerſten Elende preis giebt? Wer liebt den Knaben nicht, der, ſo ſehr er noch Knabe iſt, doch, den Lehren ſeines Vaters treu, eher alles wagen, als ein Räuber werden will? Wer zürnt nicht auf ein barbariſches Vorurtheil, das vergebens von der Vernunft widerlegt, vergebens durch weltliche Geſetze verboten, ſich gleichwohl immer noch feſt im Beſitz erhält; dem Staate ſchon manchen braven Mann entzogen haben mag, und hier einen Jüngling, der ſo gern ein nüzliches bürgerliches Mitglied geworden wäre, zwang, durch Laſter ſein Leben zu friſten? Und wer entſchuldigt endlich ſelbſt den Fehlenden nicht, der mitten in ſeinen Fehlern Erbarmung mit denen trägt, die er beraubt und berauben muß, weil dieſe Grauſamen ihn ia ſonſt nicht leben laſſen wollen?

Sezt dieſen Unglücklichen unter andere Umſtände; gebt ihm Aeltern, durch Geburt, Glück und Vermögen, wirkſam im Kreis öffentlicher

Geſchäfte; und dann hätten vielleicht Mitmenſchen und Nachkommenſchaft ihn in die dauernde Namenliſte der erhabenſten, durch Grundſätze edeln Menſchenfreunde eingetragen! Denn leider bleibt nur allzuwahr, was Pope ſagt: »Nicht ieder, der eine Wohlthat erzeigt, iſt deshalb auch wohlthätig. Vielleicht hatt' er eine glückliche Stunde; vielleicht blies eben der Wind aus Oſten.«

VI.

Franzöſiſcher Juſtizmord.

Von der ehemaligen franzöſiſchen Kriminaljuſtiz, ihren mannichfaltigen Gebrechen, und vorzüglich ihrer allzugroßen, allzuraſchen, allzubuchſtäblichen Strenge iſt ſchon ſo manches geſchrieben, ſo manches Beiſpiel geſammelt worden, daß man leicht mit dieſer leztern Arbeit ganze Alphabete füllen könnte. Umſonſt verhallte in dieſem Punkte Voltairens ſonſt ſo allgeachtete Stimme. Seine Beredſamkeit konte höchſtens nur ein Paar einzelne Unglücklichen retten; und noch gewöhnlicher ihrem Leichnam nur zu einem ehrlichen Begräbniß verhelfen. Im Ganzen blieb alles beim Alten! — Folgende Anekdote, die für Ballade und theatraliſche Bearbeitung vielleicht kein undankbarer Stoff geweſen wäre, iſt, ſo viel ich weis, noch nirgends gedruckt, und

ungezweifelt wahr: denn ich verdanke ſie der Erzälung eines Augenzeugen, der den Unglücklichen ſelbſt zum Tode führen ſah. *)

Im Jahr 1755 lebten unter den Sieben bis Achtmal hundert tauſend Menſchen, die Paris bewohnen, auch ein junger Schloſſergeſelle und ſein Mädchen. Er, ein fleißiger, braver, geſchickter, und, nach Landesſitte, recht herzlich in ſeine Schöne verliebter Burſche; ſie, eine feine ehrliche Dirne, die ſich durch Nähterei recht artig ihren Unterhalt erwarb; die, troz dieſes oft zweideutigen Gewerbes, und troz ihrer Unabhängigkeit als älternloſe Waiſe, doch völlig bei unbeſcholtnem Rufe blieb; von allen ihren Bekannten geſchäzt wurde, und ihren Joſeph (ſo hieß iener Burſche) von ganzer Seele lieb hatte. Beide glaubten bereits dem Zeitpunkt ihrer Verbindung nahe zu ſeyn; ſahn ſich alle Ta-

*) Des nun ſchon ſeit ſieben Jahren geſtorbnen Oberlandbaumeiſter Krubſacius in Dresden.

ge, und hatten ſich ſchon ziemlich zu ihrer Wirthſchaft vorbereitet.

Eines Morgens ward der iunge Mann in ein Haus, dicht an der Wohnung ſeines Mädchens, gerufen, um ein zugeworfenes Schloß wieder aufzuſprengen. Er that dieſes, und wollte wieder heim gehen; als ihm ſehr natürlich der Gedanke beifiel, hurtig ein paar Augenblicke zu ſeiner ſo nahen Geliebte hinaufzuſchlüpfen, und ſich: wie ſie geruht habe? zu erkundigen. Gedacht, gethan! Sie wohnte im fünften Stockwerk; ihr Vorhaus pflegte verſchloſſen zu ſeyn. Der iunge Schloſſer klingelte daher auch iezt, aber er klingelte lange vergebens. Ein ſo früher Ausgang ſchien ihm verdächtig, und es erwachte bald die eiferſüchtige Beſorgniß: Wie? wenn ſie ſich vielleicht mit Fleis verſchloſſen, dich geſehen, wohl gar irgend etwas Unrechtmäßiges dir zu verbergen hätte« — Ein ſolcher Argwohn im Kopf eines Alt- oder Neufranken iſt immer ein ſchlimmer Gaſt. Auch Joſephs

Verdacht ward mit iedem neuen Klingelzug ſtärker. Er legte ſein Ohr dicht an ein Paar Spalten der Thüre, und glaubte, nach der gewöhnlichen Art der Selbſtquäler, wirklich drinnen ein Flüſtern und Raſcheln zu vernehmen. Natürlich, daß durch alles dieſes ſeine Unruhe treflich wuchs; er ſann bereits hin und her auf Rache, und endlich fiel es ihm ein, daß er ia ſo eben durch ein günſtig ſcheinendes Ungefähr ſein Handwerkszeug bei ſich habe.

„Wie, dacht' er, wenn ich mich nun deſſen zur Eröffnung dieſer Thüre bediente? Iſt meine Braut treulos, ſo verdient ſie Beſchämung, und unſer Handel iſt geendigt. Iſt ſie unſchuldig, ſo bitt' ich um Verzeihung, und ſie vergiebt meiner Eiferſucht, um meiner Liebe willen. — Aber wie? wenn ſie noch ſchlieſſe? Müßte doch wahrlich ein Todtenſchlaf ſeyn! Und zudem wäre ia dem Bräutigam auch wohl ſolch' eine Ueberraſchung vergönnt.“

Noch während dieſes ungeſprochnen Monologs bediente der Eiferſüchtige ſich bereits ſeiner Handwerkszeugs; eröffnete ziemlich leiſe die Thüre, fand das Zimmer offen und huſchte hinein. Jezt erkannt' er ſeinen Verdacht ungegründet; und fand, daß ſein Mädchen würklich ſchon ausgegangen ſei. Er wollte ſich daher ſogleich wieder entfernen, als ihm auf ihrem Arbeitstiſche ein kleines niedliches verſchloßnes Käſtchen in die Augen fiel. — „Was iſt das? ſezt' er ſeine Gedankenreihe fort: Noch nie ſah' ich dieſes Käſtchen bei ihr. Es iſt ſo leicht; höchſtens können einige Papiere drinnen verwahrt ſeyn. Ich will einen Scherz machen; wills mitnehmen. Wenn ſie's vermißt, auf wen wird ſie wohl rathen? Sicher wird ſie zu mir kommen — wird mir's klagen. Ich laſſe ſie dann ein wenig in der Angſt zappeln; zeig' es ihr endlich; mache den Argwöhniſchen; vermuthe Liebesbriefchen drinnen und ſo weiter; kurz, ich will's mitnehmen."

Auch dieſen Einfall vollführt' er; machte ganz geſchickt die Saalthüre wieder zu, und entfernte ſich, von Niemanden im ganzen Hauſe, wie er glaubte, bemerkt. — Kurz drauf kam die Nätherin heim; an der Saalthüre ſpürte ſie nichts; aber beim erſten Eintritt ins Zimmer vermißte ſie ſofort ihr Käſtchen; denn grade deſſentwegen kam ſie wieder nach Hauſe; es waren Spitzen von einigen hundert Livres am Werthe drinnen; ſie hatte ſolche vorher ſchon zu der Herrſchaft, der ſie gehörten, und von welcher ſie dieſelben zum Ausbeſſern erhalten, nach Hauſe tragen wollen, aber unglücklicherweiſe über andern Dingen ſie vergeſſen. Jezt, als ſolche verſchwunden waren, erhob ſie ein lautes Geſchrei. Im ganzen Hauſe lief ſie herum; erzälte iedermann, daß ſie beſtohlen worden ſei; fragte, ob man keine Spur von den Dieben ihr geben könne? und überließ ſich bei einem Verluſt, der ihr ſo unerſezlich ſchien, der äußerſten Verzweiflung.

Der Wirth, als er von ihrem Unfall erfuhr, ſchickte aus Mitleid ſowohl gegen das arme Mädchen, als aus Sorge für den guten Ruf ſeines Hauſes, ſofort nach einem Polizeikommiſſar; es ward die ſtrengſte Unterſuchung in allen Stockwerken angeſtellt; aber man fand natürlicher Weiſe das Käſtchen nirgends. Bei den ſämtlichen Hausgenoſſen ward nun nachgeforſcht: Ob ſie nicht irgend Jemand kommen oder weggehen geſehn hätten? Aber auch hier wollte ſich eben ſo wenig irgend eine Spur finden; und die Gerichtsperſonen waren ſchon im Begriff ſich zu entfernen; als eine Strumpfſtrickerin, die dieſem Hauſe gegenüber ihren Laden hatte, durch das Getümmel herbeigelockt ward, und von dem Vorfall hörte.

»Je nun — fing ſie ganz in ihrer Unſchuld an — Jemand hätt' ich doch wohl unterdeß ins Haus hinein und wieder herausgehen ſehn; iemand, der allerdings oben geweſen ſeyn muß; aber unmöglich der Dieb ſeyn wird.«

— Man fragte ſie: Wer das geweſen ſei? — „Der Jungfrau ihr Bräutigam; er blieb ein geraumes Weilchen drinnen!“ — Bei dieſen Worten erblaßte das arme Mädchen, und verſicherte: daß der gewiß nichts ihr weggenommen habe. Aber der Polizeibeamte behauptete ſofort: daß auch bei ihm Nachſuchung geſchehen müßte. Man ging hin; er war abermals ausgegangen; doch man durchſtöberte ſeinen Verſchlag, und ſich' da, das vermißte Käſtchen, nur ganz leicht in ſeiner Wäſche verſteckt, fiel bald in die Hände der Suchenden.

Sogleich folgte die Wache an den Ort ihm nach, wo er hingegangen war. Der arme Jüngling ſtaunte nicht wenig, als er ſich verhaftet ſah; doch er ſchien wieder guten Muths zu werden, als er hörte: warum dieß geſchehe? Er erzälte ſofort alles, was wir kurz vorher auch erzält haben; geſtand, daß er die Saalthüre aufgemacht, das Käſtchen mitgenommen, und einen Spas mit ſeinem Mädchen haben

wollen; aber er erſchrack ſchon ein wenig, als man ihm verſicherte: daß vor Gericht ein ſolcher Spas nicht gälte; ſondern daß auf die Aufſprengung einer Thüre in des Inwohners Abweſenheit, und auf die Entwendung einer ſchon weit geringfügigern Sache, nichts geringers, als der Strang, ſtehe. — Er entſchuldigte ſich zwar, daß dieß alles, ſeiner Abſicht halber, für keinen Diebſtahl gelten könne; er erbot ſich zu dem feierlichſten Eide: daß er jezt erſt erfahre, was in dieſem Käſtchen, deſſen Schloß er nicht einmal angerührt habe, enthalten ſei. Aber man erwiederte: daß dieſes eine leichte Ausrede iedes Spizbuben ſeyn würde, und ein falſcher Eid bei einem ſolchen Fall gar leicht ſich ſchwören laſſe. Kurz, der peinliche Prozeß nahm in aller Förmlichkeit ſeinen Anfang.

Jezt entfiel dem Aermſten das Herz. Umſonſt gab ihm ſein bisheriger Meiſter, umſonſt

ieder ſeiner Bekannten das Zeugniß des un-ſträflichſten Lebens. Umſonſt warf ſich ſein verzweiflungsvolles Mädchen zu den Füßen ſeiner Richter; umſonſt ſchienen ſelbſt dieſe, ſo wie ganz Paris, von ſeiner Unſchuld über-zeugt zu ſeyn. Der tödtende Buchſtabe des Geſezzes ging aller andern Rückſicht vor, und wenige Tage drauf beſchloß der Unglückliche am Galgen ſein Leben.

VII.

Mörder, nach Uebereinſtimmung aller Umſtände und ſeiner eignen Ueberzeugung, und dennoch unſchuldig.

Daß Zeugen und Richter durch den Anſchein verführt werden können einen Unſchuldigen für ſchuldig zu erkennen; dieſer Fall mag leider nur alzuoft ſich zutragen. Aber wenn nun ſogar der Angeklagte ſelbſt einen ſolchen Urtheilsſpruch im Innerſten ſeiner Seele für gerecht erklärt; wenn er ſich mit vollſter Ueberzeugung für den Thäter einer That bekennt, die er — nicht beging; wenn er, ganz ohne Folter und Zwang, bereit iſt, durch Aufopferung ſeines eignen Lebens eine Blutſchuld auszuſöhnen, die — nicht auf ſeiner Seele laſtet? Was ſoll man dann erſt von der Ungewißheit menſchlicher Gerichtsbarkeit denken?

In den meiſten holländiſchen Feſtungen hatte man ſonſt (und vielleicht auch noch iezt!) die Gewohnheit, der Beſazzung alliährlich, wenn ſie ihre ſogenannten großen Exerzitien gemacht hatte, einige Freiabende einzuräumen, an welchen ſie, nach eignem Belieben, durch Singen, Spielen, Zechen und Tanzen ſich beluſtigen, und von vollbrachter Arbeit ausruhen durfte. — Die Abſicht dieſer Einrichtung war recht gut, aber der Erfolg war es doch nicht immer. Das lebhafte Blut dieſer Krieger verwandelte nicht ſelten iene Stunden einer allgemeinen Freude, in Auftritte, die für manchen Einzelnen ſehr ernſtlich wurden. Vorzüglich war dieſes ſchon einigemal der Fall in Herzogenbuſch geweſen; wo eine ſehr gemiſchte Beſazzung lag, und wo das eine Regiment faſt ganz aus Wallonen beſtand, die ſich noch nie — weder in Krieg noch Frieden! — durch eine genaue Mannszucht empfahlen. Faſt nie verging dort ein ſolcher Abend ohne Händel. Faſt nie waren

des andern Morgens alle Stirnen ſo ganz, alle Körper ſo unverwundet, als ſie es ohngefähr sechszehn oder ſiebzehn Stunden früher geweſen waren.

Einſt (es mag nun an die vier und zwanzig Jahr ſeyn!) als man wieder an gedachtem Orte eine ſolche Tragi-Komödie begangen hatte, fand man gegen Morgen, mitten auf der Straße, ohnweit einem der beſuchteſten Weinhäuſer, einen Grenadier entſeelt, und ganz in ſeinem Blute ſchwimmend liegen. Eine tiefe, tödtliche Halswunde hatte ihn dahingeſtreckt; und um dieſen Anblick noch gräslicher zu machen, lag einer ſeiner Kammeraden, mit welchem der Getödete ſchon eine geraume Zeit in Unfrieden gelebt hatte, die Queere auf ihm; gab ſich durch ſeine wütende Miene, durch ſeinen gezognen blutigen Säbel, und durch den Ort, wo man ihn fand, augenſcheinlich als den Mörder an; ſchlief aber auch zugleich, des Weines übervoll, auf dieſem Leichname, dem Schlachtopfer ſeiner Wuth, eben

ſo ſanft, als ob er auf dem weichſten Sofa ruhte. Man hob ſie beide auf; verſuchte fruchtlos, ob bei dem Erſtern noch eine Hülfe möglich ſei; und brachte den Zweiten, der iezt ebenfalls einem Todten mehr, als einem Lebenden glich, ins Gefängnis; wo er nach einigen Stunden ſein Bewußtſein wieder erhielt, und beim Erwachen nicht wenig ſtaunte, ſich hier zu befinden.

Noch mehr erſchrack er, als er vernahm, wo man ihn angetroffen, und was er angeſtellt habe. Er wagte es nicht, auch nur mit einer einzigen Silbe, die That ſelbſt abzuläugnen. Er verſuchte es eben ſo wenig ihr den Schein einer Nothwehr, oder eines ungefähren Zufalls zu geben. Sein wiederholtes, reumüthiges Geſtändnis lautete vielmehr ohngefähr alſo: „Er erinnere ſich leider nur alzuwohl, daß er im Taumel des geſtrigen Rauſches, mit ſeinem Kameraden ſich abermals, wie ſchon oft geſchehen, heftig überworfen habe. Er erinnere ſich nicht minder, daß dieſer ebenfalls be-

rauſcht, vor ihm aufgeſtanden, und mit Schimpfen und Schmähen weggegangen ſei. Hierdurch noch mehr ergrimmt, ſei er aufgeſprungen; habe ihn in vollſter Wuth, mit gezognem Säbel, und mit dem feſten Entſchlus des Mordes verfolgt. Nun müß' er zwar geſtehn: ſo wie er vor die Hausthüre gekommen, habe ihn auch die äußere kalte Luft ſo raſch angefallen, daß er von dieſem Augenblick an keine Silbe mehr von ſich und ſeinem Zuſtande wiſſe. Doch, was er gethan, wozu Zank und Trunk ihn verleitet hätten; das ſähe er iezt nur allzudeutlich; bitte auch um nichts, als um eine etwas gnädigere Strafe, weil ſein Rauſch doch einen großen Theil ſeines ſtrafbaren Vorſazzes wegnähme."

Mit dieſer Ausſage ſtimte auch die Erklärung des Wirths und einiger andrer Gäſte überein. Alle hatten den Zank mit angehört. Faſt alle verſicherten, daß der Inquiſit ſelbſt ihn angefangen habe. Daß der Ermordete ſich dieſen oder einen vorigen Abend mit ſonſt

Jemanden überworfen hätte, wußte man nicht. Den Mörder hatte man mit gezognem Säbel dem Weggehenden nacheilen geſehen. Weiter war ſich freilich nicht um ihn bekümmert worden. — Alles was die Richter daher auf eine ſolche Ausſage thun zu können glaubten, war: daß ſie die Todesſtrafe des Rades in Erſchießung verwandelten. Der Inquiſit ſelbſt dankte ihnen für dieſe Milde, und bereitete ſich zu ſeinem Ende, ſo gut er konnte. Am anberaumten Tage ward er hinausgeführt, und in den Kreis gebracht. Dort las man ihm nochmals ſein Urtheil vor; der Prieſter ſeegnete ihn ein; er kniete bereits nieder; die Augen wurden ihm, nach gewöhnlicher Art, verbunden; ſechs Mann, die auf ihn feuern ſollten, ſtanden ſchon zum Anſchlage bereit; und der Offizier, der das tödtliche Zeichen geben muſte, grif nun ſo eben nach dem weiſſen, dazu beſtimten Tuche; als ein Soldat, der im erſten Gliede iener ſechs Beorderten ſtand, plözlich ſein Gewehr wegwarf;

ſeinem Nachbar zur Rechten und zur Linken gleichfalls ihre Flinten aus den Händen ſchlug, und laut rief: „Nein, länger halt ich es nicht aus! Ich, ich ſelbſt bin der Mörder! Dieſer hier iſt unſchuldig!“

Ein allgemeines Erſtaunen bemächtigte ſich der Zuſchauer. Wie eine ſolche Selbſtanklage gegründet ſeyn könne, begrif niemand; und am allerwenigſten der Verurtheilte. Es war ia alles ſchon eingeſtanden! Alles ſo klar und deutlich! Da indeß iener Grenadier auf ſeiner Rede beſtand; da er verſicherte: daß bei einem ordentlichen Verhöre ſich alles aufklären würde; da ſich bei ihm ſelbſt auch nicht die geringſte Spur eines Wahnſinns fand; ſo ſchob man ſehr natürlich die Vollſtreckung des Todesurtheils auf; führte beide Soldaten im Verhaft zurück; und, ſiehe da, zur unbeſchreiblichſten Verwunderung aller leiſtete die Ausſage des Leztern nur allzutreulich, was er verſprochen hatte.

„Er ſei, geſtand er, nicht nur Mörder, nüchterner Mörder, ſondern ſogar ein Böſewicht, der nach dem kälteſten, überdachteſten Plane gehandelt habe. Schon ſeit zwölf Jahren ſei er im Geheim des Erſchlagnen (der ihn einſt bei einem Liebeshandel ausgeſtochen) Todfeind geweſen; hab' ihm oft genug im Herzen den gewißen Untergang geſchworen; nur über die Mittel hierzu hätt' er mit ſich ſelbſt nicht einig werden können. Ihn vorwärts, im offnen Streite anzugreifen, dazu hab' er ſich zu ſchwach und, frei geſtanden, auch zu verzagt gefühlt. An andrer Gelegenheit, ihm unbemerkt beizukommen, hab' es ihm ſtets gemangelt. Endlich ſei ihm eingefallen: Ob er nicht vielleicht ſeinen Feind bei der lezten Schmauſerei zum Zank mit einem Dritten reizen, und dann den Verdacht des Mordes auf einen Unſchuldigen wälzen könne. Aufs volkommenſte ſei ihm dies gelungen. Denn durch ihn heimlich angereizt hätten Inquiſit und iener Ermordete zuſammen einen Wortwechſel angefangen, der

bald bis zur höchſten Erbitterung fortgeſchrit-ten wäre. Wie der Zank im vollſten Gange geweſen, hab' er ſich fortgeſchlichen, und drauſ-ſen in einem Winkel der Straße aufgepaßt. Bald drauf ſei ſein Feind bei ihm vorbeige-wankt; von niemanden bemerkt, ſei er ihm nachgeſchlichen; habe den tödtlichen Streich gegen ihn geführt, und zwar ſo gut getroffen, daß iener Unglückliche ſogleich, entſeelt, ohne Schrei und Laut hingeſunken ſei. Gleich nach-her wäre auch der Zweite ſinlos getaumelt her-gekommen; über den Leichnam geſtrauchelt, und — das Rückſtändige weiß man ſchon. Alles habe er nachher ſeinen ordentlichen Lauf nehmen laſſen. Auf ihn ſei auch nicht der ent-fernteſte Verdacht gekommen. Doch da er iezt, durch ein Ohngefähr, auserſehen wor-den, auf eben denienigen zu feuern, den er einzig und allein ins Unglück geſtürzt, da ha-be ihn die geduldige Ergebung dieſes Armen, der ſich ſelbſt für ſchuldig gehalten, unbe-

ſchreiblich ſtark ergriffen. Sein Gewißen ſei erwacht, und er begehre nun ſeine verdiente Strafe.« Die er würklich einige Tage drauf durch das Rad erhielt!

VIII.

Vatermörder, ohne es zu wollen.

Berühmt, oder unvergeßlich vielmehr, iſt in Frankreichs ſchöner Litteratur der Name vom Prevot d'Exiles, des Verfaſſers von Kleveland, von Dechant von Killerine, und vieler andern Romane, deren keinem es an Mannichfaltigkeit, an Neuheit der Erfindung, an Darſtellung und philoſophiſchen Anſtrich, — kurz, an wahrem Intereſſe gebricht; nur daß es immer in ihnen der traurigen Bilder weit mehrere, als der heitern gefälligen Gemälde giebt. Einen ſolchen Mann unter Kriminalverbrechern mit aufzuführen, zumal, da wir nie aufgezeichnet finden: daß er vor irgend ein Gericht Zeit ſeines ganzen Lebens gefodert worden, ſcheint ſehr ungerecht zu ſeyn; und doch erzählen einige neuere franzöſiſche Jour-

nale eine Anekdote von ihm, die mir höchſt paſſend zum Endzweck gegenwärtiger Geſchichten dünkt.

Prevot d'Exiles, in der leztern Halbſchied ſeines Lebens Benediktiner des Ordens von Clugny, ſpeiſte eines Abends mit einigen ſeiner vertrauteſten Freunde, in einem Zirkel von lauter Männern, die Geiſt und Kenntnis beſaßen. Eine geraume Zeit ſchon hatte ſich das Geſpräch mit litterariſchen und politiſchen Neuigkeiten beſchäftigt; unvermerkt kamen auch einige moraliſche Säzze an die Reihe, und einer von der Geſellſchaft behauptete: Selbſt der rechtſchaffenſte Mann könne nie ſicher ſeyn, ob er nicht dereinſt noch auf dem Schafot werde ſterben müſſen.«

O, gehn Sie keck noch einen Schritt weiter! — unterbrach ihn Prevot: — das auf dem Schafot-Sterben bedroht freilich den König wie den Bettler, den Sokrates wie den Cartouche. Doch ſelbſt für das weit ſchlimmere, für das Schafot verdienen kann kein Redlicher ſich verbürgen!« — Laut

ſchrien alle gegen dieſe Behauptung auf. Gründe, Deklamation und Eifer wurden darwider aufgeboten; Prevot blieb ganz gelaſſen bei ſeiner Behauptung; blieb bei dem Sazze: »Auch »der Mann vom redlichſten Herzen könne durch »einen Zuſammenfluß von Umſtänden unglück»lich genug ſeyn, ein Verbrechen zu begehn, »worauf den Geſezzen nach der Tod, und »zwar mit Rechte, ſtehe.« — Man verſchmähte ſeine Beweiſe; man übertäubte ſeine Rede; man verſicherte gerade zu: daß dies unmöglich ſei.

»Wohlan, meine Herren« — hub Prevot, als er wieder gehört werden konnte, mit einem Mittelding von Lächeln und von Nachdenken an — wohlan, ſie ſind ſämtlich meine Freunde; ich rechne auf ihre Verſchwiegenheit, und bin bereit, Ihnen ein Geſtändnis zu thun, das ich noch keinem ſterblichen Ohre anvertraut habe. Zuvor aber nur erſt die nothwendige Frage: Halten Sie mich ſämtlich für einen rechtſchafnen Mann?«

Man beiahte es einſtimmig, und aus Herzensgrunde.

»Ich dank' Ihnen, und hoffe dieſes Zutrauen zu verdienen. Dennoch hab' ich eines der gröſsten Verbrechen auf meinem Gewiſſen; wenig fehlte, ſo wär' ich dem ſchimpflichſten Tode anheim gefallen; und gewiſs ſtarben viele tauſende ſchon auf dem Blutgerüſte, die weit weniger ſich vergingen als ich. — Ich ſehe, Sie halten das alles für meinen Scherz; und doch ſprach ich in meinem ganzen Leben nicht ernſtlicher, als iezt.«

Staunend ſahen ſich alle unter einander an; keiner kont' ihm glauben; und doch foderte es ſein Ton. Dringend bat man ihn, dieſes Räthſel aufzulöſen.

»Das will ich; muſs aber deshalb in wenig Worten meine Jugendgeſchichte zuſammendrängen. Bald nach Vollendung meiner Schulſtudien, wo ich ſelbſt noch ungewiſs war, wozu ich mich entſchlieſsen ſollte, verliebt' ich mich in ein iunges Mädchen aus meiner Nachbarſchaft. Sie

war ungefähr meines Alters, reizend, arm und gefühlvoll. Ich warb um ihre Gegenliebe und erhielt ſie; erhielt bald alles, was ein Mädchen geben, und ein Liebhaber ſich wünſchen kann. Unſre Unbeſonnenheit blieb nicht lang' ohne Folgen. Meine Schöne entdeckte mir mit thränendem Aug' ihre Lage; aber ich war unſinnig genug, mich bei dieſer Nachricht zu freuen. Trunken und immer trunkner von Liebe wich ich nunmehr erſt faſt nie von ihrer Seite, und brachte bei ihr, auf ihrem Zimmer, meinen ganzen Tag ſchier hin. Meine Aeltern drangen eben damals ernſtlich in mich, eine beſtimte Lebensart zu erwählen. Doch ich dachte nur an meine Gebieterin und an ihren heimlichen Umgang mit Vergnügen, an alle übrige Geſchäfte mit Ekel. — In dieſen Jahren verbirgt man ſeine Thorheiten nicht lange unbelauſcht. Mein Vater ſchöpfte Argwohn; erkundigte ſich genauer und erfuhr bald viel; ſchlich mir nach und entdeckte alles. Meine Geliebte war damals bereits im ſiebenten Mo-

nat ſchwanger, und ich befand mich eben wieder bei ihr, als er uns überraſchte. Er machte ihr in meiner Gegenwart über dieſes ſträfliche Verſtändnis mit mir die bitterſten Vorwürfe. Ich ſchwieg ehrerbietig. Er ſchmälte auf ſie, als auf ein Hindernis meines Glücks; und ſie verſuchte, ſich auf eine beſcheidne Art zu vertheidigen. — Doch eben dadurch ſtieg ſein Zorn; er behandelte ſie nun als ein verworfnes Geſchöpf, das für Bezahlung Jedem feil ſei. Tauſend Schimpfreden übertäubten ſie; die bitterſten Thränen waren ihre lezte Zuflucht. Ihn erweichten ſie nicht; mich deſto mehr. Ich wagt' es nun, für ſie zu ſprechen. Umſonſt; mein Vater ward immer aufgebrachter; er vergaß ſich ſo weit, daß er die Unglückliche ſchlug. Sie wollte ſeine Knie umfaſſen; aber ein Stoß, den er ihr mit ſeinem Fuße vor den Leib gab, ſtreckte ſie in bewußtloſen Konvulſionen zu Boden. Bei dieſem gräßlichen Anblick verließ mich alle Beſinnungskraft. Ich ſah nicht meinen Vater

mehr, ich ſah nur den Mörder alles deſſen, was mir werth und theuer war. Ich ſtürzte auf ihn los; ergrif ihn, warf ihn die Treppe hinab; und bei dieſem Falle verlezt' er ſich am Hinterhaupte ſo tödtlich, daß er noch am Abend dieſes unſeligen Tages ſeinen Geiſt aufgeben mußte. Er war großmüthig genug, mich in dieſen lezten Augenblicken nicht anzuklagen. Niemand hatte ihn hinauf gehn geſehn; niemand von unſerm Zank etwas gehört; ſein Fall galt für ein natürliches, ganz ohngefähres Unglück. Man begrub ihn; ſein Stillſchweigen rettete mich von Schmach, Gericht und Tod. Aber ach! nicht von der innern Strafe! Ich fühlte das Gräßliche meines Fehltritts nur allzuſehr. Eine tiefe, in ſich ſelbſt verſchloßne, durch nichts zerſtreubare Traurigkeit verbreitete ſich über mein ganzes Weſen. Innre Unruhe trieb mich iezt ins Getümmel der Welt, iezt in prieſterlichen Stand, iezt wieder in Geräuſch' und Krieg. Endlich entſchloß ich mich, meinen Gram und

meine Gewiſſensbiſſe in klöſterliche Stille zu vergraben, und wählte Clugny dazu. Vielleicht iſt dieſe tiefe Schwermuth, die ein jugendliches Vergehn über mein ganzes Leben verbreitete — vielleicht iſt dieſe auch der Grund iener tragiſchen Begebenheiten, iener gräßlichen Scenen, und ienes düſtern Kolorits, das man in meinen Schriften zu finden gewohnt iſt, und das von den Kunſtrichtern mir ſo oft als Uebertreibung vorgeworfen worden iſt.«

Prevot d'Exiles ſchwieg hier. Mit Aufmerkſamkeit, doch auch mit Schauder und Beſtürzung, hatten ihm ſeine Freunde zugehört; ſahen ſich wechſelſeitig mit zweifelvollen Mienen an, und konnten noch nicht glauben, daß er ihnen Wahrheit erzählt habe. Sie hielten es für einen Zug, den er in irgend einem neuen Roman anzubringen geſonnen ſei, und von welchem er verſuchen wollte, ob er auch Wirkung hervorbringe. Der Erfolg hat gezeigt, daß ſie wenigſtens in dieſer Vermuthung ſich irrten; auch befragten ſie ihn nachher noch

öfters um die Beſtätigung dieſes Abentheuers, und er blieb dabei, daß alles dieß ſeine eigne wirkliche Geſchichte ſei. — Hat er erfunden, ſo hat er es wenigſtens ohne Verletzung der Whrſcheinlichkeit gethan. *)

*) Solte nicht dieſe Anekdote die erſte Veranlaſſung zu derienigen (in iedem Betracht etwas weit getriebenen) Novelle ſeyn, die in den Blättern des ſogenannten Herrn Grafen von Vargas im zweiten Bändchen unter dem Titel, der Böſewicht, ſich findet?

BIBLIOTHECA CIVITATIS RABENSBURGENSIS.

IX.

Ja wohl hat ſie es nicht gethan!

Es mögen einige dreißig, bis nahe vierzig Jahr verfloſſen ſeyn, als zu Bar = = th eine arme ledige, ſchon ziemlich tief in die mannbaren Jahre gekommene Weibsperſon lebte, der man weiter nichts vorzuwerfen wuſte, als daß ſie einen Fehltritt der Liebe gethan, und ſolchen durch einen kleinen lebendigen Zeugen ſelbſt an Tag gebracht habe; ſonſt ein ehrliches, gutes, ziemlich einfältiges Mådchen! — So menſchlich auch ein Vergehn dieſer Art ſeyn mag; ſo gewiß der Verfůhrer weit ſtårkern Tadel als die Verfůhrte verdient; ſo dachte man doch in damaligen Zeiten ůber einen ſolchen Punkt weit ſtrenger als iezt; und wahrſcheinlich auch weit ſtrenger, als — man ſolte. Nicht genug, daß damals noch an vielen Orten Kirchen=

buße und Gefängnisſtrafe über die geſchwächte Dirne verhängt wurden; ſondern gewöhnlich blieb ſie auch nun für die übrige Zeit ihres Lebens, ohne Freier und Mann; fand ſogar äußerſt ſelten einen vortheilhaften Dienſt; und muſte oft ihr Alter in Dürftigkeit zubringen, blos, weil ſie in ihrer Jugend einen offenbar dummen Streich gemacht hatte.

Auch gegenwärtiges armes Geſchöpfe bedrohte ein ähnliches Loos. Mühſam erwarb ſie ſich ihren Unterhalt, indem ſie allwöchentlich ein paarmal von Bar* nach N—g zu Fuße ging; alda einige Gartenfrüchte zu Markte trug; auch nebenbei, als eine halbe Bothenfrau, Briefe und mäßige Päcktchen hin und wieder beſtelte. Ein getreuer kleiner Spiz, mit welchem ſie redlich das Brod ihrer Armuth theilte, war dann gewöhnlich ihr Begleiter, und half ihr oft Weg und Steg ſuchen, wenn im Herbſt oder Frühiahr eine finſtre regnerichte Nacht, und im Winter ein Schneegeſtöber ſie in Verlegenheit ſezten.

Zwiſchen Bar* und N—g liegen, bekanter maßen, einige Strecken Waldes. Als unſre Dirne daher einſt wieder auf ihrer gewöhnlichen Wanderſchaft begriffen war, blieb das Hündchen, ohngefähr eine Meile von erſtgenanter Stadt, im Buſche bei einem etwas ſeitwärts gelegnen Strauche ſtehen; ſpürte, krazte, ward unruhig, bellte zulezt. Seine Beſizzerin, dadurch aufmerkſam gemacht, rief den Hund ein paarmal; ging, als er durchaus nicht von der Stelle wolte, endlich ſelbſt hin, und ſah in der Mitten des Geſträuches ein recht ſaubres, leinenes Päcktchen liegen. Voll Freuden über dieſen Fund hob ſie ſofort daſſelbige auf, und wolte nun eben nachſehen, was denn das Glück ihr beſchieden habe, als ſie plözlich, gar nicht mehr weit von ſich, ein paar Reiter herbeiſprengen hörte. Eine raſche Furcht wandelte ſie an, daß dieſes Menſchen ſeyn könten, die den Fund mit ihr theilen, oder wohl gar für ſich behalten dürften. Sie hielt es daher fürs klügſte, das Päcktchen wie-

der grade ins Geſträuche hinzuwerfen, ihres Weges fortzugehen, die Reiter vorbeizulaſſen, dann aber wieder umzukehren, und die Beſitznehmung zu erneuern. Das Erſtere geſchah; aber leider, nicht ſo unbemerkt, als ſie wohl gehoft und gewünſcht hatte. Die Reuter waren ſchon alzunahe, und beſtanden in dem Kriminalrichter aus Bar* und ſeinem Bedienten. Erſterer hatte deutlich geſehen, daß dieſes Weibsbild etwas im Strauch werfe, und dann ſchnell ſich entferne. Eben dieſes halb haſtige, halb ruhige Fortgehen war ihm verdächtig. Mit Vergehungen mancher Art in ſeinem Amte ſchon bekannt, war er vielleicht auch an ſich ſelbſt mistrauiſcher, als andre Perſonen an ſeiner Stelle geweſen ſeyn würden. Er ſprengte dem Weibsbild daher nach; holte ſie, wie leicht zu erachten, bald ein; und fragte: Was ſie dort am Geſträuch vorgenommen hätte? Sie fuhr erſchrocken zuſammen, und antwortete: Nichts, gar nichts! Dieſes Erſchrecken und dieſe Unwahrheit mehrten den Argwohn, daß es nichts

Löbliches geweſen ſeyn müße. Er befahl ihr mit umzukehren; ſie that es, weil ſie es nicht abſchlagen durfte. Der Bediente ſtieg beim Gebüſche ab; das Päcktchen war bald gefunden und aufgehoben. Man öfnete es, und in ihm lag — ein todtes, mit ſichtlicher Gewaltthat ermordetes Kiud.

Man kann ſich hier leicht den Schrecken der armen Weibsperſon vorſtellen. Daß ſie iezt in einen böſen Handel verwickelt werden dürfte, ſah ſie wohl ein. Zwar erzählte ſie nun buchſtäblich die Wahrheit; aber wer glaubte ihr dieſe? Zwar bat ſie himmelhoch, ſie gehn zu laſſen; aber wie war das möglich? Mit der einen Hand an das Pferd des Bedienten gebunden muſte ſie nun nach Bar* zurück, und ihr Weg ging gradezu ins Gefängnis. In der ganzen Stadt war wohl kein Menſch, der nur zweifelte, daß ſie die Mörderin ſei. Die Unterſuchung nahm ihren Anfang.

Aber freilich nicht ganz ſo, wie ſie wohl ſolte! Ein wichtiger Umſtand ward verab-

ſäumt. Das erwürgte Kind ward gehörig beſichtigt; die angebliche Verbrecherin keineswegs. Bei einer körperlichen Unterſuchung müſte es ſich doch wohl unleugbar ergeben haben, daß ſie nicht erſt vor kurzem wieder Mutter geworden ſeyn könne. Aber weil ſo viel gegen ſie ſprach; der Ort, wo ſie gefunden worden, ihr ſichtliches Halten des Päcktchens in Händen, ihr Wegwerfen und Weggehn, ihr Läugnen und Erſchrecken, ſelbſt ihr ehmaliger Fehltritt — ſo war man feſt überzeugt, daß alles ihr Betheuern und Schwören eitel Unwahrheit ſei; verhörte ſie nach dem gewöhnlichen Schneckengange teutſcher Kriminaljuſtiz, und — verſchickte die Akten.

Noch galt damals leider bei Gerichtshöfen und Schöppenſtühlen die Folter für das einzige Mittel verſtockte Sünder zum Geſtändnis zu bringen. Lieber zehn Unſchuldige gepeinigt, als einen Böſewicht durchſchlüpfen laſſen! Dies war der unſelige Grundſaz, nach welchem Urtheilsverfaſſer ſprachen, die

doch iedem mit einer Iniurienklage drohten, der ſie unmenſchlich ſchalt. Auch bei geringern Anzeigen ward oft genug nach dieſer Regel darauf erkant; kein Wunder alſo, daß ſie iezt ebenfalls auf ſogenante peinliche Frage, mit dem ſchändlichen Beiſaz ziemlicher maßen ſprachen. Umſonſt bat die Aermſte kniend um Erbarmen. Daumſchrauben, Fitſchel und ſelbſt die ſogenante Leiter mußten dreimal ihr hölliſches Meiſterſtück am Körper der Leidenden verſuchen. Aber wunderbar genug, alle dreimal blieb die Unglückliche auf Behauptung ihrer Unſchuld; und endlich mußte man mit der Folter, wenn auch nicht ganz aufhören, doch ausſezzen. Nicht Mitleid, nur Ueberzeugung, daß längres Anhalten tödtlich ſeyn würde, bewog dazu. Die Inquiſitin ward ins Gefängnis zurück gebracht, damit ſie einige Kräfte ſamle, und dann — noch einmal gefoltert werde.

Mehrmals hatte man zwar ſchon in damaligen, an Proben dieſer Art ſehr reichen Zeiten, die

Bemerkung gemacht: daß Frauen, wenn ſie nur vorher ein Kindbette überſtanden, dann größre Martern als Männer zu ertragen vermöchten. Dennoch machte eine Halsſtarrigkeit dieſer Art gewaltiges Aufſehn. Das Gerüchte davon durchlief bald das ganze kleine Fürſtenthum. Vorzüglich ſprach man in allen Bierſchenken an Sonn- und Feſttagen von dieſer unglaublichen Bosheit, von dieſer verſtockten Sünderin, die lieber ihren Leib verrenken, ihre Gliedmaßen verſtümmeln laſſe, ehe ſie der Wahrheit eingeſtändig ſeyn wolle. Schon munkelten einige: ob nicht gar ein Bündnis mit dem T— hier möglich ſei. Daß Unſchuld ſelbſt die Kräfte eines armen Mädchens ſtälen könne; daran dachte niemand.

Aber auch unter Bauern giebt es zuweilen Köpfe und Herzen, die ihren eignen, ungehinderten Gang fortgehen; giebt es Iſmaels, deren Hand gegen Jedermann, und Jedermanns Hand gegen ſie iſt; die beim Zeitungsleſen ſich immer zur ſchwächern Partei ſchlagen;

und beim Streite nicht ſelten (troz einem Rouſſeau und Hobbes) die ſcheinbarſten Irrſäzze vertheidigen. Ein ſolcher Brauſekopf befand ſich auch in den Bar**iſchen Dorfe L—n. Er hatte ſich ſchon oft einige Zweifel über die hohe Gerechtigkeit in der Marggräflichen Hauptſtadt erlaubt; hatte ſchon über dieſes und ienes Geſez, dieſe und iene freiwillige Steuer geſpöttelt; und würde, wenn er in gegenwärtigen verderbten Zeiten lebte, ſicher für das abſcheulichſte aller Ungeheuer, für einen — Demokraten gegolten haben. Jezt, als er hörte: daß man iene Kindsmörderin die nächſte Woche abermals in die Marterkammer bringen werde; war er laut der Meinung, daß ihm dies nicht gefalle, und führte ſeinen Beweis folgendermaßen: „Das Menſch iſt „entweder ſchuldig, oder unſchuldig. Im erſtern Fall hat ſie freilich Strafe verdient; „aber auch ſchon erhalten. Den Kopf ſchlägt „man den Leuten nur einmal ab. Es muß „verdamt albern zugehn, wenn das über eine

„Minute dauert; und dann iſt es vorbei.
„Auch müſſen wir alle einmal an die Reihe
„des Todes kommen! Ob mit dem Schwert
„oder durch ein Fieber? der Unterſchied iſt
„am Ende nicht groß. Aber dreimal gefoltert
„werden, iſt mein Seel' ärger, als zweimal
„ſterben; und ſo lange an einem zerren und
„renken, bis man endlich eine Weile ausſez-
„zen muß, um nur wieder fortfahren zu kön-
„nen, das iſt nicht gerichtliche Unterſuchung,
„ſondern gerichtliche Barbarei! — Solte
„nun zumal am Ende das arme Weibſtück gar
„unſchuldig ſeyn = =

„O das iſt ſie nun wohl gewiß nicht! das kann ſie gar nicht ſeyn! ſchrie hier der ganze Trupp ſeiner bisherigen Zuhörer. Alle rechneten ihm die oben erwähnten ungünſtigen Umſtände, noch wohl vermehrt und verbeſſert, her; alle bewieſen und ſchrien, und — überzeugten ihn doch nicht! Daß die Wahrſcheinlichkeit gegen ſie ſpreche; daß ein ſchwerer Verdacht die Eingekerkerte drücke; das geſtand er freilich. Doch

daß Wahrſcheinlichkeit nicht Gewisheit, und Verdacht nicht Ueberweiſung ſei; das führte er, für einen Bauer, recht gut aus; und blieb bei der Folgerung: Am Ende könne doch noch der Teufel ſein Spiel haben, und die Gefangne unſchuldig ſeyn.«

Indem die Bauern ſo am Tiſche ſich ſtritten; und um beſſer ſchreien zu können, den Bierkrügen weidlich zuſprachen, ſaß in einer weiten Entfernung von ihnen auf der Ofenbank ein junges, derbes Bauermenſch, die Dienſtmagd eines Freihüfners und Witwers auf einem noch faſt zwei Stunden weit entlegnen Fränkiſchen Dorfe. Sie war in Bar** zu Markte geweſen, hatte verſchiednes eingekauft, war von einem Gewitterſchauer überraſcht worden; war deshalb in der Schenke eingekehrt, und wolte warten, bis es ausgeregnet habe; wo ſie dann des Abends, zumal da man Mondenſchein vermuthete, langſam heimzukehren gedachte. Es war wirklich eine flinke, und auch (was ſie mit ſo regenſcheu gemacht

haben mochte) recht ſauber gekleidete Bauer-dirne; da ſie aber grade in dieſem Dorfe we-nig oder gar keine Bekantſchaft hatte, ſo mach-te ſich von den Mannsperſonen niemand etwas mit ihr zu ſchaffen. — Gleich hinter ihr auf dem Ofen lag ein iunger Burſche der Långe nach ausgeſtreckt; er hatte den Tag über als Taglöhner beim Wirthe gearbeitet, und glaubte ſich nun in der Feierſtunde mit dieſer Lage und Wårme, nach gewöhnlicher Denkart ſolcher Menſchen, eine Güte zu thun. Feſt hatte er die Augen zugemacht und rührte ſich nicht. Das Mådchen hatte ihn entweder gar nicht bemerkt, oder glaubte wenigſtens, daß er im Ernſte ſchlafe. Ihre Aufmerkſam-keit war ganz auf das Geſpråch an ienem Ti-ſche hingerichtet; und als der ſchon erwåhnte Redner ſeine Vertheidigung der angeblichen Kindsmörderin hielt, und ſich ein paarmal des Ausdrucks bediente: Wer weiß aber, ob es das Menſch auch gethan hat! da bückte ſich dieſe Fremde mit halbem Leibe über den Korb,

der neben ihr ſtand, als ſuche ſie etwas in ihm, und erſeufzte für ſich: Ja wohl hat ſie es nicht gethan!

Nur äußerſt leiſe, ganz in ſich ſelbſt verſchluckend, hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen. Gleichwohl waren ſie dem iungen Bauerkerl hinter ihr nicht entgangen. Ja, es lag für ihn in den Worten ſelbſt, und mehr noch in der Innigkeit, womit ſie ausgeſtoßen worden, etwas äußerſt merkwürdiges. Je länger er drüber nachdachte, ie bedenklicher ſchienen ſie ihm. Um nichts durch Uebereilung zu verderben, verharrt' er noch ein gutes Weilchen in ſeinem angenommeuen Schlafe; ahmte dann ganz genau einem erſt aufwachenden Menſchen nach; ſtand auf, ging zur Thüre hinaus, rief den Wirth bei Seite, und erzälte ihm das Gehörte. Dieſer fand grade nicht viel Merkwürdiges drinnen; aber als iener immer drauf beharrte, daß der T o n doch gar zu ſehr vom Herzen gekommen ſei, ward auch die Wirthin herbei gerufen; und dieſe — wie Weiber über Weiber,

zumal

zumal in gewißen Punkten immer ſchärfer als wir Männer urtheilen, — war gleich der Meinung: daß dahinter allerdings wohl mehr ſtecken könne. Sie kante die Dirne ein wenig; ſie entſann ſich, daß ſie vorm Jahre gekränkelt habe; iezt aber, ſeit einigen Monaten wieder, wie Milch und Blut ausſähe. Sie hegte die chriſtliche Muthmaßung, daß ſie wohl nicht ohne Nebenurſache ſo lange ſchon bei einem Witwer diene; nicht ohne Nebenverdienſt ſo gut ſich trage; kurz — was bei dem erſten Erzäler nur dunkles Gefühl, nur verworrne Muthmaßung geweſen war, das ward hier zuſammenhängend und faſt ſo gut als entſchieden. Ihr Mann trat endlich ebenfals ihrer Meinung bei, und da unter den Bauern in der Schenkſtube auch der Richter des Dorfes ſich befand, ſo ward er nicht minder herausgerufen, alles ihm erzält, und von der Wirthin das Gutachten angehängt: daß man die Dirne ſofort verhaften ſolle, weil ſie dann im erſten Schrecken gewiß alles bekennen werde.

Dieſer leztere Vorſchlag ſchien freilich dem Dorfrichter etwas bedenklich zu ſeyn. Da aber nun ſchon drei Menſchen übereinſtimten; da man vorzüglich ihm bewieß, daß grade in der Ueberraſchung die gröſte Hofnung von zu entdeckender Wahrheit liege; und da die Wirthin mit aller möglichen Beredſamkeit behauptete: es könne im ſchlimſten Fall doch keine übeln Folgen haben, wenn man eine unſchuldige Perſon zu retten, eine ſchuldige auszuforſchen ſuche; ſo gab der Schulze endlich nach, holte ſofort ein paar Gehülfen, und eh eine Viertelſtunde verlief, ward iene Magd, eben als ſie aufſtehn und weiter gehn wolte, verhaftet. Sie erſchrack außerordentlich; fragte zitternd um die Urſache; und als man ihr ganz kurz zur Antwort gab: Sie mögte ſich nur beſinnen, was ſie vor einigen Monaten angeſtelt habe! kam eine Ohnmacht ihr nahe. Als man iene Worte endlich ihr vorhielt, wußte ſie noch minder eine gehörige Erklärung davon zu geben; kurz ehe noch

eine Stunde verging, bekante ſie frei heraus: „Daß ſie ſelbſt die Mutter, Mörderin und „Weglegerin ienes Kindes geweſen ſei.“

Wie ſchnell ſich das Gerüchte von dieſem Vorfalle umher verbreitete, welches Erſtaunen darüber entſtand, und wie wenig ſich im Grund des Herzens die Kriminalgerichten zu Bar * dabei erfreuten; das alles bedarf keiner Ausführung. Schon des andern Morgens ward die Neuverhaftete abgeführt, und blieb auch beim Verhör in der Stadt bei ihrem Geſtändnis; gab alle Umſtände ſo genau an, daß ieder noch übrige Zweifel verſchwand, und erlitt nach einigen Monaten — denn auch beim eingeſtandenſten Verbrechen nimt teutſche Kriminaliuſtiz ſich gute Weile! — ihre Strafe. Jene Unſchuldige hingegen, durch eine ſo ſonderbare Zuſammentreffung kleiner Zufälligkeiten angeſchuldigt und wieder gerechtfertigt, ward nun vom Gericht ſelbſt als unſchuldig anerkant und in Freiheit geſezt. Aber die grauſame Folter hatte ſie des gehörigen Gebrauchs

Staats-
Bibliothek
Bamberg

ihrer Gliedmaßen beraubt. Nur gebückt konte ſie fortan ſchleichen. In ihren ausgerenkten Armen war keine Kraft mehr. Man gab ihr daher eine ſogenante Spitalpfründe; das heißt, Koſt und freie Wohnung auf Lebenslang; und ſie erreichte, — doch vielleicht nicht ſo bedauert, wie ſie es verdiente! — ein ziemlich hohes Alter.

Stadt Bibliothek Hamburg

X.

Der Mann um Mitternacht auf der Kanzel.

In einem kleinen Nieder-Lauſizziſchen Städtchen ward vor ungefähr dreißig Jahren ein Räuber eingezogen, deſſen Verbrechen vorzüglich in Kirchendiebſtählen beſtanden. — Auf gerichtliches Befragen: warum er eben dieſe Art von Raube, auf der doch ein doppelter Fluch ſtände, ſich erwählt habe? antwortete er: „Weil er keine leichtere Beſchäftigung kenne. „Der Aberglaube,“ fuhr er lächelnd fort, „ſorgt ſchon dafür, daß man ſicher genug da„bei handthieren kann. — Wer naht ſich „gern des Nachts einem Kirchhofe? Und „wann's zumal regnet, wann die Winde mit „den Thüren kniſtern, oder durch die Zuglö-

»cher in den oft zerbrochnen Fenſtern heulen; »wann die Nachtvögel rund herum ſchwirren, »und die Glocken vom Sturme klingen; wer »läuft dann nicht, ſo weit er nur kann, vom »Kirchhof hinweg, oder wer glaubt nicht, wenn »er ja nahe vorbeigehen muß, ſeinen Großvater »und ſeine Großmutter leibhaftig dort herum»wandeln zu ſehen? – Nirgends iſt man »alſo gewiſſer, ungeſtört zu bleiben, und nur »ein einzigesmal in meinem ganzen Leben begeg»nete mir ein ſeltſamer, halb drolligter, halb »fürchterlicher Streich.«

Man fragte ihn: Was für einer? Und er beichtete freimüthig folgendermaßen:

Es war das erſtemal, daß ich mit dabei war, und es gab eine fürchterliche, regenvolle, pechfinſtere Nacht. Wir erbrachen glücklich die Kirchthüre; ich war der Lezte ohne einem, und, ſieh da! als ich aus der Halle in die Kirche ſelbſt trat, wie erſchrack ich, als ich beim erſten Blick und erſten Schimmer mei-

nes Laternchens, auf der Kanzel, groß und lang einen Mann im Prieſterrocke ſtehen ſah, der ſo entſezlich ſtark ſchrie, daß es aus allen Winkeln der Kirche zurückſchallte, ob ich gleich keine Silbe davon verſtehen konte.

Man kann ſich mein Zurückprallen leicht denken. Meine Kameraden, ohnedem aufmerkſam auf mich, ſahen es. — »Was iſt »dir?« fragten ſie. — »Je! ſeht ihr denn »den Mann nicht auf der Kanzel dort? der ſo »daſteht und predigt? Wer iſt er? Was »will er?« — »Siehſt du den auch?« gab mir einer lächelnd zur Antwort: »laß du den »immer ins Teufels Namen hier ſtehen! er »thut dir doch nichts« — Man riß mich fort; die Sakriſtei ward erbrochen und beraubt. Wir arbeiteten mit der größten Muße, und waren ſchon wieder glücklich heraus und auf dem Kirchhofe, als unſer Anführer fragte: »Es hat doch keiner von euch was drinnen »vergeſſen?« Wir ſahen nach; keinem fehlte das geringſte, außer mir — meine Mütze.

Ich hätte ſie herzlich gern im Stiche gelaſſen; aber es war die einmüthige Stimme meiner Kameraden: daß durch ſolche alles verrathen werden würde, und daß ich ſie ſchnurſtraks wieder holen müſſe. — »Wenn nur wenigſtens, wandt' ich ein, iemand mitginge! Der Mann drinnen ⸗ ⸗ ⸗ »Zum Henker, »ſo laß doch den Mann drinnen Mann ſeyn! »Der krümmt dir kein Härchen, wenn du dir's, »furchtſamer Haſe, nicht ſelbſt krümſt.«

So rief man von allen Seiten mir zu. Scham und Noth drängten mich; es half nichts, ich mußt' allein hinein. Der verzweifelte Mann ſtand wirklich noch da, und hatt' er vorher ſtark geſchrien, ſo ſchrie er iezt noch zehnmal ſtärker. Ich ſah mir ihn ein paar Augenblicke recht ſtarr an. — »Je,« ſagt' ich endlich zu mir ſelbſt, indem ich mir ein Herz, ſo groß wie zwei Herzen faßte: »wenn du nichts als ſchreien kanſt, ſo ſchrei dich meinetwegen heiſcher!« Hierauf ging ich in die Sakriſtei, fand meine Mütze, und wie ich

wieder herauskam, war nicht nur der Kerl weg, ſondern ich hab' auch ſeitdem nie wieder etwas Unheimliches geſehen. —

So weit, und zwar ganz genau, die Ausſage dieſes Räubers! — Es iſt wohl kaum nöthig, meine Leſer auf einige Beſonderheiten ſeines Geſtändniſſes aufmerkſam zu machen. — Die Frage des einen Miträubers: Siehſt du den Kerl auch? iſt mir immer am merkwürdigſten vorgekommen. Sie zeigt, dünkt mich, deutlich genug, daß dieſe oder eine ähnliche Erſcheinung der löblichen Geſellſchaft, wenigſtens einigen von ihr, bei den erſten Probeſtücken ihres Gewerbes ſich auch dargeſtellt haben möge. Das Verſchwinden dieſes Mannes, den die erhizte Einbildungskraft eines Neulings im Laſter ſich ſchuf, war eine nothwendige Folge ſeines übertäubten Gewiſſens, deſſen lezte ſterbende Empfindung ſich in einen nicht ganz willkührlichen Spott verwandelte. Verwunderlich ſcheint es mir, daß die Furcht des

Räubers dem anſcheinenden Geſpenſt nicht auch wirkliche Worte lieh; und noch wunderbarer müſte es zugehn, wenn ſich Geſchichten ähnlicher Art nicht noch in manchen Inquiſitionsakten vorfinden ſolten. Sie könten vielleicht manchen treflichen Aufſchlus mehr von der Stärke einer erhizten Einbildung uns geben; und ich will eben daher gleich noch eine Geſchichte von ähnlicher Art drauf folgen laſſen, die ich zwar nicht aus den Akten ſelbſt, doch aus dem Munde ſo glaubwürdiger, vom ganzen Vorfall ſo genau unterrichteter Perſonen habe, daß ich mich ohne Bedenken für die Wahrheit derſelben verbürgen kann.

XI.

Auch einer verſtorbnen Frauen Winke ſoll man nicht verachten.

Die Kerniſche Handlung, eine der vorzüglichſten in Prag und in ganz Böhmen, hatte, unter ihrem vorigen Beſizzer, ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren einen ſogenanten Hausmeiſter *) in ihrem Dienſte, der das Zutrauen ſeiner Herrſchaft vollkommen beſaß, und deſſelben doch äußerſt unwerth war. Denn ſchon ſeit geraumer Friſt hatte

*) So nennt man in Böhmen und auch in einigen andern Provinzen Teutſchlands einen Mann, der in großen Häuſern ſeine Wohnung im Erdſtock hat, das Haus auf und zuſchließt, für kleine häusliche Reparaturen ſorgt, und dafür, außer freier Wohnung, Holz und Licht, oft noch andre kleine Vortheile zu genießen hat.

dieſer Nichtswürdige ſich Nachſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, öfnete damit des Nachts leiſe die Gewölber; verſorgte ſich nicht nur reichlich mit Zukker, Koffe und andern ähnlichen Waaren; ſondern that auch in die Kaſſe ſelbſt manchen dreiſten und derben Grif. Da er immer ziemlich genau wißen konte, wann dieſe am beſten beſezt, und ein Abgang am wenigſten zu ſpüren ſei; da er überdies ſeine Maasregeln ſo vorſichtig als möglich nahm, ſo blieb er immer unentdeckt; ward dadurch nach und nach ein wohlhabender Mann; und kaufte ſich endlich ſelbſt einen beträchtlichen Weingarten an, wobei er aber immer noch ſeinen vorigen Dienſt behielt.

Auch bei dieſem Kaufe argwohnten ſeine Prinzipalen nichts, und wieſen ſelbſt einige freundſchaftliche Warnungen lachend von der Hand. Er konte ihnen verſchiedne ehrliche Wege, worauf er ſich etwas erworben, angeben; und es war ihnen ſogar lieb, einen bemittelten Mann in dieſem Poſten zu haben,

weil ſie glaubten, einem ſolchen mehr als einem ganz Dürftigen trauen zu können. Doch endlich kam ſeine Frau, die um alles wußte, auf's Sterbebette und ihr Gewiſſen erwachte. Zwar wolte ſie auch iezt noch ihren Mann keineswegs angeben oder verrathen. Aber unter vier Augen that ſie ihm die ernſtlichſte Vorſtellung: „Es ſei endlich Zeit,“ ſagte ſie, „in ſich zu gehen und vom bisherigen Laſter-„wege abzuweichen. Er ſei nun vor allem „Mangel auf ſeine ältern Tage gedeckt; be-„ſizze eine eigne Wohnung und baares Geld „genug. Eigentlich ſolte er beides, als ein „geraubtes Gut, wieder erſtatten; doch wenn „er auch dazu ſich nicht entſchlöße, ſo be-„ſchwöre ſie ihn wenigſtens mit Thränen, „ſich mit dem zu begnügen, was er ſchon ha-„be; und ſie könne nicht ruhig ſterben, bevor „er dies nicht ihr zugeſichert hätte!“

Dieſe Rede wirkte; denn er hatte ſeine Frau lieb gehabt, und durch ihre iezzige Lage wurden ihre Worte ihm noch wichtiger. Er ver-

ſprach ihr daher mit Thränen, nie wieder zu ſtehlen. Sie ließ ſich die Hand drauf geben; wiederholte einigemal: daß, wenn er dieſes Verſprechen bräche, Gottes Langmuth müde ſeyn und ihn zu Schanden laſſen werde; und verſchied wenige Stunden nachher. Einige Monate durch hielt unſer Witwer ſein Wort aufs pünktlichſte. Doch nunmehr war ſein Vorrath von Zukker und Koffee aufgezehrt, und er ſolte ſein eignes Geld für Waaren ausgeben, die er bisher überflüßig gehabt, oft ſelbſt verſchachert hatte. Dies ging ihm ſchwer im Kopf. Er war es zufrieden, ehrlich zu ſeyn; ſelbſt wenn er einigen Gewinſt verlöre. Doch dabei ſogar, wie er es nante, zuzubüßen, dies, glaubte er, ſei alzuviel gefodert. Zudem tröſtete er ſich mit einem Grunde, der nur alzuoft dem gemeinen Mann den Schritt über ſein Gewißen hinweg erleichtert — „Gott „ſei Dank,“ dachte er, „deine Prinzipalen ha„ben es ia! Es iſt ia nicht einmal ihr baa„res Geld; es ſind ihre Waaren, die ihnen

„nicht ſo hoch als andern Menſchen zu ſtehn „kommen.“ Kurz! nach einem langen Kampfe mit ſich ſelbſt, entſchloß er ſich ſeinen alten Gang abermals zu thun und ſich nun Vorrath, doch nur Vorrath von Zukker und Koffee zu holen.

Die Gewölbthüre ging in einem geräumigen Hof. Das Zimmer, wo er wohnte, lag in einem andern Theil des Hauſes. In einer ſtillen Mitternachtsſtunde machte er ſich auf den Weg. Aber, ſo wie er im Hof eintrat, ſo wie er iene Thüre ins Geſicht bekam, ſah er vor ihr ſeine verſtorbene Frau in Lebensgröße ſtehen. Sie war in einem weiſſen Gewande; ihre ausgebreiteten Arme ſchienen die Thüre gleichſam noch feſter zuzuklemmen. Daß der Räuber bei dieſem unerwarteten Anblick erſchrack, läßt ſich leicht denken. Er floh haſtig in ſein Zimmer zurück und zu Bette. Die ganze Nacht kam kein Schlaf in ſein Auge, und wohl zwanzigmal erneuerte er dem Schat-

ten ſeiner Frau in Gedanken eben den Schwur; den er ihr ſelbſt am Todbette gethan hatte.

Doch ſo, wie wieder einige Tage verfloſſen waren, ſtiegen auch andre Gedanken und mancherlei Zweifel in ihm auf. — „Wie dann, „wenn es nur ein Mondſchein, ein Licht im „erſten Stocke oder wohl gar deine Einbil„dung geweſen wäre? Biſt ein ſo alter Kerl „— ſo lange in dieſem Hauſe — ſo oft auf „den nemlichen Wege, und ſpürteſt nie etwas „unheimliches! Nur iezt — Poſſen, ich ver„ſuch es noch einmal! muß entweder hinein „oder mir wenigſtens das Ding, das mich „ſcheucht, genauer beſehen.“ Er ging; nach Mitternacht; kein Mondſchein war am Himmel, im ganzen Hauſe kein wachender Menſch, und kein Licht zu ſpüren. Er ſamlete ſeine ganze Herzhaftigkeit. Sie hielt aus, bis er im Hof eintrat; aber ſieh da, der Geiſt ſeiner Frau ſtand wieder am vorigen Poſten. Es war ihre Geſtalt, ihr Geſicht, ihre Größe; alles vom größten bis zum kleinſten! Er be-

trachtete

trachtete ſie einige Augenblikke unverwandt; ſie blieb ſtehen. Ihre Arme waren wieder ausgebreitet. Mit einem Finger ſchien ſie ihm zu drohen. Es überlief ihn ein eiskalter Schauer; er eilte wieder zurück und brachte auch dieſe Nacht wie iene erſtre mit Furcht, Gebet und guten Vorſäzzen von Lebensbeſſerung zu.

Aber Geiz und Habſucht, wo ſie einmal recht Raum gewonnen haben, überwältigen auch den beſten Vorſaz und ſelbſt das erwachte Gewißen. Bei iedem Pfennig, den unſer Hausmeiſter wieder für iene, ſchon erwähnte, Bedürfniße ausgab, dachte er allemal: »Haſt das ſo nahe; könteſt das ſo umſonſt haben!« Immer überzeugte er ſich ſtärker, daß iener Geiſt, troz ſeines zweimaligen Schildwachtſtehens, nur ein Spiel der Einbildungskraft, ein ſelbſtgeſchafnes Schreckbild ſei — »Wenn deine Frau dir erſchei»nen wolte und könte, warum nur immer im »Hofe und vor iener Thüre? Warum nicht »auch hier auf deinem Zimmer? Warum

„nicht da, wo ſie ſonſt lebend zu ſizzen pfleg-„te, oder vollends da, wo ſie ſtarb?“ Er ſah ſich anfangs immer furchtſam um, ſo oft er dieſen Gedanken hegte; aber er gewöhnte ſich bald dran, und nahm ſich nun, mit Gründen, wie er glaubte gewafnet, feſt vor: noch einmal nicht nur hinzugehen, ſondern auch ſeinen Vorſaz durchzuſezzen, und wenn ſeine Frau doppelt daſtünde.

Er ging. Jener zweimalige Anblick erneute ſich richtig wieder. Aber der Verſtockte blieb auf ſeinem Entſchlus. Mit halb abgewandtem Geſicht kam er bis dicht an die Thüre; ſchob ienen lichten Schein, ſo däucht es ihm, gleichſam davon hinweg, und ſchloß dann ungehindert auf. Alles dies, ſo ſchauderhaft es vielleicht für manche, ohnedem furchtſame Leſer klingen mag, läßt ſich doch durch ein klein wenig Seelenkunde leicht erklären, ohne daß deshalb ein wirkliches Geſpenſt ins Spiel zu miſchen wäre. Merkwürdig aber bleibt es doch, daß dieſer ſo oft und ſo

fruchtlos von ſeiner ſterbenden Frau und von ſeinem eignen Gewißen gewarnte Böſewicht iezt allerdings in ſein Verderben rante, und daß er, der vorher ſo oft glücklich entwiſcht war, grade iezt in einem Fallſtrick kommen mußte, dem er nicht mehr entgehn und wovon ihm keine Silbe ahnden konte.

Jene frühere Kaſſeneingriffe waren zwar nicht immer, und nicht ganz beſtimt gemerkt, aber doch ein paarmal vermuthet worden. Man hatte hin und her, doch niemals auf die ſchuldige Perſon gerathen; auch wurden ſchon ein paar Ladendiener, wenn gleich nicht geradezu deswegen, doch wenigſtens mit einigem Argwohn verabſchiedet. Jezt war ſeit wenig Wochen ein neuer angenommen, der Redlichkeit, Liebe zur Ordnung und Unverdroſſenheit beſaß. Er hatte von ienen Diebſtälen murmeln gehört, hegte Ehrliebe genug zu wünſchen, daß dergleichen unter ihm nicht vorfallen möchten, und glaubte vor allen Dingen beobachten zu müßen: Ob er auch lau-

ter ehrliche Hausgenoßen habe. Er nahm ſich daher vor, einige Monate hindurch alle Nächte in einem kleinen, dicht an das Hauptgewölbe ſtoßenden und mit einer Glasthüre verſehnen Stübchen zu ſchlafen. Alle Abende trug er ſich ſelbſt, ganz heimlich, ein paar Betten auf eine Bank dorthin. Niemanden, als ſeinen Prinzipalen, ſagte er ein Wort davon; ſchon mehrere Wochen hatte er dieſe Uebung fortgeſezt und nicht das geringſte Verdächtige bemerkt. Da gewöhnlich immer nur neue Diener recht eifrige Diener zu ſeyn pflegen; da auch der beſte Vorſaz, wenn man keinen Nuzzen ſpürt, bald erkaltet; ſo war es ſehr möglich, daß dieſes unbequeme Nachtlager ſich ſchon ſeiner Endſchaft nahte, und daß iener nichtswürdige Räuber nur noch ein paar Wochen hätte warten dürfen, um dann wieder ſicher plündern zu können. Doch daß er gerade iezt ein Herz ſich faßte, auch dies war vielleicht eine Fügung des

Schickſals, welches ihn reif zu ſeinem Verderben fand.

Kaum hatte er iezt die Thüre des Gewölbes aufgeſchloſſen, als unſer Kundſchafter auch dieſes nahe, wiewohl leiſe Geränſch vernahm, an ienes Fenſtergen ſich ſchlich, und beim Schimmer einer kleinen Diebslaterne den Räuber gar bald erkante. Er ſah, wie er den Zukker- und Kaffeevorräthen zuſprach, und ließ ihn ungeſtört ſich belaſten, ſo viel er wolte. Jezt hatte ſolcher nun alles das, weswegen er eigentlich gekommen war. Er hatte ſich feſt vorgenommen, die Kaſſe diesmal nicht heimzuſuchen; da er ihr aber ſo nahe war; da er alles um ſich herum ſo ſicher glaubte; da er entſchloſſen war, ſobald nicht wieder zu kommen; ſo dacht' er: Ein Grif mehr dort hinein kan doch auch nichts ſchaden! Die Schlüſſel hatte er bei ſich; die Kaſſe war in einem Augenblick eröfnet. Doch iezt ſprang auch der Ladendiener ſchnell herbei, pakte den Dieb feſt, und ſchrie ſo laut

er konte: Hülfe, Hülfe! um noch mehrere Menſchen im Hauſe zu wekken. Vergebens wolte iener Elende ſich losreißen; der Diener war iünger und ſtärker. Vergebens bat er um Gotteswillen, nur diesmal ihn gehn zu laſſen; nahm vergebens zu den ſchönſten Verſprechungen ſeine Zuflucht. Jener hatte weder Erbarmen noch Luſt ſich beſtechen zu laſſen; ſchrie immer nur noch ſtärker, und wekte endlich die Hausgenoſſen, die ſchaarenweiſe zuſammen kamen. Ein algemeines Erſtaunen entſtand, als man ſah, was vorgegangen ſei, und wer es verübt habe. Man holte ſogleich die Wache und übergab ihr für dieſe Nacht den Verbrecher. Des andern Morgens übernahmen ihn die Gerichten. Da alles Leugnen umſonſt geweſen wäre, geſtand er die vielen Diebſtäle, die er nach und nach begangen hatte. Sie betrugen in Waaren und Gelde an zwölf tauſend Gulden. Er hatte durch dieſe Summe das Leben, nach den damals geltenden Geſezzen, mehr als zehnfach

verwürkt; doch ward ſein Urtheil auf lebens-
längliches Zuchthaus gemildert. Sein gan-
zes Vermögen, wenn man abrechnet was die
Gerechtigkeit als Gerechtigkeit für ſich behielt,
ward eingezogen und ſeinen beraubten Prin-
zipalen überliefert. Aus ſeinem eignen Mun-
de erfuhr man, vor Gerichten, die vorſtehende
Geſchichte.

XII.

Die Stuzperükke.

Engliſche Kriminalgeſchichte.

Daß in England oft Männer vom feinſten Stand und von der beſten Geburt, wenn Spiel, Ausſchweifung oder Unfälle ſie in Verlegenheit ſezzen, die Landſtraße zu bereiten und dem erſten beſten Reiſenden ihre (oft ledige) Piſtole vorzuhalten pflegen, das iſt eine längſt bekante Sache. Einſt hielt einer von dieſen Highwaymens einen reichen Wollhändler an; zwang ihn, der auf einen ſolchen Vorfall ganz unvorbereitet war, nicht blos mit einem Paar Guineen, ſondern mit einer ziemlich anſehnlichen Banknote ſich zu löſen; bedankte ſich höflich, und ſprengte davon.

Der Räuber, dem in mancher Rückſicht daran gelegen ſeyn mochte, unerkant zu bleiben, hatte unter andern Hülfsmitteln auch einer ſchwarzen Perücke ſich bedient, die faſt ſein ganzes Geſicht verdeckte. Jezt war er kaum einige hundert Schritte von dem Orte ſeines Fanges entfernt, als er dieſe Haarhaube wegwarf, und weiter eilte, ohne für deren ferneres Schickſal beſorgt zu ſeyn. — Die Straße, wo dies geſchah, gehörte nicht zu den ſehr beſuchten Straßen Englands; die Perücke war überdies noch auf einen Nebenweg hingeſchleudert worden; ſie lag daher ein ziemliches Weilchen, eh'. ſich ein Liebhaber dazu fand; aber endlich kam der einzige Sohn eines reichen Eſquire, deſſen väterliches Gut in der Nähe war, geritten; ſah ſie, hob ſie aus Neugier mit ſeiner Reitgert' empor, und kam durch ein unglückliches Ungefähr auf den Einfal, ſich einen Spas damit machen zu wollen.

„Wenn ich dies Geniſte, (dacht' er bei ſich ſelbſt) aufſezte, ſo würde mich vielleicht unſer eignes Hausgeſinde, wohl gar meine leibliche Schweſter nicht kennen. Ich habe ia nicht weit bis heim! Was thut's, ich will's verſuchen.“ — Er ſezte ſie auf, und ritt ganz gelaſſen weiter.

Eh er auf ſeines Vaters Grund und Boden kam, mußt' er noch die Landſtraße durchſchneiden, und ſowohl bei einem Schlagbaum, als einem Zolhäuschen vorbei, wo Wegegeld entrichtet ward. Er that dies, unbekümmert wegen der Leute, die er dabei ſtehen ſah; aber deſtomehr bekümmerten ſich dieſe um ihn. Denn ſieh' da, durch einen neuen unglücklichen Zufal hielt hier, in eben dieſem Augenblick, iener vor kurzem erſt beraubte Wollhändler an; und erzälte einigen von Ohngefähr angetroffenen Bekanten ſein trauriges Ebentheuer. Jezt, als er im beſten Erzälen unſern iungen Esquire daher traben ſah, und auf ſeinem Kopf iene Perücke erblickte, die er

nur alzugut ſich gemerkt hatte, unterbrach er ſogleich ſeine Erzälung und rief haſtig: — »Ei ſeht da! Unſer Highwaymann! Greift ihn! greift ihn!« — Seine Gefährten, getäuſcht wie er, legten ſofort Hand an. Eh der arme beſtürzte Jüngling ein Wort nur reden konte, war er auch ſchon vom Pferde herunter gezogen. Es half nichts, daß er ſich zu erkennen gab; nichts, daß der Zoleinnehmer ſelbſt nun für ihn und ſeine Unſchuld Leib und Leben zu verpfänden ſich erbot; nichts, daß von allen geraubten Stücken auch nicht ein einziges bei ihm zu finden war. Der Wollhändler blieb dabei, er erkenne ſeinen Räuber in ihm. Das Begehren der Verhaftung mußt' ihm gewilfahrt werden, und der peinliche Prozeß nahm ſeinen gewöhnlichen Lauf.

Der Sachwalter des iungen Esquire that alles mögliche, um die Schuldloſigkeit ſeines Klienten ins helle Licht zu ſezzen. Man gab ihm durchgänzig das vortheilhafteſte Zeug-

nis; aber wegen der verdächtigen Viertelſtunde kont' er doch durch keinen Zeugen ſich rechtfertigen; der Wollhändler, auch ein ſonſt unbeſcholtner Mann, beharrte auf ſeiner Ausſage; legte den Eid drauf ab, und die zwölf Geſchwornen ſprachen das fürchterliche guilty aus.

In England, wie bekant, werden alle Gerichtshändel bei ofnen Thüren geführt. Bei dem gegenwärtigen Verhör war der wahre Thäter vom Anfange bis zu Ende Zuſchauer geweſen, hatte aber weislich geſchwiegen, bis der Ausſpruch der Geſchwornen gefällt war. Jezt trat er hervor, wandte ſich zum Richter, und ſagte: »Der Kriminalprozeß ſei zwar ganz ohne Parteilichkeit, ganz ohne Verlezzung irgend eines Geſezzes geführt worden; doch ſchein' es ihm, als hätten Kläger und Geſchworne zu viel auf den Punkt mit der Perücke geachtet. Wenn es ihm erlaubt ſei, getrau' er dieſes ſofort durch ein augenſcheinliches Beiſpiel zu beweiſen.« — Der Richter, der nichts eifriger

wünſchte, als ſeinen Angeklagten retten zu können, gab dieſem neuaufgetretenen Sachwalter gern Erlaubnis, ſeinen Beweis zu führen, und ließ ihm die Perücke reichen, die während des ganzen Handels da gelegen hatte.

Er ſtürzte ſie auf, indem er dem Wollhändler den Rücken zukehrte. Dann aber wandte er ſich ſchnel um zu ihm, und mit eben dem Blick, dem Ton, der Geberde, der Drohung in Hand und Worten rief er: Deine Börſe her, Elender!

Kaum ſah dieſer ſo plözlich ienes Original vor ſich ſtehen, das ganz ein Da Capo mit ihm ſpielte, als er auch augenblicklich ſeinen bisherigen Irrthum und ſeinen wahren Feind erkante. — »Gott verdam mich (ſchrie er auf) ich habe mich betrogen; dieſer hier iſt mein Spizbube!«

Aber eben ſo raſch war iener mit dem ſchwarzen Stuz wieder herunter, und wandte ſich lächelnd zum Richter. — »Ewr. Herrlichkeit ſehen nun, wie drehend dieſer gute

Mann durch die **Perücke** gemacht wird; kaum ſieht er in ihr mich ganz Unſchuldigen, mich, der ich ſo lange völlig unbemerkt und dicht vor ſeinen Augen ſtand, ſo bin ich ſogleich ſeinen Gedanken nach der Räuber. Bei Gott, ich glaube, er hätte Ewr. Herrlichkeit ein gleiches Kompliment gemacht, wenn Sie eher eben den Einfall gehabt hätten! Wenigſtens aber hat er iezt ſeinen Eid widerrufen und den Beklagten frei geſprochen.«

Nach engliſchen Geſezzen galt würklich über dieſen lezten Punkt keine Frage mehr; und eben ſo wenig kont' er, nach einem ſchon geleiſteten **falſchen** Eide, noch einen neuen ſchwören, oder irgend eine Klage gegen ſeinen muthmaslich wahren Räuber anheben. Zumal, da gegen dieſen nicht der geringſte übrige Verdacht obwaltete. Der Esquire kam los; der Sachwalter verſchwand wieder.

XIII.

Edle Dreiſtigkeit einer gemeinen Bäuerin, die Schande ihres hingerichteten Mannes zu mindern.

In einem Curiſchen Bauerhofe, und zwar in einem, der ziemlich einſam lag, ſuchte ein pohlniſcher Jude, den auf ſeiner Fußreiſe die Nacht überfiel, um Beherbergung an, und erhielt ſie auch. Bekantermaßen führen dieſe Handelsleute, unter der dürftigſten Kleidung, oft reichlich verſehene Geldkazzen bei ſich; thun, als ob ſie um Brod betteln müſten, und könnten ein Rittergut kaufen. Gegenwärtiger Wanderer gehörte zu dieſen dürftig ſcheinenden Reichen, und ich weiß nicht durch welches Ungefähr ſein Wirth Kundſchaft davon erhielt. Die Vermögensumſtände dieſes Bauern waren eben nicht die beſten; ſeine Geſinnungen, troz ſeiner ehrli-

chen Miene, eben nicht die rechtſchaffenſten. Er hatte kaum von ſeines Gaſtes Börſe einige Muthmaßungen gefaßt, als der Gedanke in ihm aufſtieg: Der Tod eines Menſchen könne hier eine ganze Familie glücklich machen, und ſei daher wohl zu entſchuldigen. Er theilte ſeinen beiden Söhnen dieſen Einfall mit, und fand ſie dazu bereitwilliger, als ſie ſolten. Das ſchändliche Vorurtheil: daß das Leben eines Juden weit weniger als ein chriſtliches werth und eigentlich nur als ein halbmenſchliches zu betrachten wäre, trug viel zu ihrer Willfährigkeit bei; und iener Unglückliche ward im tiefſten Schlaf überfallen, beraubt und ermordet.

Sie hatten ihre Maasregeln ſo gut zu nehmen, den Leichnam ſo heimlich zu verſcharren gewußt, daß niemand in der ganzen Gegend etwas davon argwohnte. Die Vermögensumſtände dieſes Bauern beſſerten ſich durch dieſe ſchändliche Erbſchaft gewaltig; er bezahlte ſeine Schulden; und in Jahresfriſt

heirathete

heiratete ſein älteſter Sohn die Tochter eines reichen Nachbars; eine iunge, hübſche, brave Dirne, um die er vorher lange ſchon gefreit hatte, und die ihn gegenſeitig auch von Herzensgrunde liebte.

Doch kaum war dieſe Hochzeit vorbei, als Verdacht wegen iener Mordthat ausbrach. Die Gerichte bemächtigten ſich des Vaters und ſeiner Söhne; man fand die Ueberbleibſel des begrabnen Körpers; man entdeckte der Spuren bald noch mehrere. Die Schuldigen geſtanden endlich ſelbſt ihr Verbrechen; man ſprach über ſie das Urtheil: enthauptet und auf das Rad geflochten zu werden. Ein hartes, aber doch gerechtes Urtheil, welches auch bald darauf an ihnen vollzogen ward.

Wer vermag bei alle dieſen ſchrecklichen Ereigniſſen das Gefühl der iungen erſt verheirateten Frau ohne Mitleid ſich zu denken. Zu eben der Zeit, wo ſie einen geliebten, langgeliebten Mann nun endlich zu beſizzen glaubt; ſich dieſes Beſizzes noch in ſeiner ganzen Neu-

heit freut; ſieht ſie ebendenſelben eines ſchwarzen Laſters angeſchuldigt; ſieht ihn aus ihren Armen weggerißen; geſchleppt zum Kerker; eben desienigen Bubenſtücks, weshalb ſie ihn ſo gern gegen die ganze Welt vertheidigen möchte, überführt; hört über ihn das fürchterlichſte Urtheil des Todes ausſprechen, und findet zwar ſeine Richter mitleidig bei ihren Thränen, doch unerweichbar das Geſez, wornach ſie ihn richten. O entſezlich war ihr Abſchied, als ſie zum Hochgericht ihn führten, noch entſezlicher beinahe ein anderer Gedanke, der ſie ſtraks drauf ergrif.

Dieſe Unglücklichen waren — wie wir ſchon geſagt haben — nach überſtandner Todesſtrafe aufs Rad geflochten, ihre Köpfe oben auf den Pfahl geſteckt worden. So verzerrt von dem lezten Streich und Schmerz, ſo geröſtet von der Sonne, zerfreſſen von den Raben, verabſcheut von allen Vorbeigehenden, ſolte nunmehr das Haupt verweſen, auf deſſen Mund ſie ſonſt ſo oft den Kuß der Lie-

be gedrückt, das ihr ſo männlich ſchön geſchienen hatte! Dieſe wahrſcheinlich für Manche ſehr ſchwärmeriſch klingende Empfindung mußte doch ganz die wahre Empfindung dieſer unglücklichen Bäuerin geweſen ſeyn; denn wie ließe ſich ſonſt die ſonderbare That erklären, zu der ſie ſich erkühnte.

Im Dunkel der tiefen Nacht, allein, ohne Leuchte, ohne Gefährten, ſtiehlt ſie ſich leiſe aus ihrem Bette und aus dem väterlichen Hauſe; läuft weit, weit hinweg bis zur Gerichtsſtätte. Keine rauhe Witterung hält die Halbnackende ab; keine Furcht vor dem ſchaudervollen Orte — Leuten von ihrer Erziehung doppelt gräßlich! — erſchreckt ſie; ſelbſt das Unmöglichſcheinende wird ihr möglich. Sie klettert an der bloßen Stange empor, kömt bis ans Rad, bis an deſſen Spindel; und verhült mit einem weiſſen Tuche das Haupt ihres ehmaligen Gatten; dann kehrt ſie wieder zurück in ihre Wohnung.

Man kann ſich die Verwunderung leicht denken, die des andern Morgens bei denjenigen entſtand, die zuerſt dieſer ſonderbaren Bekleidung inne wurden. Die Gutsherrſchaft forſchte weiter nach, und die wahre Beſchaffenheit der Sache kam bald heraus. Man verſagte der iungen Wittwe die Bewundrung nicht, die ihre Kühnheit verdiente. Der Leichnam ihres Mannes ward vom Rade genommen und unter demſelben begraben. Für ſie ſelbſt ſorgte die Herrſchaft nach möglichſten Kräften. Jene Verachtung, die ſonſt, ungerecht genug, die Hinterlaſſenen eines Gerichteten zu verfolgen pflegt, traf ſie nie; ſie ward vielmehr nach Verlauf eines Jahres die Gattin eines ihrer Liebe würdigern Mannes.

XIV.

Der blutige Jeßanack.

Daß es im Königreich Ungarn ſehr viele Waldungen von großen Umfang giebt; Waldungen, in welchen man oft einige Meilen reiſen kann, ohne auch nur ein Dorf, eine Hütte, — höchſtens hier und da ein einzeln ſtehendes Gaſthaus ausgenommen! — zu erblicken; dies iſt eineallgemein bekante, ſchon in tauſend Büchern ſtehende, und von unzählichen Reiſenden verbürgte Wahrheit.

So unangebaute Wälder ſind auch natürlicher Weiſe ſehr menſchenleer. Dennoch werden ſie auch zuweilen von ganzen zahlreichen Geſelſchaften durchſtrichen, die ſehr füglich — wegbleiben könten. Das heißt: Räuberbanden ſamlen ſich hier nicht ſelten; werden

einzelnen Wanderern, auch wohl kleinen Karavanen, gefährlich, und begnügen ſich zuweilen, wenn ſie alzuhartnäckige Gegenwehr finden, nicht einmal mit dem Raube allein; ſondern morden auch die Unglücklichen, die in ihre Hände fallen. Gerechtigkeit und Regierung thun zwar, vorzüglich in der leztern Hälfte dieſes Jahrhunderts, alles was ſie nur können, um dieſem Unweſen zu ſteuern. Doch ſolches ganz auszurotten, war bisher unmöglich.

Nun lebte vor ohngefähr fünf und zwanzig Jahren in eben dieſem Königreiche, im War** Komitate, ein gewißer Prokurator, Jeßanack mit Namen, der ſich ſeit ſeinem Eintritt ins gerichtliche Leben immer als den geſchworenſten Feind von ſolchen Stöhrern öffentlicher Sicherheit auszeichnete. Er war Gerichtsdirektor auf verſchiednen weitläuftigen Herrſchaften; ließ mit dem lebhafteſten Eifer iedem Räuber, der ſich alda nur von weitem ſpüren ließ, nachforſchen, und ſuchte mit noch größrer

Strenge iedem einmal Ertappten auch ſeinen gehörigen Lohn zu verſchaffen. Nachſicht, Erlaß und Gnade waren Worte, die aus ſeinen Protokollen und Schriften gleichſam weggebant zu ſeyn ſchienen; und indem er ſo faſt immer bei iedem Ueberwieſenen die Todesſtrafe durchſezte, kein Vorwort anhörte, keine Ausflucht gelten ließ, reinigte er würklich in der Friſt von einigen Jahren die ihm anvertrauten Herrſchaften von allem ſolchen Räubergeſindel gänzlich; erhielt dafür den Dank der Verſtändigen, zugleich aber auch, nicht nur von den Straſenräubern ſelbſt, ſondern auch vom größern Theil des Publikums, und zumal von der gemeinen Menge, den etwas zweideutig klingenden Namen: blutiger Jeßanack.

Einſt, als er ſich ſelbſt auf einer Reiſe befand, herrſchaftliche Gelder einkaſſirt, und einige tauſend Gulden im Wagen bei ſich hatte, ward er, — indem er über fremdes, nicht ſo geſäubertes, Gebiet fuhr — an einer Stel-

le, wo er ſich deſſen am wenigſten verſah, von einer ganzen Rotte bewafneter Buſchklepper umringt. Er ſuchte ſich durch ſeine dargebotne Börſe von allen übrigen Ungemächlichkeiten loszukaufen; da aber dieſe ziemlich leicht wog, ſo hatte man wenig Luſt, dieſen ſtillſchweigenden Kontrakt einzugehn. Man ſtand vielmehr eben nicht nur im Begrif, eine genaue Durchſuchung des Wagens vorzunehmen, ſondern fügte auch bereits ſehr gefährlich klingende Drohungen hinzu, als plözlich mitten aus dieſem Haufen ein iunger Burſche hervordrang, die Nächſten am Wagen und dieienigen, die den Paſſagier angepackt hatten, zurückſtieß, und dabei ausrief: »Ei, ſo laßt doch den Kerl »zu allen tauſend T— fahren, und verliert »eure Zeit nicht bei ihm! Ich kenn' ihn. Es »iſt der blutige Jeßanack, und der führt ge»wiß, außer ſeinem Beutel, keinen einzigen »Kreuzer bei ſich.«

Bei einer ſolchen Empfehlung ward dem Prokurator warlich nicht wohl zu Muthe. Sein Name blieb nicht ohne Würkung. »Der blutige Jeßanack!« riefen mit einem Munde die ſämtlichen Räuber; traten würklich einen Schritt zurück; hielten aber den Wagen umringt, und ſtimten unter ſich ein gar nicht tröſtliches Gemurmel an. »Wenn das würklich »Jeßanack iſt,« ſchrie endlich einer von ihnen: »was zögern wir noch länger den Burſchen »kalt zu machen? Der Kerl verdient ia doch, »er habe nun Geld verläugnet, oder nicht, »ſiebenfältig den Tod! Wie manchen unſrer »braven Kameraden hat nicht dieſer ſaubre »Herr auf ſeinem verdamt ehrlichen Gewiſ»ſen!«

Schon zuckten einige die Meſſer; ſchon empfahl Jeßanack ſeine Seele dem Himmel: doch iener Vorſprecher trat abermals dazwiſchen. — »So laßt ihn doch ziehen!« ſprach er: »ziehen, wohin es ihm beliebt! Allerdings hat er ſich zwar an unſers Gleichen

»oft hart verſündigt. Aber wer weiß, ob »nicht an ſeine Stelle noch ein Schlimmerer »kommen dürfte! Er hingegen, wenn wir »ihn diesmal ſo fein ſäuberlich durchwiſchen »laſſen, wird doch auch ein Gewißen haben, »und künftig etwas glimpflicher mit uns um»gehn. Auf iedem Fall hat der alte Fuchs »kein Geld weiter bei ſich; und mit ſeinem »Blute — was iſt uns da geholfen?«

Dieſes Vorwort fruchtete. Unverſehrt, und ungeplündert, nur nochmals ernſtlich ermahnt, ſich für die Zukunft in ſeinen Maasregeln zu beſſern, zog Jeßanack ſeine Straße. Er fand allerdings ſelbſt in dieſer Errettung manches ſonderbar; begrif kaum, wie er davon, und an ienem iungen Purſchen zu einem ſolchen freundſchaftlichen Vertheidiger gekommen ſei; glaubte aber dennoch nicht in ſeiner einmal übernommenen Pflicht durch einen Zufall dieſer Art ſich irren zu laſſen. Er hatte ia alles bisherige, nicht aus Eigennuz, ſondern zur Handhabung der Gerechtigkeit, zur öffentlichen Sicherheit ſeines

Vaterlandes gethan; er fuhr daher auch muthig fort für beide zu wachen und zu arbeiten. Sein Ruf vermehrte ſich noch. Von weiten her ward er zu mancher ſchwürigen Unterſuchung verſchrieben; und ſchlaue Böſewichter, die ſonſt iedes Verhör unnüz zu machen wußten, erblaßten, wenn Jeßanack auftrat, und verſtrikten ſich gemeiniglich in ſeinen Fragen. Sechs oder ſieben Jahre verliefen indeſſen. Jenes Abentheuer im Walde kam ihm faſt gänzlich wieder aus dem Sinn.

Einſt ward, in einer ziemlich weiten Entfernung von ſeinem Wohnſizze, eine ſtarke Räuberbande, die in einem gräflichen Schloße einzubrechen verſuchte, grade im günſtigſten Augenblicke noch entdeckt, überraſcht, und gröſtentheils verhaftet. Es ward eine ſcharfe Unterſuchung gegen ſie angeſtelt; man erbat ſich hierzu Jeßanacks Beiſtand, und dieſer ſtellte auch willig ſich ein. Im erſten Verhör leugneten zwar die Gefangnen alles; doch gleich nach demſelben verlangte einer von die-

ſer Bande mit Jeßanacken allein zu ſprechen, und ſein Begehren ward ihm zugeſtanden.

„Warlich!“ — rief dieſer Burſche, ſo wie ſein Kerkermeiſter nur abgetreten war: — „Warlich, rief er und ſchüttelte die Feſſel an ſeinen Händen: Sie lohnen den Leuten ſchön, die ſich um Sie verdient machten! Es koſtete mich vordem Mühe genug, Sie beim Leben zu erhalten; iezt, ſcheint mir, werden Sie ſolche auch nicht ſparen, um mir davon zu helfen.“

Jeßanack ſtuzte; wußte nicht gleich, was er von dieſer Anrede denken ſolle; ſah aber bald den Kerl genauer an, und fragte: Wie? Wäreſt du wohl gar . . .

„Nun ia! ia! ich bin freilich derienige, der Ihnen im **auer Buſche das Wort bei ſeinen Kameraden redete! Ich bin's, der ſich damals gröblich an ſeinem ganzen Handwerk verſündigte; indem ich durch Ihre Erhaltung ſpäterhin wohl zwanzigen meiner Brüder zu Strang und Schwert verhalf! — Glauben

Sie nicht etwa, daß ich iezt den Uneigennüz-
zigen, wohl gar den Grosmüthigen zu ſpie-
len Luſt habe. Ich geſtehe frei: Ich rettete
Sie damals in der Hofnung, daß Sie mich
vielleicht einſt wieder retten könten. Damit
Sie aber doch auch dieſen Dienſt nicht alzu-
wenig, alzu wohlfeil ſchäzzen, ſo wißen Sie:
mir war damals nicht minder aufs genauſte
bekant, wie viel tauſend Gulden in ihrem
Wagenſizze ſich befänden.

»Wie? auch das hätteſt du gewußt?«

Volkommen! Ja iezt vielleicht genauer
noch, als Sie wohl ſelbſt ſich ſolches merkten!
Es waren ſieben Beutel und zwei davon mit
den ſchönſten Kremnizzer Dukaten gefüllt.
Ich machte damals den Kundſchafter der
Bande. Ich hatte Ihre Baarſchaft im Schloſ-
ſe einpacken geſehen; wußte alles — und
ſchwieg. Unleugbar ſind Sie alſo mein
Schuldner! Ob Sie iezt mich bezalen wol-
len, ſteht bei Ihnen. Wenigſtens, wenn nur
der gute Wille da iſt, hab' ich die Sache ſelbſt

nicht Ihnen unmöglich gemacht. An meinen Händen klebt kein Menſchenblut. Geraubt hab' ich oft, gemordet nie. Mehrmals ſah ich zu; doch nie gern; half nie mit; ſezte mich nicht ſelten dagegen. Nach fremder Habe ließ ich freilich ziemlich oft mir gelüſten. Doch dann wären Sie warlich kein Rechtsgelehrter, wenn Sie ſo etwas nicht zu entſchuldigen wüßten!«

Wenigſtens will ich thun, was mir möglich iſt! darauf geb' ich dir hiermit Hand und Wort.

Jeßanack hielt beides. Durch ſeine Vertheidigung, und als dieſe nicht ganz hinreichen wolte, durch ſeine Vorbitte, blieb von der ganzen Bande dieſer Einzige am Leben, und kam mit einer ſehr mäßigen Leibesſtrafe durch, da es die Uebrigen alle mit ihrem Halſe büßen muſten.

XV.

Mörder, der ſich zwingt, eine Urſache zu finden.

Ein iunger Bauer gerieth in der Schenke mit einigen ſeines Gleichen in Zwiſt. Von Worten kam es zum Handgemenge. Er unterlag der ſtärkern Anzahl; ward niedergeworfen, bei den Haaren zur Thüre hinausgezerrt, und noch draußen auf der Flur aufs unbarmherzigſte zerprügelt.

Er lag, wie an allen Gliedern gelähmt, und ſchäumte Wuth und Rache; aber er konte ſich noch nicht aufrichten, und dieienigen, welche in dieſen Zuſtand ihn verſezt hatten, waren davon gegangen. Indeſſen hatt' er ſein Meſſer hervorgezogen, und wartete nur auf die Rückkehr ſeiner Kräfte, um ſich völlig

aufzuraffen und an irgend einem Gegenſtande ſeine Mordgier auszulaſſen. Dieſe Kräfte ſtellten ſich wieder ein; er ſtand auf; obſchon noch halb taumelnd; das Zimmer öfnete ſich; er ſah bei dem herausſchimmernden Lichte, — denn die Flur war dunkel, — einen ihm völlig Unbekanten und an ſeinem Unfalle ganz Unſchuldigen hertreten. Er fühlte Begierde auf ihn los zu gehen; aber eh' er noch ſich dazu entſchließen konte, war die Gelegenheit ſchon vorüber.

Unmittelbar drauf trat ein Andrer, an ſeinen Schmerzen eben ſo unſchuldig als iener, hervor. Indeß, da er, wie vorhin, in ſeinem Entſchluſſe noch hin und herſchwankte, fiel ihm ein: daß vor vielen Jahren die Mutter dieſes Menſchen mit ſeiner Mutter einen Zank gehabt, und ſolcher Unrecht gethan habe; ſeine Rache in eben dem Augenblicke war entſchieden; er ging auf ihn los, und ſtieß ihm das Meſſer ins Eingeweide.

Seine

Seine Richter gaben ſich alle mögliche Mühe, von dem Mörder noch irgend eine andere Urſache dieſer blutigen That herauszubringen; es war umſonſt. Auch bedarf der Kenner der menſchlichen Natur keiner andern, um ſie zu begreifen, und ſie wirft ein helles Licht auf die Natur und den Gang des menſchlichen Willens, der alles aufbeut, um, ſelbſt bei böſen Thaten, ſeinem Entſchluß einen Anſtrich von Billigkeit, oder wenigſtens eine Entſchuldigung, hinreichend für ſich ſelbſt, zu geben.

XVI.

Der Hundsſattler und der Leinweber.

Im Fränkiſchen Kreiße durchſtrich vor ohngefähr vierzig bis funfzig Jahren ein Krämer das Land, den der größere Haufen, faſt durchgängig, nur unter der Benennung des Hundsſattlers kante. Es war ein Mann, der mit Schnittwaaren handelte; auf den Dörfern und in den Flecken oft anſehnlichen Abſaz fand; ienen Spiznamen aber von zwei engliſchen Dokken erhielt, die er überall mitzuführen, und mit einem Theil ſeiner Waaren zu bepacken, mithin gleichſam zu ſatteln pflegte. Ein iunges Weibsbild, das er für ſeine Frau ausgab, und bei welcher ihm wenigſtens alle Rechte eines Mannes frei ſtanden, war ſeine gewöhnliche Begleiterin. Für ſo ganz

engelrein galt freilich ſeine Denkungsart und ſein Betragen nicht; gleichwohl wuſte niemand ihm etwas auffallendes nachzuſagen, und noch minder zu erweiſen.

Um eben dieſe Zeit lebte auf dem Lande, in einem kleinen ofnen Marktflekken, ein Leinweber, der ſchon Vater von ſechs Kindern, und ein kreuzbraver Mann, nur eben ſeiner zahlreichen Familie halber ſo blutarm war, daß oft die Sonne Wochenlang in ſeine Küche ſchien, ohne einen Funken Feuer auf ſeinem Heerde zu finden. Der Hundsſattler hatte ihn, weiß der Himmel durch welchen Zufall, kennen gelernt, und pflegte zuweilen, wenn Nacht oder übles Wetter ſein weiteres Fortkommen hinderten, hier auf einer Streu — denn an ein Gaſtbette war nicht zu gedenken — zu übernachten. Wann ihm dann ſein armer Wirth, nach gewöhnlicher Art der Dürftigen, ſeine Noth recht herzlich klagte, ſchien er ihm mit Rührung zuzuhören, und

verſprach: bei erſter vorfallender Gelegenheit auf Verbeſſerung ſeiner Umſtände zu denken.

Einſt kam der Krämer und ſeine angebliche Frau grade zu einer Zeit, wo die Noth des Webers äußerſt groß und dringend war. Er ſolte vier Gulden, die ein harter Gläubiger ihm vorgeſtrekt, zalen, oder des andern Morgens ſein Handwerksgeräthe ſich auspfänden laſſen. Im ganzen Hauſe waren keine vier Kreuzer aufzutreiben; zu verkaufen oder zu verſezzen war auch nichts mehr; kein neuer Darleiher wolte ſich finden, und der Aeltere war unerbittlich. Die arme Frau rang die Hände; der Mann ſaß hinter ſeinem Weberſtuhl, ſtum, thränend und zur Arbeit unfähig; die Kinder ſchrien um Brod. Als der Hundsſattler dieſem Jammer eine Weile zugeſehn und zugehört hatte, ſagte er: »Wohlan, »hier will ich mich ins Mittel ſchlagen. Ich »bin ſo eben im Begrif zu einem meiner vor»züglichſten Kunden zu gehn, eine anſehnliche »Summe Silbergeld einzukaſſiren, und einige

»neue Waaren abzuholen. Komm mit, hilf »mir tragen! Ich will dir reichlich lohnen. »Ueberhaupt, wenn ich merke, daß du in mein »Geſchäfte dich ſchickſt, ſo will ich dich von »nun an dazu gebrauchen, und ich wette, es »ſoll dich bald beſſer als dein ärmlicher We»berſtuhl nähren. Aber freilich, da deine »Noth dringend iſt, ſo müſſen wir auch ſo»gleich uns aufmachen. Ich hatte ohnedem »keine Luſt heute zu übernachten. Mein Weib »aber mag dableiben, und unſere Rückkunft »abwarten.«

Wer war bereitwilliger zu allem dieſen, als unſer Weber! da der Krämer noch überdies einen Zwanziger vorſtreckte; da ſogleich Brod und Bier dafür eingekauft, und das Weinen der Kinder geſtilt ward, ſo entſtand aus dem bisherigen Klagen ein ordentlicher Jubel. Man aß, und die beiden Männer machten ſich dann ſofort auf den Weg. Dieſer Weg ging durch einen Wald. Es ward ſchon dunkel, bevor ſie ſich noch in der Mitte deſſelben befanden. Als ſie

an einen Kreuzweg kamen, blieb der Krämer ein paar Augenblicke ſtehen, und pfif viermal äuſſerſt ſtark nach ieder Himmelsgegend, ohne daß ſein Gefährte begreifen konte, warum dies geſchähe? Sie gingen weiter; nach drei oder vier Minuten rauſchte es zur Rechten und zur Linken ſtark im Gebüſche. Der Weber fuhr erſchrocken zuſammen; er erſchrack noch mehr, als neun oder zehn Kerls hervorſprangen, unſre beiden Wanderer umringten, den Weber mit einiger Verwunderung anſtaunten; und endlich faſt einſtimmig riefen: »Wilkommen, »Hundsſattler, wilkommen! Wo ſteckteſt du »denn ſo lange? Und wer iſt dieſer hier?«

»Ein neuer Kamerad iſt es! erwiederte der Krämer. Armuth und Unfälle haben ihn in der Welt bisher genugſam durchgebeutelt. Nun will er ſich an andrer Leute Beutel dafür ſchadlos halten. Ich ſteh' euch für ſeine Treue; denn ich kenn' ihn ſchon lange.«

»Wenn dem ſo iſt, ſo ſei er uns wilkommen! antworteten alle; ergrifen einer nach

dem andern ſeine rechte Hand, und ſchüttelten ſie, gleichſam zur Beſtätigung ihres Bundes. Stum und zitternd ſtand immer noch der Weber in ihrer Mitte. Daß man ſo ihm helfen, in eine ſolche Geſellſchaft ihn einführen wolle, davon hatte er in den Worten des Sattlers, ſo ſonnenklar ſie iezt ihm wurden, keine Silbe gemuthmaßet. Gern wäre er wieder tauſend Meilen davon entfernt geweſen; gern hätte er dieſen gräßlichen Bundsgenoſſen gradezu geſagt: daß er iede Verbindung mit ihnen verabſcheue. Aber er beſorgte nicht ohne Grund, daß er ſelbſt dann ſo gut als geopfert ſei. Ein drohender Blick, den der Hundsſattler ihm zuwarf, verſtärkte dieſe Beſorgnis, und die Liebe zum Leben bewies ihre gewöhnliche Stärke. Er ſamlete daher alle ſeine Kräfte, nahm eine willige Miene an; erwiederte ihren Händedruck, dankte für gute Aufnahme, und verſprach ſein Möglichſtes zu thun, um der Geſellſchaft nüzlich zu werden.«

Jezt eröfnete der Krämer, der ſich überhaupt als Anführer der Bande betrug: wohin es heute gehen ſolle? — „Ein reicher Müller,“ ſagte er, „ohngefähr eine kleine halbe Meile von hier wohnhaft, deſſen Mühle ganz abſeitig liege, der weder wegen ſeiner ſelbſt, noch wegen ſeines Hausgeſindes viel zu fürchten ſei, habe, wie er gewiß wiſſe, vor vier oder fünf Tagen drei tauſend Gulden baar eingenommen. Dieſe könten ſie beſſer brauchen, als der Müller. Das Geſchäfte ſei eben ſo leicht, als belohnend. Um unerkant zu bleiben, wolten ſie das Geſicht ſich ſchwärzen. Wirth, Wirthin und ein paar Mägde müſten zuerſt gebunden, und geknebelt werden; die zwei Mühlpurſchen würden in der Mühle beſchäftigt ſeyn, und vielleicht nicht einmal merken, was im Hauſe darneben vorgehe. Merkten ſie es, und ſezten ſich zur Gegenwehr, ſo würde die Geſellſchaft leicht den Meiſter ſpielen, und müſſe zur ſchuldigen Dankbarkeit, alles was dort Odem hohle, umbringen.“

Man ſtimte einmüthig dieſem Vorſchlag bei, machte ſich ſofort auf den Weg, und vertheilte während deſſelben die Rollen bei der Ausführung. Unſerm Leinweber, weil er noch Lehrling im Handwerk ſei, ward das bloße Schildwachtſtehen zugetheilt. Auch dafür war ihm heimlich bange genug; doch fuhr er fort ſich zu verſtellen, und verſicherte, ſo wachſam als möglich zu ſeyn. Der Einbruch ſelbſt ging nach Wunſch von Statten. Der Müller und ſein Hausgeſinde wurden im tiefſten Schlaf überfallen; Alle waren ſchon gebunden, eh ihnen noch von Dieben träumte. Aber gleichwohl fanden auch dieſe bei weiten nicht alles, was ſie ſuchten. Daß dem Müller ein Kapital von drei tauſend Gulden vor wenig Tagen eingegangen, das hatten dem Hundsſattler ſeine Kundſchafter richtig hinterbracht; doch daß eben daſſelbe ſchon wieder ausgeliehen worden, das hatte er nicht erfahren, und fluchte daher iezt fürchterlich, als er das leere Neſt antraf. Der unglückliche Müller

muſte eben daher an ſeinem Körper verſchiedene Mishandlungen erfahren, die fruchtlos blieben, weil er doch, auch beim willigſten Herzen, ienes Geld nicht herzuſchaffen vermochte. Sein iunges Weib und ihre Mägde muſten noch mancherlei erdulten, was ihnen im Herzen viel- lleicht nicht ſo unleidlich ſchien, als ſie der Zeugen wegen ſich ſtellten. Man packte dann zuſammen, was man fand; knebelte nochmals die Beraubten ſorgfältigſt, und entfernte ſich. Im Walde theilte man die Beute; auf unſern Weber kamen fünf Gulden; die übrigen Räuber zerſtreuten ſich im Gehölze. Der Hundsſattler und der Weber gingen gradewegs auf ihre Heimath zu.

Kaum aber ſah ſich dieſer leztere mit ſeinem angeblichen Verſorger wieder allein, als er in die bitterſten Vorwürfe, der That wegen, wozu er ihn verleitet habe, ausbrach. Der arme ehrliche Mann ſchwur: daß er eher den Bettelſtab als dieſen Ausweg gewählt haben wür-

de, wenn er nur mit einer Silbe ſein Vorhaben gemuthmaßt hätte. Er wolte iezt noch die ihm zugefallnen fünf Gulden wieder geben. — »Es »ſei Sündengeld,« ſagte er, »es ſei eine Blut- »ſchuld, die ihn ſchwerer, als ſelbſt der Hun- »ger drücke; und er werde nie an die heutige »Nacht gedenken, ohne zu bereuen, daß blos »die Liebe zum elenden Leben und die Sorge »für ſein Weib und ſeine Kinder ihn bewegen »können, hülfliche Hand zu einem ſolchen Bu- »benſtück zu bieten.«

Der Hundsſattler hörte die ganze Rede gelaſſen und lächelnd an; nur die fünf Gulden ſchob er zurück, ſo oft ſein Gefährte ſie ihm anbot. — »Behalte ſie!« ſagte er, »Ich be- »greife gar wohl, daß ſie dir feigherzige Mem- »me ſauer genug zu verdienen fielen. Geden- »ke daran, daß vielleicht morgen dein Weib »und deine Kinder verhungern, wenn du iezt »einen Bettel wegwirfſt, der wenigſtens nie an »ſeinen eigentlichen Herrn zurückkommen ſoll. »Wilſt du aus frommer Dumheit mit Gewalt

»ein armer Teufel bleiben, ſo bleib es! Ich »wieß dir wenigſtens den Weg, wo du dir »helfen konteſt; dich mit Gewalt geſcheid und »glücklich zu machen, wäre Thorheit. Nur »das merke dir, Kerl! Von allem, was du »bei uns ſahſt und hörteſt, halte reinen Mund! »Unterſtehſt du dich, auch nur ein Wort da»von auszuplaudern, ſo wird dir die Hütte »übern Kopf angezündet; ſo ſoll nicht etwan »dir allein der Schedel zerſchmettert, ſondern »auch Weib und Kinder vor deinen Augen er»würgt werden; das ſchwör' ich Dir, Du »magſt einen Gott oder Teufel glauben, bei bei»den! Und das werden gewiß, nebſt mir, vier»zig bis funfzig Burſche möglich machen, denen »weder vor Galgen noch Gerichten graut.«

Dieſe herliche Zuſicherung ward in einem Tone ertheilt, der beſtätigen half, daß ſie ernſtlich gemeint ſei. Der arme Weber, für das Leben der Seinigen beſorgter, als für ſein eignes, verſchloß daher auch ſorgfältig ſeinen Mund; ſelbſt ſeiner Frau ſagte er von der

Geſchichte dieſer Nacht kein Wort! Er ſah den Hundsſattler in den nächſten drei oder vier Wochen noch einigemal; er zitterte heimlich, ſo oft der Räuber zu ihm eintrat; aber wenn derſelbe ihn lachend einlud, wieder mitzugehen, antwortete er blos mit einem treuherzigen: Gott bewahre! und verſchmerzte gern Spott und Schimpfreden ſeiner Zaghaftigkeit wegen.

Selten entläuft der Dieb lange dem Galgen, und noch ſeltner lebenslang dem Gerichte. Auch der Hundsſattler ward einige Monate drauf, zu Bareuth, nicht eines Einbruchs, ſondern andrer ähnlichen Räubereien halber, verhaftet. Die Anzeigen gegen ihn waren ſtark. Er leugnete zwar friſchweg, doch konte er ſich von der Tortur, die damals bei Gerichten noch allgemein im Schwange war, nicht losleugnen. Sie erging, und zwar ziemlich ſcharf über ihn. Er ertrug ſie, wie man einen mäßigen Kopfſchmerz erträgt; beharrte feſt auf ſeiner Vertheidigung und erhielt end-

lich nicht nur wieder ſeine Freiheit, ſondern auch ſchriftliche Anerkennung ſeiner Unſchuld, nebſt der Erlaubnis: ſich, wie bisher, von ſeiner Krämerei zu nähren, und wegen erlittner Unterſuchung weder Schaden noch Vorwurf dulten zu dürfen. So ging er aus dem Kerker, mit dem feſten Vorſaz: ſein bisheriges Handwerk treulich, nur etwas vorſichtiger als ehmals, fortzuſezzen.

In der Vorſtadt von Bareuth war ein Wirthshaus, wo er vordem oft einzukehren pflegte. Auch iezt nahm er dahin einen ſeiner erſten Ausgänge, und weil es gerade Jahrmarkt war, fand er im untern Zimmer eine Menge Gäſte beiſammen. Einige alte Bekanten umringten ihn beim Eintritt, freuten ſich ihn wieder ledig zu ſehn; fragten: Wie es denn eigentlich damit hergegangen ſei? Ob er viel ausſtehn müſſen? Ob er völlig gerechtfertigt worden? Und dergleichen mehr. — Er pralte dagegen, ſo viel ſich nur pralen läßt, mit ſeiner Unſchuld, ſeiner Herzhaftig-

keit in unverdienten Leiden, und ſeiner endlich anerkanten gerechten Sache. Er wieß überall den erhaltenen Freiheitsbrief herum, und unterließ freilich nicht, auch gegen die löbliche Juſtiz manches bittre Wörtgen fallen zu laſſen, weil ſie einen ehrlichen Kerl, ſo mir nichts, dir nichts, quälen könne, und doch am Ende, wenn dieſem nur das Herz am rechten Flecke ſizze, vor den Mund ſich ſchlagen müſſe. — Dieſe Erzählung wirkte. Man bedauerte ſeine erlittenen Schmerzen; bewunderte ſeinen Muth bei ihrer Ertragung; und drängte ſich von allen Seiten um ihn herum, nicht nur um ihn zu hören, ſondern auch, um gleichſam zur Entſchädigung, ihm etwas abzukaufen.

Aber unter den Gäſten in eben dieſem Zimmer war auch einer befindlich, deſſen der Hundsſattler ſich gewiß nicht verſah, und von dem er nicht ahnden konte, daß er bald als ſein ſchrecklichſter Peiniger auftreten werde; und dies war — der Freimann von Culmbach. Niemand kante denſelben, und wohl-

weislich hatte er auch Niemanden ſich zu erkennen gegeben; denn die Denkart damaliger Zeiten entfernte noch Gerichtsdiener und Freimänner beinahe von ieder bürgerlichen Geſellſchaft. Einſam und ſtill ſaß er in einem Winkel bei ſeinem Kruge Bier. — Doch eben dieſer Freimann war ſelbſt, ein Jahr vorher, zur Nachtszeit völlig ausgeraubt worden; und iezt, ſo wie er den Hundsſattler eintreten ſah, erkante er den Rock deſſelben für eines ſeiner ehmaligen Kleider, und den Anzug ſeiner Begleiterin für einen Sontagshabit ſeiner eignen Frau. Daß er gegen ein alſo gekleidetes Paar aufmerkſam ward, ergiebt ſich von ſelbſt; und gleich aus den erſten Reden ſah er noch deutlicher: mit wem er zu thun habe! Er entfernte ſich daher leiſe aus dem Zimmer, rief aber den Wirth bei Seite und ſagte: „Herr, „mit ſeinem Haus und Vermögen haftet er „mir, oder vielmehr der Gerechtigkeit für den „Mann dort. In einer halben Stunde aufs „ſpäteſte bin ich, und zwar hoffentlich mit hin-

»hinlänglicher Begleitung, wieder da. Will »der Vogel indeß ausfliegen, ſo halt er ihn »auf, es ſei im Guten oder Böſen! Tref' ich »ihn nicht noch, oder erfahre wenigſtens nicht »pünktlich, wo er hinging, ſo ſizt der Herr »ſelbſt heute noch, als ein Diebshehler, in Ket-»ten und Banden.«

Der Wirth wolte dagegen verſchiedenes ein-wenden; doch iener ging unverweilt fort; auch bedurfte man beim Hundsſattler weder Liſt noch Gewalt, ihn ſo lange aufzuhalten, bis das Eiſen fertig geſchmiedet war. Er dachte an keine Gefahr, ſondern zechte, ſchwazte und prahlte noch immer fort, als der Culmbacher ſchon mit der Wache eintrat. Jezt, als dieſe Hand an ihn legte, ſtuzte er freilich nicht we-nig; ſpielte bei der Verhaftung und bei der Frage: Wo er dieſe Kleider her habe? den Unwiſſenden, oder vielmehr den gleichſam Be-leidigten; muſte aber doch, ſo ungern er wolte, wieder in eben den Kerker wandern, den er vor kurzem erſt verlaſſen hatte.

Verdächtige Umſtände, fremde Zeugniſſe, eigne Widerſprüche, häuften ſich iezt ſtärker, als vorher, gegen ihn. Die Juſtiz, ihrem damaligen Schlendrian getreu, ſprach abermals auf geſchärfte peinliche Frage. Man fand dies volkommen in der Ordnung; nur war man verlegen drüber: welche Marter eigentlich gegen eine Perſon zu gebrauchen ſei, deren Hartnäckigkeit man ſchon aus Proben kante. Der Culmbacher Freimann bot auch hier ſeine Beihülfe an; und mit einem Scharfſinn, der ieden gefühlvollen Menſchen zwar zu Unwillen und Abſcheu reizt, den man aber ein halbes Jahrhundert früher, bei Leuten ſeiner Art, ſehr zu billigen pflegte, zwang er das wirklich, was er zwingen wolte. Denn ein feines baumwollenes Hemde, in Baumöl eingetaucht, und mit einer gewiſſen Vorſicht am Leibe des Hundsſattlers angezündet, verurſachte dieſem ſo unerträgliche Schmerzen, daß er ſich endlich alles zu bekennen erbot.

Schändlich, gräßlich, unmenſchlich — ich wiederhole es! — war dieſe Marter. Ich würde ſie verdammen, ſelbſt wenn ſie gegen einen Ravaillac, oder gegen iene Teufel in der Weltgeſchichte, gegen die Urheber der Pariſer Bluthochzeit, gebraucht worden wäre. Wenn dieſes Verfahren indeß ia durch etwas entſchuldigt werden könte, ſo müſte es dadurch ſeyn, daß es gegen ein ſolches Ungeheuer erging. Die Richter, als der Hundsſattler einmal zum Geſtändnis kam, erfuhren mehr, als ſie wolten; mehr als die kühnſte Einbildungskraft ſich vorgeſtelt hätte. Nicht zufrieden damit, ſeit vielen Jahren, bald allein und bald in Geſelſchaft, bald des Tags in Wäldern und auf der Straße, bald des Nachts durch gewaltſamen Einbruch zu rauben, hatte dieſer Böſewicht auch eine ungeheure Menge Menſchenblut auf ſein Gewiſſen geladen: hatte nicht nur unſchuldige Fremde, freundſchaftliche Reiſegenoſſen, ſondern ſogar ſein eignes Fleiſch und Blut gemordet: hatte, um gleich-

ſam deſto eigenthümlicher in ſeiner Art zu ſeyn, es nicht aus Habſucht allein, ſondern auch aus einem Aberglauben gethan, in welchem Grauſamkeit und Wahnſinn um den Vorzug wetteiferten. — »Hätt' ich nur den einzigen »Tag, als ich gefangen ward, noch überſtan»den,« (ſagte er im Verhör mit halben grimmigen Lachen) »ſo hätt' ich euch und eure Kä»fichte, eure Wachen und Henker verſpotten »können.« — »Und warum das?« — »Weil »ich an eben dem Abend das neunte ſchwangre »Weib zu ermorden dachte, und alle Gelegen»heit dazu mir ſchon auserſehen hatte.« — Ein algemeines Erſtaunen bemächtigte ſich iezt der Gerichtsperſonen; ſie forſchten weiter und genauer nach; und ſiehe da, der faſt fabelhafte Böſewicht hatte ſchon acht ſchwangere Weiber meuchelmörderiſcher Weiſe getödtet, aus ihren Leibern die Geburten geriſſen, und die Herzen derſelben, indem ſie noch lebten oder vielmehr zuckten, gefreſſen. Ja, um dieſes abſcheuliche Bubenſtück recht volſtändig zu machen, hatte ſeine eigne

erſte Frau, (ein unſchuldiges Geſchöpfe, das ihn nie beleidigt, aber deren er bald überdrüßig geworden) hatte ſein eignes erſtes Kind auch das erſte Opfer abgeben müſſen. Man ſchauderte bei dieſem Geſtändnis zurück; aber man wuſte nicht, was man vollends von der Urſache denken ſolte, die er angab. Denn der grauſame Abergläubiſche hatte gehoft, nach dem Genuß des neunten Herzens — fliegen zu können, wie ein Vogel.

So willig übrigens der Hundsſattler war, ſich ſeiner Unthaten gleichſam zu rühmen, ſo verſchloſſen war er in Angabe ſeiner Zunftgenoſſen. Man befragte ihn oft, ernſtlich, und mit Bedrohung abermaliger Folter nach denſelben. Er blieb dabei: daß er weder ihre eigentlichen Namen noch Wohnungen kenne; ſondern, daß er nur immer auf der Straße, an beſtimten Tagen und Oertern ſie getroffen habe. Auch hätten ſie ganz gewiß nun ſämtlich ſchon aus Teutſchland, oder wenigſtens aus den nächſten Kreißen ſich weggeflüchtet; denn ſie

wären darüber einig geworden, ſich ſofort zu zerſtreuen, ſobald einer von ihnen, zumal ihr Oberhaupt, eingezogen werde. — Daß man ihm dies nicht glauben wolte, war ſehr natürlich. »Wohlan,« ſagte er, als man einſt ſcharf in ihn drang; »eines Namen und Woh»nung kenne ich allerdings; und glaube auch, »daß man ſeiner habhaft werden dürfte. Die»ſer war in allen meinen Räubereien mein »treuſter Genoſſe; war, ſo einfältig er ſich »ſtelt, ſchlauer als ich; und kann allerdings »noch mehr geſtehn, als ich ſelbſt.« — Man fragte nach dem Namen; und er nante — ſolte man es glauben? — ienen armen Leinweber.

Daß derſelbe, auf dieſe Angabe, ſofort geholt und hingeſezt ward, erräth man leicht. Aber keine Zunge erzält, und keine Feder beſchreibt das Schrecken, das der Unglückliche dabei empfand. Schon lange vorher, als er des Hundsſattlers erſte Verhaftung hörte, hatte er heimlich gefürchtet, in ſein Schickſal

mit verwickelt zu werden; doch nunmehr war er ſchon ſeit einer geraumen Friſt wieder ruhig und ſicher; denn was ging ihn iener Culmbacher Diebſtahl an? und überdies ſprach man auch bereits im ganzen Lande davon, daß iener ſonſt vermaledeite Böſewicht doch ſo ehrlich ſei, keinen ſeiner Gehülfen zu verrathen. Eben hatte dem Weber ſeine Frau den Tag vorher die freilich nicht tröſtliche Nachricht mitgetheilt: daß ſie zum ſiebentenmale ſchwanger ſei. Auch darüber nachdenkend ſaß er grade in der Dämmerung, und erholte ſich ein wenig von den Arbeiten des Tages, als er den fürchterlichen Beſuch der Gerichtsperſonen eintreten ſah. Ein Schauder am ganzen Leibe überlief ihn ſofort; aber vollends iedes Haar auf ſeinem Haupte, ieder Blutstropfen in ſeinen Adern erſtarrte, als er, wiewohl noch kurz und dunkel, von der lügenhaftem Ausſage ienes Böſewichts etwas vernahm. Indeß ſein Weib in Ohnmacht hinſank, ſeine Kinder um Hülfe und Erbarmen ſchrieen, und ſeine Nach-

barn zuſammenliefen, ließ er ſich hinſchleppen, wie ein Sinloſer, und geſtand, gleich bei der erſten Frage vor Gerichte, alles, was er gethan hatte, alles, was er wuſte.

Aber auch bei der gröſten Aufrichtigkeit traf ſein Geſtändnis mit der Angabe des Hundsſattlers noch äußerſt wenig überein. Umſonſt betheuerte der Weber im Verhör mit ſeinem Ankläger, daß er an allen übrigen Unthaten ſchuldlos ſei; umſonſt beſchwur er mit Thränen, mit aufgehobnen Händen den Verläumder: ſich nicht ſo frevelhaft, ſo grundlos an ihm zu verſündigen; dieſer blieb unverrückt auf ſeiner Rede. Die immer ſteigende Herzensangſt des Webers galt für einen Beweis gegen ihn. Eben die Armuth, die ihn hätte vertheidigen ſollen, machte, daß man ihn auch iedes Unternehmens fähig hielt; ſeine Akten wurden unter Umſtänden verſendet, die im voraus nicht viel Gutes ihm verſprachen; das Urtheil hierauf war, wie gewöhnlich: Tortur, und zwar von Rechtswegen! Er erlitt ſie; und zwar ſchreckbar!

Denn ſo oft er ſich unter Scharfrichters Hän- den befand, geſtand er aus Schmerz alles, was man fragte, und was man wolte. Ließ man mit Quälen nach, ſo widerrief er als- bald, und verhalf ſich durch dieſen Widerruf — nur zu erneuerter, verſtärkter Quaal. Sein öfteres Ableugnen galt für bloße Bosheit; Beihülfe zu einer Räuberei war er doch ein- mal geſtändig; auf die Richtigkeit der übri- gen erbot ſich ſein Mitgenoſſe zu ſterben. Daß eine Privatfeindſchaft zwiſchen ihnen geherrſcht habe, konte man aus nichts abnehmen. Dies waren für die Urtheilsverfaſſer Gründe ge- nug, um auf den Tod zu ſprechen. Sie er- kanten für den Hundsſattler das Rad, für den Weber den Strang. Als der kleinere Verbrecher ſolte dieſer leztere eine Todesangſt minder leiden, und zuerſt an Galgen kommen.

Als den beiden Gefangenen dieſer Ausſpruch eröfnet ward, lächelte der Hundsſattler verächt- lich, und der Weber rang voll Jammer die Hände. Die Liebe zum Leben, mehr noch der

Gram um ſeine nackten Kinder, um ſein hülfloſes Weib, erwachten mit größter Stärke in ihm. Auch war dieſe leztere in der That noch bedaurungswürdiger, als er ſelbſt. Während ſeiner Verhaftung hatte ſie und ihre ſechs Waiſen faſt ganz von Almoſen der Nachbarn gelebt. Nur mit äußerſter Mühe hatte ſie zwei oder dreimal die Erlaubnis erhalten, ihren Gatten zu ſprechen. Sie hatte ihn geſehn, als man ihn mit noch ganz verrenkten Gliedern aus der Folterkammer zurück im Kerker brachte. Steine hätten damals ihren Jammer erweichen ſollen. Daß ſie in gegenwärtigen Umſtänden, bei der ſchwerſten Handarbeit, beim öftern Laufen in die Stadt und wieder zurück in ihre Heimath, bei unabläſſiger Angſt zur Nachtzeit und am Tage, bei der Noth, die ſie drückte, bei der noch größern, die ſie bedrohte, doch nicht ganz erlag; ſondern immer noch in ihrer Schwangerſchaft nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur fortging, — dies würde unbegreiflich ſcheinen, wüßte

man nicht ſchon aus andern Beiſpielen, wie ungeheuer viel ein Menſch, und zumal ein Weib, ertragen kann.

Ein einziger, aber ſchwacher Troſt blieb ihr noch übrig; derienige, welcher die Unglückli- chen ſo ſelten ganz verläßt, die Hofnung! — Daß ihr Mann, bis auf ienes unſeelige Schild- wachtſtehn, von allen Verbrechen ledig ſei, das wußte ſie gewiß; denn noch im Gefäng- niß hatte er es aufs heiligſte ihr zugeſchwo- ren; und ſie wußte, er werde ſie nicht hinter- gehn; wußte noch aus mancherlei Umſtänden, daß er unmöglich des Hundſattlers genauer Freund geweſen ſeyn könne. Daher hofte ſie immer: ſeine Richter würden doch endlich ein- ſehn, was ihr ſo ſonnenklar vor Augen ſtand; hofte, der Himmel werde ſich ſeiner Unſchuld, und wäre es mit Zeichen oder Wunder, anneh- men. Aber als der zum Hochgerichte anbe- raumte Tag nun da war; als ſie das Todes- urtheil ſchon öffentlich ausſprechen hörte; als ſie ſah, wie man den Stab brach; wie ſich der

Zug bereits in Ordnung ſezte; und ihr Mann mit thränendem Auge ſie zum leztenmal umarmen wolte; da glaubte ſie freilich an keine Rettung mehr. Sie riß ſich von ihm los, und mit der ganzen Fülle der Verzweiflung, indem ſie ihr jüngſtes Kind auf den Arm trug, das nächſte an der Hand fortriß, und den andern ihr zu folgen gebot, flog ſie zum Schloſſe hin, und verlangte vor ihrem Fürſten gelaſſen zu werden.

Die Wache verwehrte ihr den Zutritt, denn ſie glaubte, eine Wahnſinnige in ihr zu ſehen. Aber eine freundſchaftliche Seele flüſterte ihr zu: daß die Marggräfin ſo eben im Schlosgarten ſich befände; alsbald eilte die Aermſte dorthin, fand die Fürſtin, und ſtürzte vor ihr aufs Knie hin. Auch hier von ihren Kindern umringt, beſchwor ſie bei dieſen unglücklichen Geſchöpfen, bei dem noch unglücklichern, das unter ihrem Herzen liege, und in wenigen Tagen das Licht erblicken ſolle bei ihrem Jammer ohne Maas und Namen; bei allem, was

der Himmel Erhabnes und Heiliges hat — bei dieſem und bei tauſend andern Dingen noch, beſchwor ſie die Marggräfin: ſich ihres Mannes anzunehmen, und nicht zu dulten, daß er in dieſem Augenblick gemordet werde. Gemordet! denn er habe zwar gefehlt, doch nicht auf eine Art, die den Tod verdiene. Selbſt, wenn er es hätte — Gott ſei ia gnädig! Warum nicht auch Menſchen und Fürſten?

Das Herz der Prinzeſſin war edel und weich. Sie fühlte ſich von dem Jammer dieſes unglücklichen Weibes, von den Thränen derer, die ſo eben wahre Waiſen werden ſolten, und vom Schickſale deſſen, der vielleicht kein Verbrecher war, gerührt. Sie ging zu ihrem Gemal, und bat ſelbſt für das Leben des Webers. Er zögerte ein Weilchen, gewährte es ihr aber endlich doch. Der Zwerg des Fürſten erhielt Befehl aufs ſchnellſte Roß aus dem Marggräflichen Stall ſich zu ſezzen, und dem Weber Pardon zu bringen. Die Marggräfin ermahnte ihn zweimal ia zu eilen, was

er könne; denn ſie beſorgte ſonſt, daß er zu ſpät kommen dürfe.

Ihre Sorge war nicht ohne Grund. So ſehr iene unglückliche Halbwitwe und auch die Prinzeſſin ſich gefördert hatten, ſo war doch eine ziemliche Friſt darüber hingegangen, und der Zug zum Hochgericht indeß fortgeſezt worden. Das ganze Volk, das mit hinausſtrömte, bedauerte den Weber; ſelbſt dieienigen, die ſonſt auf ſein hartnäckiges Läugnen geſchmält hatten, ſchloſſen nun aus ſeinem Betragen auf ſeine Unſchuld, und wünſchten ſeine Befreiung. Der Weg zum Hochgericht war fern; man ſuchte ihn noch zu verlängern, ſo viel man konte. Man ward immer lauter, immer unwilliger, iemehr man ſich dem Ort der Hinrichtung nahte. Immer glaubte man: iezt oder iezt werde Hülfe kommen. Sie kam nicht, und man war endlich an der unglücklichen Stelle. Der Prieſter hatte bereits ſeine lezte Schuldigkeit gethan, und der arme Sünder ſtieg oder wankte vielmehr die Leiter hinauf. Jezt, indem er

ſchon auf der dritten Sproſſe ſtand, und der Henker den Strick ihm um den Hals legen wolte, iezt wandte ſich der gröſte Theil der Zuſchauer, halb unwilkührlich, noch einmal gegen die Stadt zu, und einige ſahen von weiten etwas weiſſes in der Luft. Man ſchrie dem Nachrichter zu, einzuhalten. Man erkante in nächſter Minute das Roß, den Zwerg und das weiſſe Tuch. Pardon! Pardon! riefen wohl hundert Stimmen auf einmal. Man eilte dem Zwerg entgegen; man iauchzte von neuem, als man die Hofnung beſtätigt fand. Man rief von neuem: Pardon, dem Weber, Pardon!

Stark war alſo die Würkung, die dieſe angekündigte Gnade auf die Menge machte; noch ſtärker dieienige, welche eben dadurch auf einen Einzelnen verurſacht wurde; und dieſer war — nicht etwa der Weber ſelbſt, ſondern der Hundsſattler. Hartnäckig hatte dieſer Böſewicht ohne Gleichen im Gefängnis alle geiſtliche Zuſprüche, alle Erinnerungen an ein ienſeitiges Leben zurückgewieſen. »Er wer-

de ſchon als ein Mann, und nicht als eln altes Weib zu ſterben wiſſen!« Dies war ſeine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn zur Reue über ſeine Miſſethaten ermahnte. In den lezten drei Tagen, wo man ihm (nach einer in verſchiedenen Ländern bei Verurtheilten gewöhnlichen Sitte) frei ſtelte, was er zu eſſen und zu trinken wünſche, hatte er ſich noch ſo gütlich als möglich gethan; hatte am heutigen Tage den Richtern, als ſie das weiſſe Stäbchen brachen, ins Auge gelacht; auch im Hinausgehn noch über den Lermen des Pöbels, über den Unwillen, den einige gegen ihn äusſerten, und über das Zittern ſeines Kameraden geſpottet. — »Das ſoll meine lezte Freude ſeyn,« ſagte er, »zuzuſehn, wie dieſer fromme Dieb ſeine Abſchiedscapriole ſchneidet!« Und mit unverwandten Augen, mit immer gleichbleibender Geſichtsfarbe ſchaute er würklich hin, als dieſer Arme die Leiter hinaufſtieg.

Doch

Doch als gerade im lezten möglichen Augenblick die Rettung würklich noch ſich einſtelte, da ward der Hundsſattler auf einmal bleicher als eine weisgetünchte Wand, trat ein paar Schritte zurück und rief: „Ja, es „iſt ein Gott im Himmel, und eine Vorſicht, „an die ich bisher niemals glaubte! Dies iſt die „Probe, die ich mir ſezte! Ich glaubte ſchon „gewonnen zu haben, und ſehe nun, daß ich „verliere.“ — Man fragte ihn: Was er eigentlich damit meine? — „Unſchuldig,“ ſprach er, „iſt der Weber. Nur gezwungen „that er iene Wache, indeß wir raubten. Selbſt „das Geld, das er bekam, wolt' er zurück„geben, ſo ſehr ihn auch Mangel und Hun„ger drückten. Jeden Diebſtahl hat er ſonſt, „wie den Tod ſelbſt, gehaßt. Alles dies wußt' „ich, und verleumdete ihn abſichtlich. Doch „nicht etwa aus Rachbegier; ſondern nur um „zu ſehn, ob es eine göttliche Gerechtigkeit gebe, „die ſich der Unſchuld annehmen werde. Jezt „erkenn' ich, es giebt eine; und ich bitte man

»führe mich zurück, damit ich mich bekehren »könne, ehe ich ſterben muß. Ich will dafür auch »noch manches bekennen, was wohl verdient, »daß man einige Tage länger mich leben läßt.«

Man dachte, ich weiß nicht, ſoll ich ſagen, billig oder from genug, um ſein Verlangen ihm zu bewilligen. Er ward wieder zurückgebracht, und man erfuhr bei einem neuen Verhör allerdings manches von ihm, was nüzlich und wichtig war. Denn iezt erſt zeigte er ſeine ehmaligen Genoſſen wahrhaft an; viele wurden noch eingezogen und das Land von Böſewichtern geſäubert. Ueber eine Menge von Diebſtählen bekam man erſpriesliche Erläuterung. Die Unſchuld des Webers ward außer Zweifel geſtelt. Als ohngefähr zehn oder zwölf Tage darauf der Hundsſattler zum zweitenmal hinausgeführt wurde, betrug er ſich mit einem ſo reuigen Tone, und mit ſo vieler Ergebung in ſein Schickſal, daß wenigſtens die Menge dadurch erbaut ward. Ob eine ſolche Aenderung viel innern Werth beſiz-

ze, mag ich zwar nicht unterſuchen; aber mich dünkt, es iſt in dieſer Geſchichte noch ſonſt mancher Zug des menſchlichen Herzens merkwürdig; und vorzüglich der: daß auch der verſtockteſte Böſewicht Gelegenheit ſucht, ſeine Zweifel gegen göttliche Vorſicht und Vergeltung entweder aufzuklären, oder mit einem Grunde mehr zu unterſtüzzen; ia, daß er durch Prüfungen, die er dem Schickſaal entgegenſtelt, ſich gleichſam zu verwahren ſucht, wenn es doch vielleicht ein Leben und eine Rechenſchaft ienſeits des Grabes geben ſolte. So mächtig iſt der Wunſch des menſchlichen Herzens: auch beim offenbarſten Unrecht noch Recht zu behalten!

XVII.

Falſch-Münzer, Meineidiger, Betrüger — dem Scheine nach.

Engliſche Kriminalanekdote.

Jakob du Moulin war einer von den franzöſiſchen Hugonotten, die der Religionseifer des ſo oft zur Unzeit großgenannten Ludwig XIV aus ihrem Vaterlande vertrieb. Mit Weib und Kind floh er, im lezten Regierungsiahre Karl II. nach England; und nüzte ſeine wenige noch gerettete Baarſchaft zum Ankauf einiger beim Zollhauſe für verfallen erklärter Waaren, die er dann ſtückweis wieder mit einem mäßigen Gewinn zu verkaufen ſtrebte.

Handelsleute dieſer Art ſtehn gewöhnlich in England eben nicht im Kredit der tadelfreiſten

Ehrlichkeit. Da ſie mit Waaren handeln, worauf faſt immer ein hoher Impoſt ſteht, und mit welchen ein vorzüglicher Schleichhandel getrieben wird, ſo gilt ſelbſt der Ankauf beim königlichen Zollhauſe nur größtentheils für einen Deckmantel eigner Kontrebande. Du Moulin, überdies noch Ausländer, und von einer Landsmannſchaft, die man in England niemals liebte, blieb ſehr natürlich von dieſem Verdacht auch nicht befreit. Dennoch hätte er dies leicht verſchmerzen können, wäre nur zu ienem allgemeinen Argwohn nicht noch ein neuer, blos perſönlicher, hinzugekommen. Man bemerkte nämlich in einiger Zeit, daß du Moulin oft falſches Gold ausgäbe; es noch dazu auf eine Art ausgäbe, die ihn zwiefach verhaßt machen mußte. Wenn er oft von rechtlichen Leuten Geld empfangen hatte, kam er nach einiger Zeit mit falſchgemünzten Stükken; behauptete, ſolche von ihnen empfangen zu haben, und verlangte Auswechslung derſelben. Wiewohl nun iene oft mit vieler Hizze

es ableugneten, ſo blieb er doch, wenn nicht ganz unleugbare Umſtände vom Gegentheil ihn überführten, ſtets ſehr hartnäckig auf ſeiner Beſchuldigung; brachte ſich dadurch bald in einen üblen Ruf; verlor almählig ſeine Kunden, und endlich faſt ſeinen ganzen Kredit.

Einſt fügte es ſich, daß er an einen gewißen William Harris, der noch nie mit ihm in Verkehr geſtanden hatte, einige Waaren, acht und ſiebenzig Pfund am Werthe, verkaufte, und das Geld von ihm ſofort in Guineen und Portugalleſern empfing. Unter dieſem Golde kamen dem du Moulin zwar gleich Anfangs einige Stücke verdächtig vor; da ihm aber ſein Käufer auf Ehre verſicherte: daß er ſie alle ſorgfältig unterſucht, und grade dieſe Stücke ſelbſt gewogen habe; ſo nahm er ſie an, und ſtelte über die ganze Summe eine Quittung aus.

Einige Tage vergingen. Plözlich ſuchte du Moulin ſeinen Abkäufer wieder auf; brachte

ſechs Goldſtücke zum Vorſchein, und verſicherte: ſie wären ein Theil iener empfangnen Summe, aber von ſo ſchlechtem Metall, daß er ihre Auswechslung begehren müſſe. Harris unterſuchte dieſelben, erkante ebenfalls ihre Unächtheit, behauptete aber zugleich: er wiſſe gewiß, daß ſie nicht unter ſeiner Auszalung befindlich geweſen wären. Du Moulin blieb auf ſeinem Sazze. „Er habe,“ ſagte er, „dieſes Geld in „einen Schubladen ganz allein gelegt; habe „es ſofort zur Bezalung eines bald gefälligen „Wechſels beſtimt; habe, da ſolcher heute „eingegangen, das bisher verſchloßne Fach „geöfnet, und beim Aufzälen dieſe unächten „Stücke gefunden. Kein andrer Menſch ſei „in dieſen Schrank gekommen; kein Irrthum „ſei möglich; und ganz gewiß wären es die„ſelben Münzen, die er gleich anfangs habe „ausſchießen wollen.“ — Harris gerieth nun auch in Eifer, und beſchuldigte ſeinen Gegner der Betrügerei. Du Moulin, durch dieſen Vorwurf nicht in Furcht, aber wohl in Zorn

gebracht, ging zu einem Friedensrichter, beſchwur, was er kurz vorher angegeben hatte, und erhielt: daß Harris dieſe ſechs unächten Goldſtücke mit richtigen austauſchen mußte.

Wie ſehr dem Leztern dies verdroß, kann man leicht denken. Ueberzeugt, daß du Moulin nicht nur ihn betrogen, ſondern den Betrug auch mit einem Meineide unterſtüzt habe, erzälte er dieſen Vorfall wo er nur hinkam; ſchimpfte auf den diebiſchen Franzoſen ſo viel er nur konte; und traf auf eine Menge Menſchen, die ihm von eben demſelben ähnliche Vorfälle erzälten. So formte ſich ein Gerücht, das bald weiter um ſich grif; und da du Moulin ſah, daß faſt alle ehrliche Leute ſich ſeines Umgangs entäußerten; da ihm der Grund davon nicht lange fremd blieb; und da er hörte: daß Harris allenthalben laut gegen ihn ſpreche, ſo belangte er ihn dieſer ehrenrührigen Reden halber gerichtlich. Hierdurch aufs äußerſte gebracht, behauptete Lezterer nicht nur ſeine Rede, ſondern da er auch auf

noch mehrere Zeugen ſich berief, die vom du Moulin auf gleiche Art betrogen worden wären, ſezte er es endlich durch: daß ſolcher als ein falſcher Münzer verhaftet, und eine Hausſuchung bei ihm verordnet wurde.

Es war kaum möglich noch mehr zu finden, als man hier wirklich fand. Denn man traf in einer Schublade ganz allein eine Menge falſcher Goldmünzen; traf eine ziemliche Anzahl von gleichem Gehalt unter anderm Gelde, an andern Orten verſtreut an; entdeckte, als man weiter ſuchte, verſchiedene Feilen, eine Flaſche mit Goldſcheidewaſſer, geſtoßne Kreide, ein paar Geldſtempel, und noch andre Werkzeuge zum Münzen. Nun war wohl kein Zweifel mehr, daß der Verhaftete nicht nur ein Betrüger, ſondern auch ein Betrüger von der abſcheulichſten Gattung ſei. Die Art und Weiſe, wie er die Münzen auszuſtreuen geſucht hatte; wie er ſie Leuten aufgedrungen, die ihn vorher ehrlich und redlich bezahlten; die Unverſchämtheit, womit er ſeine Forderung unterſtüzt,

der Meineid, den er geſchworen, die Klage, die er gegen Harris erhoben hatte; ſelbſt die trozzige Unwiſſenheit, mit welcher er noch iezt nichts begreifen wolte, und mit welcher er Dinge ableugnete, die man ihm vor Augen legte; alles dies vergrößerte ſeine Schuld und ſeine Strafbarkeit bei iedem, der davon hörte. Man verglich die zum Prägen gefundnen Werkzeuge mit den ausgegebnen und bei ihm angetrofnen Münzen; man verglich das noch ungemünzt gefundene Metall mit dem gemünzten; es war beides ſo übereinſtimmend, daß er die Gleichheit ſelbſt nicht leugnen konte. Aber die That ſowohl, als auch die kleinſte Kentniß von ihr, leugnete er hartnäckig. Die Geſchwornen ließen iedoch ſich dadurch nicht einen Augenblick irren, das: Schuldig! ohne erſt abzutreten, auszuſprechen. Der Tag ſeines Todes ward angeſezt.

Ohngefähr drei Tage vor demſelben trug es ſich zu, daß ein gewiſſer Williams, der anfangs bei einem Petſchierſtecher in die Lehre

gegangen, dann aber von dieſem Gewerbe wieder ausgetreten war, und mit kleinen Handthierungen ſich beſchäftigte, von einem Hauſe herabfiel, und auf der Stelle todt liegen blieb. Seine hochſchwangre Frau entſezte ſich darüber dergeſtalt, daß ſie ſofort misgebahr. Sie merkte bald, daß dies ihr Ende ſeyn werde; ſie ließ daher ſo ſchleunig als möglich du Moulins Gattin rufen; begehrte, daß man ſie beide allein laſſe, und that ihr dann ungefähr folgende Eröfnung:

„Binnen wenig Minuten ſtehe ich wahrſcheinlich vor dem Thron eines höhern Richters. Unmöglich kann ich, wiſſentlich mit Blutſchuld beladen, vor ihm treten. Ihr Mann iſt ganz ſchuldlos an dem Verbrechen, wofür er ſterben ſoll. Aber leider der Meinige war es nicht! Schon ſeit mehrern Jahren ſtand er mit drei andern Falſchmünzern in genauer Verbindung. Von dem, was ſie prägten, habe ich ſelbſt manches unter die Leute gebracht, und beſizze mithin Kentnis von allem.

Einer von den übrigen dreien vermiethete ſich zu ihrem Mann. Mit Dietrichen zur Eröfnung aller Schlöſſer hinlänglich verſehen, hat er, ſo oft ſich Gelegenheit fand, das Schreibepult, und die übrigen Schränke, wo ſein Herr ſeine Einnahme zu verwahren pflegte, eröfnet, gutes Gold herausgenommen, und ſo viel unächtes dafür hingelegt. Auf dieſe Weiſe, die ich freilich iezt für abſcheulich erkenne, iſt der arme du Moulin um Handlung, Kredit und Freiheit gekommen; und würde iezt ſogar bald ſein Leben eingebüßt haben, wenn nicht die Strafgerichte des Himmels meinen Mann und mich ergriffen hätten.«

Nur mit größter Anſtrengung und höchſter Gewiſſensunruhe vermochte die Kranke, oder Sterbende vielmehr, dieſe Erzählung abzulegen. Ihre Kräfte waren nunmehr erſchöpft. Nachdem ſie nur noch die Namen und den Wohnort der beiden andern von ihr Beſchuldigten angegeben hatte, ward ſie von Zuckungen überfallen; ward ſprachlos und verſchied

wenige Minuten darauf. Du Moulins Frau begab ſich ſofort zum Richter; erzählte ihm das Ebengehörte; gab die drei Perſonen an, und bewürkte, daß ſie noch dieſen Tag in Verhaft genommen und ieder beſonders verhört wurden. Du Moulins Bedienter kam zuerſt an dieſe Reihe; aber er leugnete alles gradezu. Er hatte in ſeinem Leben nicht gehört, wie man Geld präge; hatte den geſtorbnen Williams und deſſen Frau nie gekant; hatte nie wiſſentlich einen Penny falſches Geld ausgegeben; kurz, war ſo ſchuldlos, als möglich. Ganz die gleiche Melodie ſtimte auch der Zweite ein. Aber als der Dritte verhört wurde, kam grade ein Gerichtsdiener, der zur Durchſuchung ihrer Wohnungen abgeſchickt worden war, zurück, und brachte eine Menge falſcher Münzen, falſches rohes Metall und Werkzeuge, die zum Prägen gebraucht werden konten, mit ſich. Die Vorlegung von dieſem allen machte dieſen Verhafteten, der ſonſt auch geleugnet hätte, ſtuzzig. Der Rich-

ter drang ernſtlicher in ihn, und machte ihm zugleich einige entfernte Hofnung, durch ein aufrichtiges Geſtändnis, ſein Leben friſten zu können. Dies würkte endlich. Er bekante, daß er ſchon lange mit dem Geſtorbnen, und mit dem, der vor ihm verhört worden, in Verbindung geſtanden habe; daß beide oft, in ſeiner Gegenwart und mit ſeiner Theilnahme, falſches Gold geprägt hätten; daß er aber von der Art und Weiſe, wie es untergebracht worden, keine Kentnis habe; weil dies bloß Williams und vielleicht auch du Moulins Bediente auf ſich genommen hätten.

Auf dieſes, nachher noch umſtändlicher wiederholte Geſtändnis, und auf die wahrhaft befundne Anzeige: wo man noch mehr Prägewerkzeug und falſche Münzen finden würde; ſchob man nicht nur du Moulins Hinrichtung auf, ſondern iene Beiden wurden auch für überführt und des Todes ſchuldig erklärt. Gleichwohl leugneten ſie immer fort hartnäckig ihr Vergehn; und auch gegen

du Moulin wolte der Verdacht (wenigſtens bei vielen im Volk) noch nicht verſchwinden. Daß iene ſpäter Verhafteten ſchuldig wären, zweifelte man keinesweges; aber daß die Anklage gegen ſie blos angeſtelt worden ſei, um den eben ſo ſchuldigen du Moulin zu retten, glaubte man allerdings. Den Umſtand, daß man falſches Gold nicht nur zerſtreut, ſondern auch in ganzen Haufen bei ihm angetroffen, konte er noch zur Noth durch den Vorwand entkräften: daß er es in Geldzahlungen von Unbekanten, an welche er ſich nicht mehr zu halten wiſſe, empfangen, und nachher ausgeklaubt habe. Doch der üble Umſtand, daß man Stempel und andre Prägwerkzeuge bei ihm ſo wohl verwahrt gefunden, konte durch ſeine, immer im allgemeinſten Ausdruck gemachte Verſicherung: daß er nicht wiſſe noch begreifen könne, wo ſie hergekommen? nicht widerlegt werden. Auch hatte man von der Betrügerei ſeines Bedienten immer noch kein recht gültiges Zeugniß.

Jener eingeſtändige Falſchmünzer hatte nur gegen den Geſtorbnen und gegen den zweiten Mitſchuldigen gehörig und beſtimt ausgeſagt. Williams Frau war todt. Ihre Erzälung hatte nur du Moulins Gattin mit angehört, die hier unmöglich für unparteiiſch gelten konte. Von den Ueberwieſenen hatte freilich keiner den du Moulin ſelbſt als Mitſchuldigen angegeben. Seine Freunde hoben dieſen Umſtand ſehr zu ſeinem Vortheil aus. Recht betrachtet, bewies er nichts. Die aufgefundnen Stempel blieben immer dem ohngeachtet ein harter Verdacht.

Doch während auf dieſe Art die öffentliche Meinung noch hin und herſchwankte, war man ſo glücklich, bei einer nochmaligen Unterſuchung, in einem Schranke, der du Moulins Diener gehörte, eine kleine, ſehr gut verborgne Schublade, und in dieſer einen Bund Schlüſſel, nebſt einem in Wachs abgedrückten zu finden. Dieſen Abdruck verglich man mit den Schlüſſeln ſelbſt, und ſieh da, derie-

nige,

nige, der genau hineinpaßte, ſchloß jenen Schrank du Moulins, in welchem man die Stempel und die einzelnen Haufen falſcher Münzen angetroffen hatte. Als man daher dieſen Menſchen nochmals verhörte, legte man ihm ganz unerwartet Schlüſſel und Wachs-abdruck vor, und fragte ihn: Was er noch gegen dieſen Beweis einzuwenden habe? Jezt erſchrack und erblaßte er; die Thränen traten ihm in die Augen, und er bekante: „Ja, er ſei ſchon verſchiedne Jahre hindurch nicht nur Münzverfälſcher, ſondern auch vorzüglich derjenige geweſen, der die falſche Münze ſeiner Genoſſen in Umlauf zu bringen gewußt habe. Blos in dieſer Abſicht habe er ſich zum du Moulin vermiethet; habe zu allen ſeinen Schränken und Kaſſen ſich bald Nachſchlüſſel zu verſchaffen gewußt; habe ſich aber ſorgfältig gehütet, auch nur das geringſte zu entwenden, damit man ſeinen Auswechslungs-Kunſtgrif um ſo weniger argwöhnen möge. Als der Handel mit Harris gerichtlich geworden, ſei er in Sor-

gen gerathen, weil er wohl gewußt, daß er die in ſeiner Kiſte befindlichen Werkzeuge auf den Fall einer Hausſuchung in der heimlichen Schublade, auf welche er ſein ganzes Vertrauen geſezt, nicht laſſen könne. Immer habe er daher von ihnen, ſo viel er gekont, bei ſich getragen. Als die Gerichtsbedienten zur wirklichen Unterſuchung beordert worden, habe er ſie von weitem kommen geſehn; ſei ſo ſchnell als möglich in ſeines ſchon verhafteten Herrn Kabinet geeilt; habe ſolches ſowohl, als den Geldkaſten und Hauptſchrank, mit Nachſchlüſſeln geöffnet, Stempel, Metalle, Scheidewaſſer, noch andre Werkzeuge und mehrere falſche Münzen hineingeworfen, und habe alles kaum wieder verſchließen können, als die Gerichtsperſonen ſchon vor der Thüre erſchienen wären.«

Auf dieſe Art war du Moulins Unſchuld nun am Tag gebracht und gerettet. Alle Umſtände, die vorher wieder ihn zeugten, waren aufgeklärt. Der Eid, den er gegen Har-

ris ablegte: daß er die Münze, welche er zurückbrachte, würklich von ihm empfangen habe; — dieſer Eid war freilich ein Meineid geweſen. Aber weder Nachläſſigkeit, noch Unachtſamkeit, am allerwenigſten Bosheit, hatte denſelben verurſacht. Er hatte die falſchen Goldſtücken würklich in dem Fache gefunden, in welchem er iene Summe allein aufbewahrt hatte; daß ſie immittelſt durch eine andre Hand verfälſcht worden, konte er auf keine Art muthmaßen. — Wenn man übrigens bedenkt, wie manche Zufälligkeit ſich ereignen mußte, um einem ſchuldloſen, ſchon auf ſo vielfältige Art tiefgebeugten Mann, das Lezte, was ihm ein treuloſer Bedienter noch übrig gelaſſen, das Leben zu retten; wenn man erwägt: wie ohne Williams iähen Tod, ohne ſeiner Frauen lezte Gewiſſensangſt, du Moulin in aller Augen als ein mannichfacher, verſtockter Verbrecher hingerichtet worden wäre; dann kann man ſich wohl nicht

eines kleinen Schauders bei dem Gedanken enthalten: Wie oft mag nicht, ſelbſt bei ſorgfältiger Gerechtigkeit, die Unſchuld bluten, indeß die Bosheit mit heimlichem Hohnlachen zuſchaut!

XVIII.

Mordbrenner und Schadenſtifter, um für heilig zu gelten. *)

Ein iunger Kuriſcher Bauer, der auf einer Herrſchaft **) des Grafen von Medem, als Knecht in dem Geſinde ***) ſeines ältern Bru-

N 3

*) Dieſe Geſchichte, die ich ſchon 1785. nach einer mündlichen Erzälung bekant machte, iſt nachher von der — Teutſchlands Hochachtung durch Geiſt und Herz ſo ſehr verdienenden — Frau von Recke in ihrer über Caglioſtro bekant gemachten Schrift 1787. noch einmal erzält, und in einigen Nebenumſtänden berichtigt worden. Ich habe von dieſen leztern hier Gebrauch gemacht.

**) Was man in Kurland Gebiet nennt. —

***) Das Geſinde heißt in Kurland die Wohnung eines Bauers mit allen Wirthſchaftsge-

ders diente, kam, um ſich ein ruhigeres Leben und gröſsre Achtung bei ſeinen Mitgenoſſen zu erwerben, auf den Einfall: Ob es nicht möglich ſeyn ſolte, ſich im Ruf einer gewiſsen Heiligkeit zu ſezzen? — Die Emſigkeit, mit welcher er alle Sontage in die Kirche ging, die Andacht, mit welcher er der Predigt zuzuhören ſchien, ein dreimaliger Genuſs des Abendmals im Jahre, und ein ſanfter, ſchleichender Ton in Worten und Werken ſchienen ihm zur Erreichung ſeines Entzwecks noch nicht hinreichend. Er ſuchte auch ſeine Verbindung mit dem Himmel durch Thatſachen zu bewähren, die allerdings mehr ins Auge fielen.

Denn ſo oft ihn iemand beleidigte, ertrug er Recht und Unrecht zwar mit gröſster Ge-

bäuden. Da es in Kurland eigentlich keine zuſammenhängende Dörfer giebt. — Graf von Medem war der Vater der ſchon erwähnten edlen Eliſe und der Herzogin von Kurland.

dult, höchſtens mit einer chriſtlichen Warnung; ſchlich aber um die Wohnung und die Wirthſchaft des Beleidigers ſo lange ganz im Stillen, bis er ſeinen Vortheil erſah, und das beſte Roß im Stalle, die ſchönſte Kuh im Hofe, oder ſonſt ein vorzügliches Stück Hausvieh — todt dalag. War ihm dieſe ſchändliche That nun gelungen, und fand man den Schaden, dann geſellte er ſich, wie von ohngefähr, zu den Gekränkten; ließ ſich alles erzälen; hörte mit ſichtlichſter Theilnahme zu; bedauerte und tröſtete; miſchte aber auch immer in ſeine Worte die Erinnerung: »Ob ſie »nicht dran gedächten, wie er neulich von ih»nen gekränkt, ſie von ihm gewarnt worden »wären? Gott verlaſſe diejenigen nicht, die »ihm vertrauten; aber er ſtrafe auch jene, »die ſeine Lieblinge antaſteten!«

Freilich hätte eine ſolche Rede wohl gegen ihn Verdacht erregen können! Doch nicht gerechnet, daß er ſich deren gegen Menſchen bediente, die eben nicht mistrauiſch waren, ſo

verband er ſie auch mit Maasregeln, die allen, vielleicht möglichen, Argwohn erſticken muſten. Ja, nicht ſelten trieb er ſeine Heuchelei ſo weit, daß er ſelbſt von ſeiner geringen Baarſchaft zum Erſaz des Schadens freiwillig etwas beitrug! — Man hielt ihn daher in der That für einen frommen, nur etwas kopfhängeriſchen Mann. Er konte ſchon auf einen anſehnlichen Theil ſeiner Mitbauern nach Wunſch und Belieben würken. Die beſte Koſt und die wenigſte Arbeit ward ihm zu Theil. Die Würde eines halben Heiligen war errungen. Er hofte bald ſeinen ganzen Entzweck zu erreichen, wenn es ihm nur noch mit einem recht auffallenden Beiſpiele gelänge.

Einſt, als er, den Sontag drauf, wieder zum Abendmal gehen wolte, befahl ihm ſein älterer Bruder in nächſter Woche mit Korn nach Liebau auf den Markt zu fahren. Es war Winter; das Wetter grade um dieſe Zeit höchſt unfreundlich, der Weg dahin ſchlecht,

und das ganze Geſchäfte unſerm Halbheiligen unangenehm. Er brachte daher einen andern Knecht dazu im Vorſchlag; erhielt aber zur Antwort: daß dieſer ebenfalls ſchon ſeine beſtimte Arbeit habe. Ein kleiner Wortwechſel entſtand nun zwiſchen den Brüdern. Der Jüngere erklärte: daß er zwar reiſen wolle, daß er aber ſeinen Bruder und deſſen Kinder bedaure; „denn Gott werde es nicht ungerächt laſſen, daß man einen ſeiner Lieblinge „abſichtlich kränke.“ Der ältere behauptete, wie billig: daß die ienem aufgetragne Arbeit keine Kränkung wäre; lachte über die ihm angedrohte Strafe; und erkühnte ſich zu ſagen: daß ein Liebling Gottes auch arbeiten müſſe. Der träge Heuchler muſte endlich nachgeben; verſprach mit Anfang nächſter Woche zu reiſen; blieb aber immer bei der Beſorgnis: daß die Reue nur allzufrüh ſich einſtellen werde.

Er hatte Recht. Dieſer kleine Zwiſt fiel Freitags vor. Des Sonnabends drauf, als nach Kurländiſcher Sitte der Hauswirth

nebſt ſeinem Geſinde im Bade — welches im-
mer in einer kleinen Entfernung von der Woh-
nung zu liegen pflegt — ſich befanden, hör-
ten ſie plözlich, Feuer! Feuer! rufen; ſpran-
gen erſchrocken, gröſtentheils nackend, heraus,
und ſahen ihre Wohnung in voller Flamme
ſtehen. Rettung war unmöglich. Alle Ge-
bäude, alle Vorräthe des Bauern, alle Haab-
ſeligkeiten von ihm und ſeinen Knechten gin-
gen in der Flamme auf. — Der iüngere
Bruder hatte zuerſt die Lohe erblickt, zuerſt
Feuer! gernfen, ſo gut wie die übrigen alles
verloren. Aber mehr über den Verluſt ſeines
Bruders, als über ſeinen eignen betrübt, —
manchem Heiligen der ältern und manchem
Mächtigen der neuern Zeiten gleich, daß
er ein Unheil beklagte, welches er ſelbſt ange-
ſtiftet hatte, — fragte er ienen nun: Ob
er noch ſeiner geſtrigen Rede gedenke? „Sagt'
„ich dir's nicht, lieber Bruder? Warnt' ich
„dich nicht? Wirſt du nun einſehn, daß
„Gott ſeiner und der Seinigen nicht ſpotten

»läßt?« und ging des andern Morgens mit der Miene der frömſten Ergebenheit, nebſt mehrern ſeiner Mitbauern zur Kirche, ſprach noch unterwegens in den erbaulichſten Ausdrücken von der geſtrigen Rache des Himmels; und bereitete ſich demüthig vor, das Nachtmal zu empfangen.

Schon ſeit geraumer Zeit war er auch hierbei aus Scheinheiligkeit gewohnt, ganz der Lezte zu ſeyn, der vor dem Altar hinkniete. Die Kälte war heute äußerſt groß; dem Prieſter, einem guten, aber durchs Alter ſchon geſchwächten Greis, zitterten die Hände heute zwiefach, weil der Froſt ſie erſtarrte, der lange Verzug ſie ermüdete. Als daher iezt iener Lezte niederknien, und der Geiſtliche die Hoſtie ihm reichen wolte, ließ er ſie fallen, und ſie zerbrach. So äußerſt natürlich dieſer Zufall war, ſo ſehr beſtürzte er den Heuchler, der wohl fühlte, wie unwürdig der chriſtlichen

Gemeinſchaft er hier knie. Er hob daher die Hoſtie von der Erde auf, ſteckte ſie zitternd im Mund, und ging den Uebrigen nach, um den Altar herum.

Der Prieſter fing nun an den Kelch auszuſpenden. Je länger er dieſes that, ie mühſamer ward es ihm. Nun kam der Lezte; durch ſein vorheriges Verſehn wahrſcheinlich ſelbſt ein wenig aus der Faſſung gebracht, wolte der Geiſtliche den Kelch recht feſt halten. Grade dadurch gelang es ihm um ſo minder. Der Kelch glitt ebenfalls aus ſeiner Hand. Der ganze Wein war verſchüttet. Nicht einen Tropfen davon hatte der Heuchler erhalten.

Die Poſaune des Weltgerichts hätte den Elenden kaum ſtärker erſchrecken können, als dieſer Vorfall es that. Die bängſte Gewiſſensangſt bemächtigte ſich ſeiner. »Es iſt »entſchieden;« dacht' er: »Jeſus Chriſtus »entzieht dir ſein Verſöhnungsopfer! will ſei-

»nen Leib und ſein Blut nicht mehr von dir »entheiligen laſſen. Vor aller Welt hat er dies »iezt kund gemacht. Strafe, zeitlich hier und »ewig dort, wird auf dem Fuße nachfolgen. »Nur noch ein freiwilliges Geſtändnis kann »ſie vielleicht — wenigſtens mildern!« — Er konte kaum die wenigen Minuten des noch rückſtändigen Gottesdienſts abwarten. Gleich nach demſelben, mithin, — wohlbemerkt, noch in der erſten Hizze, — flog er zum Prediger; fiel zu ſeinen Füßen; beſchwur denſelben, ihm zu helfen; erbot ſich alles zu geſtehn; und legte, da dieſer gar nicht wuſte, was er vergeben und wie er helfen ſolle, das unbefangenſte Geſtändnis ab: »daß er ſich bei ſeinen Mit»brüdern das Anſehn eines Lieblings der Gott»heit geben wollen; daß er deshalb das Vieh »ſeiner Nachbarn gemordet, und auch geſtern »die Wohnung ſeines Bruders angezündet »habe; daß es ihm aber nun von Herzens»grunde reue, und er der fromme Chriſt würk-

»lich werden wolle, für den er bisher nur ge»golten habe.«

Man kann ſich leicht denken, wie erſtaunt der Geiſtliche bei dieſem Geſtändniſſe daſtand. Sein Gewiſſen gab die Verſchweigung der Schuld nicht zu. Der Miſſethäter ward verhaftet. Nach unſern Geſezzen wäre ſein Tod, — oder in einigen Provinzen Teutſchlands eine den Tod an Bitterkeit noch übertreffende, unerlaßliche Strafe!! — gewiß geweſen. Doch in Kurland haben alle Gutsbeſizzer auf ihren Gütern die ſogenannten hohen Gerichte. Der gütige Graf von Medem erſezte (was ihm zum Theil als Gutsbeſizzer ſchon oblag) den Schaden der Abgebrannten; und da durch den Miſſethäter wenigſtens kein Blut vergoſſen worden, ſo legte er ihm nur eine Leibesſtrafe, und dreiiährige Bauarbeit in Ketten auf. Zugleich aber traf er Anſtalt, daß dieſer Unglückliche richtigere Begriffe von der Religion, die er entweiht hatte,

erhielt; und noch iezt, *) nachdem er längſt ſeine Strafe überſtanden, lebt er als ein fleiſſiger, moraliſch gebeſſerter Menſch zu AltAuz, einem Gute der Familie Medem.

*) Wenigſtens lebte er, nichts weniger als ſchon betagt, 1787. noch, als Frau von Reck vorher erwähnte Schrift bekannt machte.

XIX.

Auch Mordbrenner und Selbſt-verräther.

Etwas Aehnlichkeit mit vorhergehender Begebenheit in Rückſicht des Verbrechens, der Heuchelei, die dabei obwaltete, und der Freiwilligkeit des Geſtändniſſes hat, wie mich dünkt, die Geſchichte eines Unglücklichen, den ich ſelbſt in meinen Jünglingsiahren ſeine (faſt möcht' ich ſagen, allzuharte,) Strafe leiden ſah. Es fehlt ihr freilich das Ausgezeichnete in der Urſache der Entdeckung. Der Verbrecher kam hier auf einem weit gewöhnlichern Wege zur Gewiſſensunruhe und zur Selbſtangabe. Dennoch dünkt ſie mir auch in ſofern der Erzälung nicht unwerth, als man aus ihr erſieht:

daß

daß der Anſchein der Unſchuld alſo eben ſo trügend, als der Anſchein der Schuld ſeyn könne.

Auf einem Dorfe in der Oberlauſiz, ohnweit Budißin gelegen, verliebte ſich im Jahr 1770 oder 71 ein iunger Bauer in eine ebenfalls noch iunge, ziemlich wohlhabende Wittwe; warb um ſie; erhielt aber abſchlägliche Antwort. So weh ihm dieſe leztere that, ſo ſchreckte ſie ihn doch nicht ganz ab. Er ſuchte vielmehr alles hervor, was er nur wußt' und vermochte, um ſich annehmlicher zu machen; vergebens! Endlich, als nichts anſchlagen wolte, ſchickte er ihr einen Brief, deſſen Anfang nochmals warb, und deſſen Ende — drohte. »Ihre Verweigerung werde ſie« verſicherte er »einſt, und zwar bald gereuen; werde ſie noch um »Haus und Hof bringen, wenn ſie nicht eines »beſſern ſich beſinne«. — Dies hieß freilich ſehr nachdrücklich geſprochen, ward aber doch — nicht erhört. Die Wittwe heirathete bald drauf einen andern, der ihr beſſer gefiel.

Acht oder zehn Tage nach dieſer Hochzeit ſtand eines Morgens ihr Bauergut ſchnell in heller Flamme und verbrante faſt bis auf den lezten Span. Es fanden ſich die allerdeutlichſten Spuren boshafter Anlegung, und der Verdacht davon fiel, ſehr begreiflich, auf ienen unglücklichen Freiwerber. Er ward ſogleich verhaftet, nach Budißin gebracht und verhört. Aber troz der allerſorgfältigſten Unterſuchung konte man — außer ienen Drohworten, die er ſelbſt eingeſtand, doch viel linder deutete! — auch nicht den kleinſten Beweis gegen ihn aufbringen; vielmehr ergab ſich ein Umſtand, der ſehr zu ſeinen Gunſten ſprach. Das Feuer auf der Bäuerin Gute war, wie bereits erwähnt worden, des Morgens, und zwar an einem Sontags-Morgen ausgebrochen. An eben dieſem Sontag nun hatte der Inquiſit in einer, faſt vier Meilen von iener Brandſtätte entlegnen, Kirche vor der Frühpredigt gebeichtet, und nach derſelben das Abendmal empfangen. Noch mehr in eben dieſem ſo entlegnen Dorfe war er ſchon

des Abends vorher befindlich geweſen, und hatte ſich zu gewöhnlicher Zeit ſchlafen gelegt. Ueber alle dieſe Punkte ſtelte er unverwerfliche Zeugen. Wolte man ihn auch für ruchlos genug halten, daß er einen ſolchen wichtigen, (für Leute ſeines Standes zwiefach ehrwürdigen) Tag durch einen ſo großen Frevel habe entheiligen können; ſo widerſprach doch die Entfernung der Oerter und die Gewisheit ſeines Nachtlagers, aller Möglichkeit einer Anlegung durch ihn; und von irgend einer Mitgenoſſenſchaft, wo andre in ſeinem Namen Rache verübt haben könten, äußerte ſich auch nicht die geringſte Spur. Der Inquiſit blieb daher zwar im Verhaft, aber in ſehr leidlichem. Seine Sache ward verſchickt. Man ſah zum Voraus, daß auf den Schwur geſprochen werden und er damit loskommen würde.

Während dieſes Zwiſchenraums, und indem er ſein Urtheil erwartete, überfiel ihn eine ziemlich gefährliche Krankheit. Um ihn bei ſolcher gehörig abzuwarten, brachte man

ihn ins daſige Arbeitshaus, welches beiher auch als Verpflegsort gebraucht wird. Hier genaß er; ward aber abſichtlich, als er ſchon wieder herumgieng um ſich deſto gründlicher zu erholen, noch einige Tage drinnen gelaſſen; und grade iezt ereignete ſich ein neuer Zufall, der ſelbſt den lezten Reſt des noch übrigen Verdachts von ihm zu entfernen ſchien. — Jene abgebrante Bäuerin hatte ihre Gutsgebäude von friſchen zu bauen angefangen, und war bereits damit faſt bis unters Dach gekommen, als abermals Feuer bei ihr ausbrach; abermals mit den ſichtlichſten Merkmalen boshafter Anlegung. Ihr ganzes Gebäude ward wieder Aſche, und ſie ſelbſt nunmehr völlig am Bettelſtab gebracht. — Die Nachricht davon gelangte bald in die nahgelegne Stadt. Man ſprach überall, mithin auch im Zucht- und Arbeitshauſe davon. Der Inquiſit, als ſein Wärter ihm davon erzählte, fragte ſpottend: »Ob er das »vielleicht auch gethan haben ſolle? und ob »man noch nicht einſähe, daß die Gutsbeſizze-

»rin, die von jeher ein ſtolzes, böſes Geſchö»pfe geweſen ſei, auch außer ihm Feinde, und »zwar rachſüchtigere, beſizzen müſſe?«

Allerdings ſchlos man ſo; allerdings that ihm dieſer lezte Vorfall, wenn auch nicht bei ſeinen Richtern, doch in den Augen des Publikums die erſprieslichſten Dienſte. Man glaubte ganz gewiß: er werde nur ins Gefängnis zurückkommen, um deſto förmlicher, deſto rechtlicher daraus wieder entlaſſen zu werden. Höchſt wahrſcheinlich wäre auch dies geſchehen, hätte er nicht gleich drauf alle dieſe günſtigen Eindrücke — ſelbſt vernichtet. Denn am nächſten Sontage hielt der Geiſtliche, dem die Seelſorge dieſes Zucht- und Armenhauſes oblag, eine Predigt, in welcher er ſehr lebhaft die größre Strafwürdigkeit derienigen ſchilderte, die in iene Welt beladen mit Verbrechen übergiengen, welche ſie in dieſer hartnäckig verſchwiegen oder wohl gar abgeleugnet hätten. Muthmaslich fiel ihm hierbei auch nicht ein Gedanke an unſern Inqui-

ſiten ein; ſondern er hatte unter ſeinen Zuhö⸗rern noch weit andre und weit mehrere, die in Verdacht ſtanden, manches auf ihrem Herzen und Gewißen behalten zu haben. Aber das Feuer ſeiner Rede, die Stärke ſeiner Beweisgründe fruchteten grade da, wo er ſich deſſen am we⸗nigſten verſah. Unſer Inquiſit, dem doch Er⸗mahnungen zum gütlichen Geſtändnis nicht ſo ganz fremd und neu ſeyn konten, fühlte ſich von der iezzigem (er kont' es nachher ſelbſt nicht ſagen, wie?) ergriffen; ging gleich nach dem Gottesdienſt zum Pfarrer hin; geſtand — man denke ſich deſſen Erſtaunen! — Anle⸗gung des erſten Brandes; ia, gab ſich auch, was allen anfangs ein Mährchen ſchien, als den alleinigen Urheber des zweiten ſchuldig.

Mit einer Anſtrengung, welche freilich die gewöhnlichen menſchlichen Kräfte über⸗ſteigt, welche aber doch durch die entſchloſ⸗ſenſte Rachbegier zur Möglichkeit geworden war, hatte dieſer Elende das erſtemal, nach⸗dem er zuvor würklich ſich niedergelegt, aber

ſorgſam gekauert hatte, bis ſeine Kameraden ſchliefen, ſich zum Fenſter herabgelaſſen. Zwar war die Zeit, die er frei hatte, höchſtens eine Friſt von ſechs bis ſieben Stunden; er ſelbſt war nur halb angezogen, die Nacht rauh, die Entfernung äußerſt anſehnlich. Aber nichts von dieſem allen hielt ihn auf. Schneller als ein gelernter Läufer war er hin und her geeilt; hatte mit ſchon vorher abgemeßnen, bereit gehaltnen Lunten das Feuer ſo angelegt, daß er gewiß wuſte, erſt in einigen Stunden könne ſolches ausbrechen; war gleich ſchnell und ganz unbemerkt zurückgekehrt; hatte ſich, dem Schein nach, wecken laſſen und dann — man kann leicht erachten, mit welchem Herzen! — in die Kirche begeben. Zu eben der Zeit, als er vor dem Beichtſtuhl kniete, muſte, nach ſeiner Ausrechnung, die auch nur alzurichtig eintraf, das Gut ſeiner Feindin in vollen Flammen ſtehn.

Noch verwegner war er das zweitemal zu Werke gegangen. Durch ſein geduldiges Be-

tragen, durch ſein frommes Reden, durch willige Dienſtleiſtungen und Kleinigkeiten mancher Art hatte er nach und nach das Zutrauen des Aufſehers vom Zuchthauſes erworben. Daß er zu entfliehen ſuchen ſolle, argwohnte kein Menſch, denn man hielt ihn noch für alzumatt von ſeiner lezten Krankheit; nicht gerechnet, daß es eine Thorheit geweſen wäre, wenn er, der nicht viel zu befürchten hatte, durch eine Entweichung ſich alles hätte verſchlimmern wollen. — Mit wenigen Worten, man traute ihm alzuviel! Er fand Gelegenheit zu bemerken: wo des Nachts die Hausſchlüſſel hingelegt wurden; wuſte ſie glücklich zu entwenden; ſchlos auf; war aber nichts weniger willens, als zu entfliehen; ſondern ſein einziger Zweck blieb: Wiederholung ſeiner Rache. Diesmal hatte er nicht ſo weit, wie das erſtemal. Nachdem er bewürkt, was er ſuchte, war er richtig zurückgekehrt, und war beim Eingange ſo unbemerkt wie beim Ausgange geblieben.

Sein Prozeß ging nun von neuem an; und das Endurtheil lautete: Hinausſchleifung auf der Kühhaut und lebendige Verbrennung. Ich geſtehe, daß ſein Verbrechen hart, und die Umſtände dabei erſchwerend waren. Ob aber nicht ſein eignes Geſtändnis doch etwas von dieſer Schärfe hätte mildern ſollen? darüber — mag ich nichts entſcheiden. Genug, der Buchſtabe des Geſetzes ward beibehalten. Man verfuhr bei der Strafe ganz ohne einige, ſelbſt verdeckte, Milderung. Das Leiden des Unglücklichen war einige Minuten hindurch fürchterlich.

XX.

Mordbeſteller, oder Mörder — welcher von beiden der Strafbarſte? *)

Johann Zen**, ein junger Bauer im Dorfe Rautonitz, **) lebte als einziger Sohn

*) Dieſe ganze Kriminalgeſchichte iſt Zug für Zug aus authentiſchen Quellen genommen, die ein günſtiger Zufall mir in die Hände führte. Vielleicht dürften einige meiner Leſer ihren Abdruck, wenigſtens hier, tadelswerth finden, weil es ihr ganz an Verwicklung, und zumal an dem, was man romantiſchen Anſtrich nent, gebricht. Doch, denk' ich, wird man einige Züge der menſchlichen Natur, zumal in den unterſten Klaſſen, in ihr antreffen, die der Aufmerkſamkeit nicht unwerth ſind; und auch der Zweifel der Richter am Schlus ſchien mir derſelben das ganz Altägliche zu benehmen.

**) Rautoniz, Jarpiz, Strzedokluk u. ſ. w. ſind Namen von Dörfern im Rakonizer Kreiße.

im Hauſe ſeines Vaters, deſſen Wirthſchaft er einſt zu erben gedachte. Im zwanzigſten Jahre heiratete er eine Bäuerin aus Jarpiz, die Tochter nicht ganz unbemittelter Aeltern; ein Mädchen, wenige Wochen über funfzehn Jahr alt, auch von Geſtalt ziemlich artig, deren er aber in der Ehe bald ſatt ward. Warum? wußte er nachher ſelbſt nicht genau anzugeben. — »Sie hab' es nie recht gut mit ihm gemeint, und als er einſt krank geweſen, ihn »nicht gehörig gepflegt!« ſo ſagte er nach ihrem Tode vor Gerichte. Bei ihrem Leben hatte er ſich ſchon bei einer Nachbarin beſchwert: »Seine Frau tauge nicht zur Wirthſchaft.« — Wohl möglich, daß er, bei ihrer großen Jugend, in beiden Punkten, zumal im Leztern, nicht ganz Unrecht hatte! Doch galt ſie bei allen ihren Bekanten für ein ſtilles, gefälliges, fleißiges Geſchöpfe. Zen**s eigne Aeltern — wovon die Mutter überdies Stiefmutter war — gaben der Schwiegertochter auch im Grabe noch, zu einer Zeit, wo ſie ihren Sohn

gern entſchuldigt hätten, ein günſtiges Zeugnis; und ein paar einzelne Züge von Gutmüthigkeit werden im Verfolge dieſer Erzälung vorkommen. Er geſtand überdies ſelbſt, bald nach ſeiner Hochzeit, zu Strzedokluk beim Tanze, eine gewiße Dirne von Tellez kennen gelernt zu haben, die er gewiß geehlicht haben würde, wenn er nur erſt ſeine iezzige Frau losgeweſen wäre. Vielleicht war es daher dieſe neue Liebe, vielleicht auch blos ein natürlicher Wankelmuth, der ihn antrieb, ſchon vor Verlauf des zweiten Jahrs, nichts ſehnlicher zu wünſchen, als, bald wieder Witwer zu werden; oder vielmehr ſich ſelbſt zum Witwer zu machen.

Seine erſten Gedanken gingen iezt — ſehr nach gewöhnlicher Art roher Seelen! — auf abergläubiſche Mittel. Mit nichts ſchlägt der Pöbel lieber todt, als mit — Simpathie, *)

*) Und zwar ſehr natürlich, wie mich dünkt! Nicht nur, weil er ſteif und feſt an den Einflus ſolcher Alfanzereien glaubt; ſondern weil er

wie er es nent. Auch Zen** erkundigte ſich daher geſprächsweiſe bei einigen ſeiner Bekanten: Ob ſie nicht Jemanden (der gemeinen Mundart nach,) verderben könten? erfuhr mancherlei Gaukeleien; *) hatte große Luſt iede derſelben zu verſuchen; fand aber auch bei ieder gewiße Schwierigkeiten, die bald durch ſeine Feigheit, bald durch eine andre

die Strafbarkeit ſeines Vorhabens zu mindern hoft, wenn er ſogenante höhere Weſen gewiſſermaßen zu ſeinen Mitſchuldigen machen kan. Mögen es dieſe verantworten! denkt er. Der Pöbel aller Zeiten und aller Stände iſt eben daher auch ein ſolcher Liebhaber von Zaubereien. Und die Zauberer der rohſten Völker ſind am meiſten im Beſiz Böſes zu thun.

*) Ich könte viele davon anführen, denn ſie waren im Verhöre angegeben. Aber ſie wetteiferten unter ſich an Thorheit, zum Theil auch an Eckel. Nur eine komt im Verfolge noch vor. Kirchhof, Sarg, Blut, menſchlicher Unflath ſogar, ſpielten bei allen wichtige Rollen.

Zufälligkeit für ihn unüberſteiglich wurden; und fing ſich nun an, nach ſolchen Dingen zu erkundigen, deren Erfolg natürlicher und ſicherer wäre. So fragte er unter andern einen gewißen Pokorny, Bauer von Przilep: »Ob er nicht ein Mittel wiſſe, wodurch man auf der Stelle eine Stutte umfallend machen könne? Er wolle ihm zuweilen dafür zwei Gulden, auch oft Brod und Mehl ſchenken.« — So verſicherte er eine Hirtensfrau: »daß er denienigen reichlich bezalen wolle, der ihm von ſeiner Frau helfe.« — Reden dieſer Art, die nachher auch zuerſt den Argwohn des Mords auf ihn brachten, hätten eigentlich gleich damals ihn verdächtig machen können. Aber ſie blieben ungeachtet; und galten, zumal die Leztere, für Aeußerung eines raſchen Unwillens, der unter der ungebildeten Klaſſe von Menſchen nicht gar ſelten ſich finden mag. — Kurz, Zen** hatte ſeine Frau nun ins dritte Jahr, und konte ihrer immer noch nicht los werden.

Aber iezt, mit Anfang des Jahrs 1791, zog zu ſeinen Aeltern ein Knecht, Joſeph So**r, von Prag gebürtig, auf welchen Zen** ſofort ein unſeeliges Zutrauen ſezte. Es war ein Menſch ſchon nahe am Dreißigen, der von ſeinen vorigen Dienſten ein günſtiges Zeugnis der Treue und Thätigkeit mitbrachte. Aber eine gewiſſe trozzige Miene und der Umſtand, daß er ſehr arm war, machten Jenem Hofnung: daß So** zu allem möglichen ſich werde erkaufen laſſen; und gleich in erſter Woche ſuchte Zen** dahin einzulenken. Freilich waren ſeine erſten Fragen äußerſt entfernt; und erkundigten ſich blos: Ob er nicht mit gewiſſen Mitteln bekant ſei? Ob er ihm nicht einen gewiſſen Dienſt leiſten wolle, wofür er es dann lebenslang bei ihm gut haben könne? und dergleichen mehr. Da aber So**, wie ſehr natürlich, hierauf weder mit Ja noch Nein, ſondern mit der Gegenfrage: was er denn eigentlich damit meine? antwortete; ſo entdeckte er ſich ihm ganz; ſchwur, daß er ſei-

ne Frau von Herzensgrunde haſſe; daß er nicht eher ruhig ſeyn könne, bis ſie im Grabe liege; und bat ihn um Rath ſowohl, als um Beiſtand. So**r war anfangs allerdings betreten; doch die gefährliche Ausſicht auf Gewinn, und auf einen Dienſt, wo er es lebenslang gut haben ſolte, blendete ihn bald. Auch der Umſtand, daß er in den erſten paar Monaten gewiß noch keinen ernſtlichen Antheil nahm, entſchuldigt ihn mit [illegible]ichten; denn es war ſchon ſtrafbar genug, daß er ihn nur zu nehmen ſchien.

Ihre erſten Berathſchlagungen liefen abermals auf abergläubiſche Poſſen hinaus. Zen** hatte gehört: Wenn man ein Hemde bekommen könne, das ein Leichnam ſchon im Sarge angehabt, ſo müſſe derienige, der es unwiſſend wieder anlege, ſterben. Er trug daher So**rn auf, ihm ein ſolches Hemde vom Gottesacker zu Czerwinka zu verſchaffen. Wahrſcheinlich aus heimlicher Furcht ſpielte dieſer den Ungläubigen, verſicherte dieſer, daß ein ſolches Mittel durchaus nichts helfe, und brachte andre in Vorſchlag,

die

die (wo möglich) noch ſinloſer und eben ſo unausführbar waren. — Die Reihe traf daher wiederum Gift. *) So**r entſann ſich, daß ſein voriger Dienſtherr, ein Gaſtwirth zu Horzin, Rattenpulver beſeſſen habe. Zen** drang ſofort in ihn, hinzugehn und ſolches zu holen. Der Knecht ging; doch nur zum Schein. Sein Gewiſſen erwachte. Er gab vor, kein ſolches Pulver mehr gefunden zu haben. Als Zen** noch ein paarmal ihn hinſchicken wolte, brachte So**r, um nur Ruhe zu haben, gepülfertes Glas zurück; widerrieth aber ſelbſt, ſolches der Frau zu geben, weil es — nichts ſchaden würde. Auch Zen** ſcheint den Betrug gemerkt zu haben; er vergrub das

*) Schon Herr Klein in ſeinen vortreflichen Annalen preußiſcher Geſezgebung macht an mehrern Orten die Bemerkung: daß grade die niedrigere Klaſſe von Menſchen in Teutſchland weit mehr, als die Vornehmere, wenn ſie Rache, Haß, oder Schadenabſicht zu befriedigen ſucht, ihre Zuflucht zu Vergiftungen nimmt. In andern Ländern thut es die vornehmere Klaſſe.

Pulver im Stall und ſezte deſto ſchårfer in So**rn, nach Prag zu gehn, und ſich bei ſeinem, da noch lebenden Vater zu erkundigen: wie man Gift bekommen kőnne?

Hier ein trauriger Beweis mehr, fűr wie weniges Geld die dűrftige Unwiſſenheit zum Laſter, oder wenigſtens zur Befőrderung des Laſters ſich erkaufen låßt. Der Alte widerrieth es anfangs ſeinem Sohn hőchlich: mit ſolchen Dingen ſich zu befaſſen. Doch als er hőrte, daß Zen** es gern reichlich bezalen wolle, erbot er ſich endlich doch, ein ſolches Mittel zu verſchaffen; und gab, nachdem er ſich noch ein paarmal dran erinnern laſſen, fűr einen baaren Gulden, ein grűnliches Pulver her, das er fűr Gift erklårte, das aber, wie man nachher erfuhr, blos in geſtoßnem Grűnſpan beſtand. Voll Freuden brachte Zen** wűrklich ſeiner Frau ſolches im Biere bei; aber es bewűrkte blos ein ſtarkes Erbrechen; ſie genaß bald wieder; auf ihren Mann warf ſie auch nicht den geringſten Verdacht.

Dieſe Geneſung verdros den Nichtswürdigen äußerſt. Er that nun So**rn, da ſelbſt ſolche Mittel mislangen, immer noch gewaltthätigere Vorſchläge. Er wolte mit ſeiner Frau auf ein, ohngefähr zwei Meilen entlegnes, Dorf gehn; auf den Heimweg ſolte So**r im Walde aufpaſſen; ſolte ihn ſelbſt mit Stricken binden, und die Frau todtſchlagen. Er brachte ihm ein paar neue Stricke dazu; er bot ihm Geld über Geld; dem Knechte ſchien dieſes doch alzugewagt. — Zen** ließ ſich nicht irren. Er hatte bald einen andern Plan. „Er wolte mit ſeinem Va„ter nach Prag gehn. Des Nachts ſolte So**r „die Mutter in der Stube verſperren, „die Frau in der Kammer erwürgen. Damit „der Verdacht auf Räuber falle, könten ia „auch die Betten weggetragen und irgend wo„hin verſteckt werden.“ — So**rn ſchien die Rolle, die er dabei zu ſpielen habe, ſo gefährlich, wie die vorige. Noch mehr, ſein Gewiſſen erwachte abermals. Er machte ſich

einen Behelf, und ging nach Jarpiz zu Zen** Schwiegereltern. Er verſicherte ſpäterhin vor Gerichte: „Damals feſt entſchloſſen „geweſen zu ſeyn, dieſen Eltern zu entdecken, „was Zen** gegen ſeine Frau im Schilde „führe. Er habe eben deswegen ſie ſelbſt ſo„wohl, als auch das Dienſtmenſch, befragt: „Was die Tochter von der Behandlung ihres „Mannes ſage? und zu verſtehn gegeben: „daß ſolche ſehr übel dran ſei. Da er aber „zu ſeiner Verwundrung gehört: daß die jun„ge Frau nie, auch nur die geringſte Klage „über ihren Mann geführt; ſo habe er eben„falls geſchwiegen.“

Kurz vor dieſer Zeit hatte Zen** eine Entdeckung gemacht, die allein ſchon ein minder verſtocktes Herz auf beßre Gedanken geleitet haben würde. Er merkte, daß ſeine Frau ſchwanger, und wenigſtens ſchon im ſechſten Monat ſchwanger ſei. Aus einer ſonderbaren Schüchternheit hatte ſie nie weder ihren Schwiegereltern, noch ihrem Manne ein Wort davon geſagt. Daß bei dieſem Leztern

auch nur der entfernteſte Verdacht, als ob er nicht Vater ſei, obgewaltet, davon fand ſich nirgends eine Spur; aber eben ſo wenig änderte dieſe Entdeckung ſeinen Vorſaz, vielmehr glaubt' er um ſo mehr die Ausführung des Letztern beſchleunigen zu müſſen. Er befahl dem Knechte, ihm im Walde zwei tüchtige eichne Knüttel abzuſchneiden, und irgendwo im Hauſe zu verſtecken. Er ſei, ſagte er, Willens, ſeine Frau nächſtens einmal, noch vor Tages Anbruch zu ihren Eltern zu ſenden; dann könten ſie ihr nach, und im Buſche ſie todtſchlagen. So**r, — entweder um wenigſtens den Anſchein nach ſeinen Willen zu thun, oder auch würklich zur That bereitwilliger, wenn er bei ihr einen Genoſſen habe, — brachte die Knittel. Der Ehmann quälte von nun an in Geheim ſein Weib, daß ſie doch einmal nach Hauſe gehn, und ihren Vater um Geld, deſſen er bedürfe, *) anſprechen

*) Daß auch dies eine Unwahrheit war, ſieht man daraus: daß er nachher allerdings baares Geld hatte, — den Mörder zu lohnen.

ſolle; und die Unglückliche war gutherzig genug, drein zu willigen.

Der lezte Sontag im November ward zu dieſem betrüglichen Gange angeſezt. Gleich am frühesten Morgen war Zen** im Stall, und trieb So**rn an, dieſe ſchöne Gelegenheit nicht zu verabſäumen. Vom Selbſtmitgehn ſprach er freilich nichts weiter, aber deſto mehr vom Belohnen. So**r weigerte ſich durchaus. — Bald darauf kam Zen** wieder. Zwanzig Gulden, eine Müzze und ein Kamiſol wurden verſprochen, auch die ſchon oft geſchehene Verſicherung, daß er es dann lebenslang bei ihm gut haben ſolle, wiederholt. So**r fing an zu wanken. Zen** kam zum drittenmal, brachte ſelbſt einen von den verſteckten Knitteln herbei, drang noch ſtärker in ihn, machte ihm alles ſo leicht als möglich; und So**r weigerte ſich immer minder; ſchlos endlich mit der elenden Ausflucht: daß er bei jezziger kalten Witterung keine Bedeckung an den Füßen habe. Zen** brachte ihm gleich

drauf ſeine eignen Filzſchuhe; ſagte ihm, daß ſeine Frau ſo eben fort ſei; daß er noch aufs freundlichſte mit ihr geſprochen, und ihr bis in Garten das Geleite gegeben habe, um gewiß zu ſeyn, welchen Weg ſie gehe. Wenn der Knecht iezt ihr nacheile, müſſe er grade im Anfange des Gebůſches ſie treffen.

So**r that es. Ohngefähr eine halbe viertel Meile weit holt' er ſie ein. Die Aermſte mochte ganz unbekümmert ihren Weg fortgegangen ſeyn; mochte den ihr Nacheilenden eben ſo wenig geſehn, als ihn vorher vermuthet haben. — »Da er nun dicht bei ihr ge»weſen,« ſagte iener Elende nachher aus: »hab' »er die Augen feſt zugedrückt, und ihr mit »dem Knittel einen ſolchen Schlag auf den »Kopf gegeben, daß ſie ſofort mit zerſchmet»tertem Schädel rückwärts geſunken und nur »noch, Maticzko Hayowſka! *) ausgerufen

*) So viel als: Mutter Maria zu Hayek! weil an dieſem leztern Orte ein Marienbild

»habe.« — Nachher wenigſtens muß der Mörder nur alzugut mit ofnen Augen vollendet haben. Denn er wiederholte ſeine Schläge wohl noch fünf bis ſechsmal, um gewiß zu ſeyn, daß ſie nicht mehr lebe. — Da ihm Zen** auch befohlen, ihr die Röcke auszuziehen, und ſie heim zu bringen; (wahrſcheinlich, damit man wieder auf Räuber rathen möge!) ſo that dies So**r würklich. Aber eine Art von Schauder ſchien ihn zu ergreifen. Er warf ſie wieder neben ihr hin; eilte heim, und verſicherte denBöſewicht, der ihn geſchickt hatte: daß alles vollbracht ſei! Beide konten ein paar Stunden drauf gelaſſen in die Kirche gehn. So**r erhielt von Zen** abſchläglich vier Gulden, und die Verſicherung, das Uebrige richtig nach-

iſt, worauf der Glaube der gemeinen Menge viel hält. Daß der Mörder die Augen bei dem tödtlichen Schlage zuſchlos, hat, dünkt mich, etwas karakteriſtiſches vom Gefühl der Schändlichkeit ſeiner That, die er lieber ſelbſt nicht mit angeſehn hätte, in ſich.

zutragen. Beiher ermahnt' er ihn immer: ia nichts zu geſtehn, wenn er doch vielleicht in Verdacht käme, und befragt würde. Auch dürfe er ſich nicht fürchten, ſelbſt einen Meineid zu ſchwören; denn es ſei bloßer Aberglaube, daß man dann binnen Jahr und Tag ſterben müſſe!« — Eine Tröſtung, die im Munde eines ſolchen, ſelbſt abergläubiſchen Böſewichts, faſt drollig klingen würde, wenn ſie bei einer andern, minder gräßlichen, Gelegenheit gegeben worden wäre!

Einige Stunden nachher ward der Leichnam der Ermordeten gefunden. Zen** ſpielte, ſo gut er nur konte, den Erſchrocknen und Betrübten. Doch nicht lange entging er und So**r dem Verdachte. Seine frühern Reden bei iener Hirtin und andern Bekanten erregten iezt erſt Muthmaßungen. Auch hatten die Nachbarn eine Mannsperſon früh aus Zen**s Garten ienem Buſche, wo die That geſchehen, zulaufen geſehn, und argwohnten auf So**rn. Wie beide verhaftet wurden,

wie ſie alles endlich eingeſtehn muſten, wäre hier zu erzälen ſo unnüz als weitläuftig. Als Zen**en vorgehalten ward: Ob er ſich denn nicht zwiefach ein Gewiſſen draus gemacht, eine Frau, die nun ſchon im achten Monat von ihm ſchwanger geweſen, ermorden zu laſſen? gab er ganz gelaſſen zur Antwort: »Ueber ihre Schwangerſchaft hab' er ſich weg»geſezt. Was er gethan, ſei aus Unverſtand »geſchehen. So**r, um ſo viel älter, hätt' »ihm abrathen ſollen. Er ſelbſt würd' es nie »übers Herz gebracht haben, gewaltſame Hand »an ſie zu legen.«

Ich wiederhole: daß bei dieſer Kriminalgeſchichte alles, was einer romantiſchen Verwicklung auch nur von weiten ähnelt, wegfällt, und daß ich ſie doch nicht für ganz unmerkwürdig halte. — Merkwürdig ſcheint mir der ſchon berührte Stufengang mördriſcher Entwürfe: — merkwürdig das Gemiſch von Feigheit und von Grauſamkeit im Gemüth des Mordſüchtigen, der von Entwurf zu Ent-

wurf fortſchritt, keine Vereitelung ſich ermüden, keine Vaterpflicht ſich hindern ließ, der ſelbſt ganz ohne Bedenken muthmasliches Gift ſeinem Weibe reichte; kurz, der zu allem bereit war, — nur nicht Hand an ſie zu legen; — merkwürdig bei ſonſt ſo plumper Bosheit die ziemlich durchdachte Verſtellung, mit welcher er die ſchändlichſten Pläne ſeinen Aeltern, Schwiegeraeltern und der, unſchuldig gehaßten Perſon ſelbſt verhehlen konte; am allermerkwürdigſten endlich die Verlegenheit, in welche dieſe That, als ſie abgeurtheilt werden ſolte, ihre Richter verſezte.

Das Joſephiniſche peinliche Geſezbuch hat bekantermaßen ſelbſt auf Mordthaten die Todesſtrafe abgeſchaft, und ſtatt ihrer ein langwieriges hartes Gefängnis und iährlich am Tage des Mordes eine nach Maas des Verbrechens und ſeiner erſchwerenden Umſtände zu ertheilende Zahl von Stockſtreichen feſtgeſezt. Die Stimme der Kriminal-Richter erkante daher anfangs: »daß beide Ver-

„brecher mit langwierigen harten Gefängniſs „im zweiten Grad von funfzig Jahren und „jährlich am Tage des Mords mit fünf und „zwanzig Streichen zu belegen wären;“ als plözlich einer von ihnen die Frage aufwarf: ob denn würklich beide Verbrecher ganz gleich ſchuldig, und alſo auch ganz gleich zu züchtigen wären? Die Meinungen theilten ſich iezt. — „So**r,“ ſagten einige, „iſt der Schuldigere. Er iſt der eigentliche Mörder. Ohne „ihn wäre die That wahrſcheinlich nie geſchehn. Der feige Zen** hätte ſein Weib „gehaßt, ſich vielleicht von ihr getrennt; und „nichts weiter. Er ſagt ſelbſt, daß er nie „Hand an ſie gelegt haben würde. So**r, „durch Geld erkauft, mordete hingegen; und „iſt am ſtrafbarſten.“ —

„Mit nichten! entgegneten andere: Zen** iſt „es! Er iſt zwar nur Mordbeſteller. Aber ohne „ihn wäre So**rn die ganze That nicht eingefallen. Ohne ſeine vielfältigen Anreizungen, „ohne ſeine Erkaufung und Zudringlichkeit

»wäre iener der rechtſchafne Kerl geblieben, »der er war, bis dieſer verführeriſche Böſe»wicht ihn kennen lernte. Er widerſtand lan»ge; er ward ſelbſt das leztemal gewiſſermaßen »dazu hingeſtoßen. Jener Schändliche hinge»gen trug ſich nun ſchon Jahre lang damit. »War es denn ſeine Schuld, daß ienes grüne »Pulver nicht als tödtliches Gift würkte? Wol»te er nicht ſchon tödten, ehe er So**rn noch »kennen lernte? Und iſt es dann nicht einerlei, »mit welchem Inſtrument er vorſezlich tödtete?«

»Alles richtig!« ſprachen die Erſtern. »Aber menſchliche Geſezze beſtrafen doch im»mer ſtärker die That, als die Abſicht. »Zen** iſt ein Nichtswürdiger, das unter»liegt keinem Zweifel. Aber die peinliche La»ge, mit einer Frau, die man nicht mehr liebt, »verbunden, durchs ganze Leben verbunden »zu ſeyn, kan allerdings viel zu ſchwarzen »und ſelbſt blutigen Entwürfen beitragen. »Hier war alſo warmes Blut; So**r hin»gegen mordete mit kaltem; mordete blos für

»elendes Geld; mordete, nachdem er mehr»
»mals ſchon erkant hatte, daß er Unrecht thun
»würde; mordete endlich eine fremde Per»
»ſon, deren längeres Leben ihn keinesweges in
»ſeinem eingebildeten Glück gehindert ha»
»ben könte!«

»Aber iſt denn nicht grade der Umſtand,
»daß Zen** den Mord ſolcher Perſonen be»
»ſtellte, die ihm nicht fremd, ſondern nur
»alzunah verwandt waren, der erſchwe»
»rendſte unter allen? Lagen ihm nicht
»gegen die iunge Frau und gegen das noch
»ungeborne Kind, als Gatte und als Vater,
»doppelt heilige Pflichten ob? Wer ſolte mehr
»für das Leben derienigen ſorgen, die er ermor»
»den ließ, als er ſelbſt? Und iſt nicht Blutver»
»wandſchaft, zumal ſo nahe, eine von denieni»
»gen die Strafe verſtärkenden Urſachen, die
»ſelbſt im Geſez *) angegeben werden?«

Dieſer leztere Grund entſchied! Durch die Stimmenmehrheit ward Zen**en iähr»

*) Im 52ten §. deſſelben.

lich die Zahl von fünf und zwanzig Stockſtreichen, So**rn von funfzehn, außer ihrer ſchon erwähnten Gefängnisſtrafe, zuerkant.

Ganz ohne mich in die Frage zu vertiefen: Ob eine Strafe, auf die Dauer von funfzig Jahren in hartem Kerker erſtreckt, und noch alliährlich mit einer empfindlichen körperlichen Züchtigung verbunden, gerecht oder nur geſezlich ſei? bin ich allerdings auch der Meinung: daß Zen** weit ſchuldiger als der eigentliche Mörder, und auch nach menſchlichen Geſezzen ſchärfer zu beſtrafen war. Da ich aber ſchon einigemal in Geſprächen fand, daß Männer, deren iuriſtiſche Kentniſſe ich unendlich weit den meinigen vorziehe, und denen ich auch ſonſt das Zeugnis der Billigkeit und des Scharfſinns mit willigſter Seele ertheile, der entgegengeſezten Meinung waren, ſo glaubte ich um ſo eher dieſen Fall, als einen ſtreitigen erzälen zu können, und auch etwas umſtändlich in den vorläufigen Umſtänden ſeyn zu müſſen.

XXI.

Seltſamer Selbſtverrath.

Ein Herumſtreicher, den man zu Presburg in Ungarn auf einem kleinen Diebſtahl ertappt, und mehrerer wichtigen bezüchtigt, doch dieſer leztern nicht ganz überwieſen hatte, muſte ſichs gefallen laſſen, als Züchtling ein Jahr allda Gaſſen zu kehren. Es kam ihm verzweifelt ſauer an, denn man ſpürte bei ieder Gelegenheit, daß er ſonſt an eine bequemere Lebensart gewohnt geweſen ſei. Doch die Gewalt unterſtüzte diesmal das Recht. Sein Strafjahr war endlich bis auf einen einzigen Tag, dieſer Tag ſogar bis auf ein paar Stunden vorüber; und unſer Züchtling kehrte bereits gegen Abend, mit der übrigen geſchloßnen Geſellſchaft, zum leztenmal, wie er glaubte, dem

Ort

Ort ſeiner Aufbehaltung zu; glaubte ganz gewiß den andern Morgen bereits, höchſtens noch mit einer kleinen, fühlbaren Ermahnung, entlaſſen zu werden, als ein ſehr zufälliger Umſtand alles änderte.

Es begegnete ihm, kaum zwanzig Schritt vom Arbeitshauſe, auf der Straße ein iunger Mann in geſticktem Frack, ſeidnen Strümpfen, mit zwei Brillantringen an Fingern, eben ſoviel Uhren in der Taſche, hinter ſich einen Lohnbedienten, kurz, ganz wie ein Mann von erſtem Stande ſich trägt. Von den Züchtlingen angebettelt, warf er einen flüchtigen, halblächelnden, halbverächtlichen Blick auf die Karavane; faßte grade unſern Helden am ſtärkſten ins Auge, und ward auch von Ebendemſelben am ſteifſten wieder angeblickt; denn dieſer erkante in ihm einen — ſeiner ehmaligen Spiesgeſellen, mit dem er drei oder vier Jahr lang unter einer Bande ſich befunden hatte. — „Sonderbar!“ rief er, gekränkt durch dieſen gewaltigen Abſtand, und vielmehr noch durch

ienes ſcheinbare Lachen: „Sonderbar, wie „es in der Welt zugeht! Ich war ein Jahr „lang einer elenden Kleinigkeit wegen Zücht- „ling; und dieſer Burſche, der ſonſt mein Ka- „merade war, geht hier frank und frei, ſo gepuzt „und ſtolz wie ein Edelmann daher!“

Der Soldat, der die Wache bei den Gaſſen- kehrern hatte, hörte dies. „Wie,“ fragt' er, „iener Herr dort wäre dein Kamerad gewe- „ſen?“ — „Nicht nur das;“ fuhr der Er- zürnte in ſeinem Eifer fort: „ſondern er war „auch bei ieder Gelegenheit zehnmal ſchlimmer „als ich!“ — „Nun ſo kan dem noch Rath und „dieſer auch beſtraft werden! Kom! kom mit „zum Polizeiamt! Wir wollen das gleich an- „zeigen.“ — Auf einen Augenblick ſtuzte iezt der Züchtling, und hatte Luſt wieder umzukehren. Aber der Soldat ließ nicht ab. Sie gingen. Jene Anſage ward regiſtrirt, und eine halbe Stunde drauf war der Abentheurer ſchon ver- haftet.

Er ſtuzte nicht wenig, als dieſe Ehre ihm wiederfuhr. Er ſtuzte noch weit mehr, als iener Angeber ihm vorgeſtelt und er befragt ward: Ob er hier nicht ſeinen Spießgeſellen kenne? Er wolte zwar anfangs den Bitterböſen machen; wolte von ſeinem Stande, ſeiner Herkunft, ſeinen Gůtern — die wohlverſtanden ſåmtlich in der Fremde lagen! — ein Langes und Breites herpralen; doch die ǒftre Verwandlung der Farbe, das Stottern der Stimme, das Zittern ſeiner Knie, und tauſend kleine Umſtånde noch, die eine innere Verwirrung anzeigten, ſprachen gegen ſeine Worte; und es gelang dem Richter, vor welchem er ſtand, gar bald ihn in Widerſprůche zu verwickeln. — Kaum merkte er dies ſelbſt, als er auf einmal haſtig abbrach und ausrief: „Nun ia, ich will es euch allen nicht ſchwer „machen! Ich bin ein Landlåufer, Buſch„klepper und ein Kamerade von Jenem gewe„ſen. Aber weil der Schurke mich ſo ganz „von freien Stůcken, ſo ganz ohne ſelbſt zu

„wiſſen, warum, angiebt, ſo ſoll auch Er we„nigſtens nicht heraus, ſondern noch tiefer „ins Garn hineinkommen; und mein erſtes „Geſtåndnis ſei: daß wir vor zwei Jahren „zuſammen im W* Walde einen Mord an „zwei Reiſenden begingen!“

Die Verwunderung aller Anweſenden, das Erſchrecken ienes unvorſichtigen Angebers kan man kaum groß genug ſich vorſtellen. Schon mochte er zwar heimlich, mehr als einmal ſchon, ſeinen raſchen Ausruf und ſeine ganze Klage bereut haben; mochte vorausſehn, daß dieſer Handel ſeine Haft verlångern werde. Doch einer ſolchen Rache war er ſich kaum vermuthend. Noch bleicher, noch bebender als vorher ſein Raubgenoſſe, verſuchte er auch nun, noch fruchtloſer, Entſchuldigung und Leugnen. Wenige Minuten waren hinreichend, ihn des Mordes, des Straßenraubs und noch mancher andern That eingeſtåndig zu machen. Sein Weg ging nun natůrlicher Weiſe nicht mehr ins Zucht-

haus zurück, ſondern in enge Haft; einige Wochen drauf, in Geſellſchaft desienigen, den er angeklagt, aufs Schafot. — Unter den vielen tauſend Zuſchauern, die dieſen ſauern Weg ihn antreten ſahen, und dabei die ſonderbare Fügung bewunderten, wodurch er ſich ſelbſt verrathen müſſen, war auch der Freund, deſſen mündlicher Erzälung ich dieſe Anekdote verdanke.

XXII.

Die Strumpfbänder.

Bald nach dem ſiebeniährigen Kriege, (beſtimter wußte mein ſonſt glaubwürdiger Währmann die Zeit mir nicht anzugeben,) kam ein iunger Mann aus Schwediſch-Pommern nach Wien, um ſich dort erſt ein Weilchen aufzuhalten, und dann nach Italien zu reiſen. Er trat die erſten drei oder vier Tage im ſogenanten Maſchacker Hof ab; miethete ſich aber nachher, wie es Fremde in Wien gewöhnlich machen, ein Zimmer in einem Privathauſe; blieb alda einen knappen Monat; verwandte den gröſten Theil des Tags auf Beſichtigung öffentlicher Merkwürdigkeiten und der reizenden Gegend umher; brachte einige Stunden des Abends im Schauſpiele zu;

ſuchte aber übrigens, entweder aus Mangel an Empfehlungsbriefen, oder aus eigner Schüchternheit, keinen Eintritt in Familien; ſo leicht ſich ſolche in dem gaſtfreien Wien Fremden öfnen! Als er endlich wieder wegreiſen wolte, hatte er den unglücklichen Einfall in einem Zeitungsblatt anzeigen zu laſſen: »Ein einzelner Mann »ſuche einen Reiſegefährten nach Trieſt oder »Venedig!« war recht froh, als ſich zwei Tage drauf ein andrer Fremder, dem Vorgeben nach ein Schleſier, zur Geſelſchaft ihm antrug; und machte ſich des andern Mittags — früher hatte der Schleſier nicht aufbrechen wollen! — in einer leichten Poſtchaiſe auf den Weg.

Auf welchem er leider nicht weit kam! Dieſer angebliche Reiſegefährte war nichts mehr und nichts minder, als ein Taugenichts, der in Geſelſchaft mit mehrern, die ihm glichen, bald den falſchen Spieler, bald den Beutelſchneider gemacht, von unſerm Fremden, den

er auf einem Kaffeehauſe geſehn, einige Nachricht eingezogen, und ſo wie er erfuhr, daß er allein wegreiſen wolle, den Plan gefaßt hatte, ihn zu begleiten, zu berauben und zu ermorden. Mit noch einem Gauner darüber einverſtanden, wurden alle Anſtalten ſchon gemacht; ward eine ſo ſpäte Tagſtunde zur Abfahrt beliebt; und der arme Fremde in ein Nez verſtrickt, wovon ihm nichts träumte. Auf der vierten Station, als es ſchon Nacht geworden; als ſie troz der Dunkelheit fortfuhren, und der Schwede ganz ſorglos ſchlief, durchſtach ihm iener nachbarliche Böſewicht mit einem Stilet, ſo raſch und ſo richtig treffend, die linke Bruſt, daß er mit einem einzigen Schrei auffuhr, wieder zuſammenſank und ſtarb. Der Poſtillon, der bei dieſem Getöſe ſich umſah, ward eben ſo ſchnell mit einer Piſtolenkugel vor dem Kopf geſchoſſen, und ſtürzte. Ganz gemächlich plünderte dann der Mörder die Habſeeligkeiten des Fremden; packte alles in zwei Mantelſäcke, die er deshalb

mitgenommen, ſpante das Sattelpferd aus, und ritt an einem beſtimten Ort zurück, wo bereits ſein Gefährte in einem Gebüſche mit einer Halbchaiſe ſeiner wartete; ließ dann das Poſtpferd auf gutes Glück in die weite Welt gehen, und ſteuerte ganz keck und unbekümmert wieder nach Wien zu; wo kurz vorm Thore ſein Spiesgeſelle ſich von ihm trente; er aber unterm Schein eines Reiſenden ankam.

Am andern Morgen fand man iene zwei Leichname, und da man von dem Fremden durchaus nichts weiter wußte, als daß er von Wien herkomme, ſo ſchafte man ſeinen Körper wieder dorthin, in der Hofnung alda mehrere Nachrichten einzuziehen. Da aber auch hier von Polizei und Gerichten Niemand ihn kante; da es von einer Perſon, der alle Schriften, alle Kleidung weggenommen worden, unmöglich war, gleich in erſter Stunde zu wiſſen, wer und woher ſie ſei; ſo ſtelte man den Leichnam aus, und hing einen Zettul dabei, der ieden auffoderte: den Namen dieſes

Unglücklichen, wenn er ihn wiſſe, anzugeben. Ein Mittel, das ſonſt würkſam genug, doch diesmal vielleicht vergeblich geweſen wäre, hätte nicht ein ſonderbares Schickſal gerechter Rache obgewaltet.

In ienen erſten paar Tagen, die der Ermordete, ſchon gedachtermaaßen, im Maſchacker Hofe zugebracht, war einſt frühmorgens, als er eben aufgeſtanden, eine Händlerin, die mit Kleidungsſtücken und Galanterien hauſiren ging, zu ihm gekommen, und er hatte einige Kleinigkeiten, unter andern auch ein paar geſtickte Strumpfbänder ihr abgekauft. Seitdem hatte dieſes Weib ihn nicht mehr mit Augen geſehn; als ſie aber iezt bei dem Orte, wo ſein Leichnam ausgeſtellt ward, vorbeiging, und eine Menge Menſchen hinlaufen ſah, zog auch ſie die Neugier mit fort, und auf den erſten Augenblick erkante ſie ihn; bedauerte herzlich den guten Herrn, der damals nur äuſſerſt wenig ihr abgehandelt habe; ging aber ſtillſchweigend weiter, weil ſie doch weder ſeinen

Namen, noch ſein nachmaliges Logis kante, und weil ſie hofte: ſo gut und beſſer als ſie würden wohl tauſend andre ihn kennen.

So in Gedanken über dieſen, ihr allerdings unerwarteten Anblick ging ſie immer ihren Weg fort, und ihrer Handthierung nach; kam aber, ohne recht zu wiſſen, wohin ſie gehe, — was ſich iedoch aus dem Zuſammenhange der Ideen leicht erklären läßt — grade wieder im Maſchacker Hof; ging grade vor das nämliche Zimmer; pochte an, hörte rufen: herein! öfnete die Thüre; ſah eine Mannsperſon noch im Bette liegen; ward aber von derſelben (die ſich vielleicht eines iüngern Beſuchs verſah,) ſehr rauh, mit den Worten: er brauche von einer ſolchen alten Hexe nichts, angefahren. Indem ſie daher, eben nicht ſehr zufrieden, wieder gehn wolte, warf ſie von ohngefähr einen Blick um ſich herum; und erblickte auf dem Stuhle neben dem Bette — eben dieienigen Strumpfbänder, die ſie vor einigen Wochen dem Ermordeten, von deſſen Leichnam

ſie herkam, verkauft hatte. Bei dieſem Anblick ſtuzte ſie. Unterm Vorwand, troz ienes Empfangs, ihre Waare noch einmal zu empfehlen, trat ſie ein paar Schritt näher; ſah genauer auf dieſen Stuhl, und ward immer überzeugter: es waren eben dieſelben! Der Mann befohl ihr abermals ſich zu packen; Sie that es.

Im Heruntergehn erkundigte ſie ſich bei einem Kellner: Wer der Herr ſei, der Numer fünfe wohne? — »Ein Fremder, der geſtern aus Steiermark angekommen!« — Mit viel Gepäck? — »Nein, ohne Bedienten; mit ein paar Mantelſäcken.« — Dies gab keinen Aufſchlus, weder für noch darwider. Aber ein gewißer inrer Trieb ward immer ſtärker in ihr. — Sie ging grade zur Polizei und zeigte an: »Jener ausgeſtelte Erſchlagne habe »vor einigen Wochen in dem oftbenanten »Gaſthofe gewohnt, und ein paar Strumpfbän»der ihr abgekauft. Jezt liege in eben dem »Zimmer, eben dem Bette, ein Menſch mit »höchſt verdächtigem Geſichte, und neben ihm

»eben dieſelben Strumpfbänder, die ihre eigne »Tochter geſtickt, und ſie ienem verkauft habe. »Wenn man den Menſchen frage: wie er zu »dieſem Kleidungsſtücke gekommen ſei, ſo würde »ſich vielleicht mehr ergeben.« — Man trug anfangs Bedenken, auf die ganze Anzeige zu achten. Strumpfbänder ſehn ſich gleich. Daß der Mörder grade nach Wien kommen, grade auf demſelben Flecke ſich einfinden ſolle, wo ſie vorher den Ermordeten angetroffen, ſchien ſo romanenhaft, daß man es eben deshalb für gänzlich unwahrſcheinlich hielt. Dennoch, da ſie immer drauf beſtand: die Strumpfbänder wären es! ſo entſchlos man ſich endlich einen Verſuch zu machen; den Fremden zu verhaften, und ihn genau zu befragen: Wer er ſei? Woher er komme? und ſo weiter. Es geſchah. Gleich bei der Verhaftung entſezte er ſich gewaltig; als bei dieſer Gelegenheit auch ſeine Kleider durchſucht wurden, fand man blutige Wäſche, ein Stilet, mehrere Taſchenpuffer, und einen Rock, den man im Gaſthof

an ienen Fremden, — auf welchen man ſich nun bei der Hauſirerin Angabe beſann, — geſehen haben wolte. Auch die Strumpfbånder — Kurz! was bedarf es noch vieler Worte und Umſtånde? Gleich beim erſten Verhör wurde dem Verhafteten ſo mancher Beweis oder vielmehr ſo mannichfacher Grund zum Verdachte vorgelegt, daß er bald alles geſtand; und wenige Wochen drauf die Strafe litt, die er reichlich verdient hatte.

XXIII.

Mörder ſeiner Verlobten und Räuber! dann eine Zeitlang redlicher Mann; ſeltſam entdeckt, noch ſeltſamer ſich ſelbſt angebend.

Heinrich R. der einzige Sohn eines angeſehnen N**giſchen Kaufmanns, und ſelbſt zur Kaufmanſchaft erzogen, glaubte lange was mit ihm ganz N—g glaubte: daß ſein Vater ein wohlhabender Mann ſei, der ihm einſt nicht nur eine gutbeſtelte Seidenhandlung, ſondern auch noch ein beträchtliches Vermögen hinterlaſſen werde. Als er daher im vier und zwanzigſten Jahre dieſen Vater verlohr, trat er mit ziemlich frohen Muthe ſeine Erbſchaft an; ſah ſich aber in ihr — gewaltig betrogen. Statt baaren Geldes fand

er Schulden. In den Handlungsbüchern ſelbſt herrſchte eine kaum begreifliche Unordnung. Schon ſeit einigen Jahren war das Soll beſtändig gewachſen, das Haben unaufhörlich geſunken. Durch verſchiedne dreiſte Verſuche hatte der alte R. wahrſcheinlich ſich helfen wollen, und immer tiefer ſich verſtrickt. Blos der Kredit ſeines Namens hatte das Ganze noch zuſammen gehalten.

Eine ſolche Entdeckung war für den iüngern R. gleich überraſchend, als traurig. Jezt eben, da er ſeine Freiheit erſt zu genießen hofte, ſolt' er eines Wohlſtandes entſagen, an welchem er von Jugend auf ſich gewöhnt hatte? — Zwar war er klug genug, ſeine misliche Lage noch iedermann zu verſchweigen; doch daß ſie lange verſchwiegen bleiben werde, ließ kaum ſich hoffen. Nur ein paar Gläubiger durften mit gerechtem Mistrauen ſich melden, und die Handlung ſtürzte übern Haufen. Selbſt wenn alles dann aufs beſte eingeleitet, aufs ſchnellſte und glücklichſte verkauft

kauft wurde, blieb dem neuen Beſizzer äußerſt wenig, — ſobald es irgendwo ſchief ging, Gerichte und Advokaten nur nach hergebrachter Weiſe verfuhren, gar nichts übrig. Wohl hundert Pläne ſich zu retten entwarf R. im Stillen und verwarf ſie wieder; endlich ſchien ihm Aufhelfung durch eine reiche Heirath noch der einzig taugliche Weg zu ſeyn.

Wohl ein gefährlicher Weg, der unter zehn Fällen neunmal irre führt! Indeß, da R. würklich ein artiger, wohlgemachter, iunger Mann war, ſeinen Namen nie mit dem kleinſten Fleckgen beſchmizt, wohl aber den Ruf ſich erworben hatte, ſein Geſchäfte volkommen zu verſtehn, ſo hätt' er doch vielleicht auch hier ſein wahres Glück durchſezzen können; nur mußt' er dann dieſen Weg mit Vorſicht betreten, mit kalter, klüglicher Wahl verfolgen. Doch leider glaubte er auf ihm auch eilen zu müſſen. Ihn drängte die Angſt vor ſeinen Gläubigern. Unter dem iüngern weiblichen

Geſchlecht ſah er keine Begüterte, wo der Zutritt ſofort ihm offen ſtand. In halber Verzweiflung beſchlos er, auch mit dem Alter es nicht genau zu nehmen. Eine unſeelige Gelegenheit bot ſich ihm hier von ſelbſt an.

Im Hauſe ſeines Vaters war ſchon längſt eine reiche Poſamentirers Witwe viel aus- und eingegangen. Ihr Mann, der ſein Gewerbe fabrikmäßig im Großen getrieben, hatte ein anſehnliches Vermögen ihr hinterlaſſen, und ſie daſſelbe ſeit funfzehn Jahren unabläßig vermehrt. Das Stadtgerüchte gab ihr achtzig tauſend Gulden. Zur reichlichern Hälfte bekante ſie ſich mit einer Miene, die — mehr ſagte. Eine Wucherin durfte man zwar nicht ſie ſchelten; aber ſparſam, oder vielmehr geizig war ſie allerdings; ſonſt ein gutes ehrliches Weib, die iedoch ihren Jahren nach reichlich für Heinrichs Mutter, ihrem Anſehn nach faſt für ſeine Grosmutter gelten konte! Wohl zwanzig Heirathen hatte ſie in ihrem Witwenſtande ausgeſchlagen; gleichwohl muſten die

Jahre noch nicht iede Empfindung des Geſchlechts und der Liebe in ihrem Herzen erſtickt haben. Der Jüngling, gleichſam unter ihren Augen herangewachſen, und zum Manne ausgebildet, hatte längſt in ihr einen Wunſch erregt, der für ihr Alter ungezweifelt eine Thorheit war; den ſie aber doch, als ſie auch nach dem Tode des ältern R. ihre Beſuche fortſezte, und die häusliche Verlegenheit des Sohnes zu muthmaßen begann, in Hofnung und zulezt in Abſicht übergehen ließ. Schon ein paarmal hatte ſie ſich ihm zu helfen erboten, wenn ſie ſicher wüßte, daß er — dankbar ſei. Er verſtand ſie bald; ſchauderte im Geheim ein wenig, und — entſchlos ſich. Als ſie einſt ihm wieder rieth, ſich bei ſeinen vielen Geſchäften nach einer ehlichen Gehülfin umzuthun; als ſie mit bedeutendem Tone hinzufügte: daß ſie aber an ſeiner Stelle mehr auf eine vermögliche vernünftige Hausfrau, als auf alzuiunge, unerfahrne Dirnen ſehen würde, brachte er ſeine Worte bei ihr an. Sie

ſpielte ein paar Augenblicke die Erſtaunte; antwortete aber bald mit einem tiefen Seufzer: Es ſcheine ihr auch, als ob dieſe zweite Ehe im Himmel ſelbſt ihr beſtimt worden ſei! Ein Kuß, ſehr zärtlich auf ihrer, ſehr beſcheiden auf ſeiner Seite, beſiegelte den Bund. Des andern Tags feierten ſie Verlobung. Die Hochzeit ſelbſt konte, weil es grade Faſtenzeit war, erſt nach ſechs oder ſieben Wochen anberaumt werden.

Der gute Himmel! Welche ungeheure Menge freiwilliger Thorheiten möchten die Menſchen gern, als ſeinen Rathſchlus betrachten! — Ganz N*g, als dieſe Verlobung kund ward, wunderte ſich laut und einſtimmig drüber. Selbſt dieienigen, welche den wahren Grund derſelben muthmaßten, misbilligten doch dieſen Schritt, und R. ſpürte dieſen Tadel gar bald. So oft er an öffentlichen Orten mit ſeiner Verlobten am Arm erſchien, ſah er aller Blicke lächelnd auf ſich gerichtet. Der ſpöttiſche Glückwunſch ſeiner Bekanten ſchnitt

ihn durchs Herz. Die kalte, ſchier verächtliche Miene mancher, ſonſt gegen ihn freundlichen Mädchen that ihm weh; faſt weher noch das mistrauiſche Achſelzucken einiger Biedermänner, denen er ſeinen Vorſaz eröfnete. Je näher er dem Zeitpunkt rückte, wo er im völligen Beſiz ſeiner ehrwürdigen Matrone treten ſolte, ie bänglicher ward ihm bei dieſer, ſich ſelbſt auferlegten Kaſteiung. In den Liebkoſungen, die ſie iezt von ihm erwartete und nicht ſelten begehrte, lag ſchon ſo viel peinliches für ihn. Welche Freude kont' er ſich erſt vom Ehſtand ſelbſt verſprechen! Doch hätte er ſich noch vielleicht gezwungen, aber auch ein andrer Querſtrich in ſeinen Plänen vermehrte den Mismuth gewaltig.

Bei Heirathen, die der Eigennuz ſchließt, iſt Eheſtiftung immer eine ſehr wichtige Sache, oder vielmehr die wichtigſte von allen. Auch R. hatte ſie bald in Vorſchlag gebracht; hätte lieber am Verlobungstage ſchon ſie aufgeſezt geſehn. Doch unter mancherlei Vorwand

wußte ſeine ſchöne Braut dieſes Geſchäfte noch um ein paar Wochen zu verſpäten, und betrug ſich, als ſie nicht länger ausbeugen konte, nur ſehr freigebig nach ihrem, keineswegs nach ſeinem Sinne. Denn alle Schulden ſeiner Handlung übernahm ſie zwar; bedingte ſich aber auch dafür ein unterpfändliches Recht auf dieſelbe. Ihr ganzes Vermögen verſchrieb ſie ihm zwar; doch — erſt nach ihrem Tode, und auch dann nur unter der Einſchränkung: wenn er ſich indeß ſtets als ein liebevoller Gatte betragen habe. Genuß und Anwendung der Einkünfte auf Lebenszeit, Widerruf des Geſchenks, wofern ſie Stof zur Klage finde, bedung ſie ſich ausdrücklich.

Dies waren die Vortheile nicht, die R. damals erwartete, als ſie ihm zu helfen verſprach! Schenkung einer Hälfte ihres Vermögens ſogleich, unbedingte Hinterlaſſung der andern Halbſchied nach ihrem Tode — dies hatt' er noch für einen wohlfeilen Kauf ſeiner Hand, ſeines Namens, und ſeiner ſchein-

baren Zuneigung gehalten. Sich zwanzig oder dreißig Jahre mit einer alten Frau zu quälen, ſelbſt dabei zu veralten, den Sklaven ihres Eigenſins und ihrer Eiferſucht abzugeben, aus ihren geizigen dürren Händen ieden Groſchen erheücheln, erbetteln oder erpreſſen zu müſſen, und doch wohl am Ende noch — leer auszugehn? dies ſchien ihm kein Handel zu ſeyn, der einem klugen Kaufmanne zieme! Wahrſcheinlich zwar, daß er manches hierbei ſchwärzer ſah, als er ſolte! daß ſie nicht ſowohl ihn zu unteriochen und zu berücken, als vielmehr durch eine, ihr weislich dünkende, Vorſicht näher an ſich zu knüpfen ſuchte! Noch wahrſcheinlicher, daß es blos auf ſeine Klugheit und Entſchloſſenheit ankam, noch iezt ſich beßre Bedingungen zu erwerben! Ein Wort, zur rechten Zeit geſprochen, — eine Liebkoſung, ſchlau verſchwendet, — auch wohl eine beſcheidne, doch ernſtliche Drohung hätten gewiß viel vermocht. Was thut eine alternde verliebte Frau nicht, um nur den Mann zu

behalten, an welchem ihr Herz hängt! — Doch grade zu Maasregeln dieſer Art (nicht rühmlich an ſich ſelbſt, doch verzeihlich nach R's erſtem Schritte, und löblich ſogar gegen ſeine nachherigen!) kont' er durchaus ſich nicht entſchließen! Er hielt ſich für recht ſchülerhaft betrogen. Er began, undankbar genug, dieienige zu haſſen, die Liebe von ihm erzwingen wolte. — Gern hätt' er ſofort und ganz mit ihr gebrochen. Eigennuz hielt ihn abermals zurück. Seine Handlungslage ward altäglich bekanter. Einige Gläubiger rührten ſich bereits, doch noch leiſe; daß ſie derber, wohl gar unbarmherzig anklopfen würden, wenn iene Ausſicht verſchwände, ſah er voraus. Ein wohlgemeinter Rath ſuchte ihn auch über dieſe Bedenklichkeit hinwegzuſezzen, und ward, ganz gegen Abſicht, der Grundſtein — ſeines Verderbens.

Einer von R's Jugendfreunden, ſchon ſeit mehrern Jahren in der Fremde, abweſend daher als R. ſeinen Vater verlohr, und ſeine Verlo-

bung einging, kam bald drauf heim, beſuchte ihn, und that, was ſchon die ganze Stadt gethan — das heißt, er tadelte ſeine vorhabende Heirath. Aufrichtig entdeckte dieſer dem Tadler den innern Stand ſeiner Handlung, und doch nahm iener ſein Urtheil — nicht zurück. »Deine Lage,« ſprach er, »iſt nur bedenklich, dein Schritt verzweifelnd. Warum ſolten deine Gläubiger dich ſtürzen wollen? Sie verlieren ia ſicher auch, wenn du fällſt; und verlieren wahrſche nlich — nichts, wenn ſie dich aufrecht halten. Du haſt den Ruf von Ordnung und Geſchicklichkeit für dich; beide erwerben Zutrauen. Die Schulden deines Vaters ſind nicht die deinigen; ſogar der Verkauf der Handlung hätte daher dir keine Schande, Erhaltung durch eigne Kraft Ehre gemacht. Für Unterkommen darf ein Menſch, wie du, nicht bangen. Auf den ſchlimſten Fall aber iſt es beſſer noch eine Zeitlang der Diener eines andern, als durchs ganze Leben der Knecht eines alten Weibes zu ſeyn! Geht es nicht hier, ſo

geht es in der Fremde. Auch ich trieb mich in ihr herum. Ohne deine Figur, vielleicht auch ohne deine Kentniß, fand ich auswärts doch manchen Vorſchlag mein Glück zu machen. Glaube mir: Gelegenheit flieht den nicht immer, der ſie ſucht, und kömt ſelbſt zu demjenigen, der ſie nur nicht ausſchlägt!“

Tief würkten dieſe oder ähnliche Reden auf N's ohnedem mit ſich ſelbſt unzufriedne Seele. Daß er aber aus ihnen, die gutgeſint und richtig im Ganzen waren, grade nur das Lezte und Gefährlichſte ſich heraushob; daß er mit dem feſten Entſchlus, ſeine Alte nicht zu heirathen, nun auch den eben ſo feſten: ſein Glück nur in der Fremde zu ſuchen, verband; — auch dies war einer von den gewöhnlichen Gängen menſchlichen Geiſtes! In ſeiner Vaterſtadt, dünkte ihm, warte nur Spott, Armuth und Verachtung ſeiner. Im Auslande hofte er es beſſer zu finden. Nur unter ſeinen eignen Namen und mit ganz leeren Händen mochte er den

Ausflug nicht, — wenigſtens nicht gleich anfangs, wagen. Ein Zufall erleichterte ihm den erſten Punkt. Vor wenig Monaten erſt war in ſeiner Handlung ein Diener geſtorben, Lehman mit Namen, ein Schleſier von Geburt, mit ihm faſt eines Alters. Unter andern Papieren war auch ſein Lehrbrief, von Breslau ausgeſtelt, anfangs in des åltern, dann in des iůngern R. Hånde gerathen; war aufbewahrt worden, ſie wußten ſelbſt nicht: warum? Ihn iezt in der Fremde, als den ſeinigen zu nůzzen, ſeinen Namen mit Lehmans Namen zu vertauſchen, fiel gar bald ihm ein. Sich durch Eintreibung alter Rechnungen etwas Geld zu verſchaffen war ſein zweiter Plan. Er ſchickte herum, wo er konte; kleinere Poſten gingen ein; nur noch auf ein paar gróßere wartete er ångſtlich. Dann wolt' er ſchnell verſchwinden, ſeinen Glåubigern die Handlung, ſeiner Braut das leere Nachſehn laſſen. — Schon miſchte ſich viel Unredlichkeit in dieſem Vorſaz; aber noch ließ er ſich

theilweiſe entſchuldigen. Rs Gläubiger büßten noch iezt wenig oder nichts ein; die Witwe gewan, indem ſie zu verlieren ſchien.

Inzwiſchen kam Oſtern herbei, und mit ihm nahte ſich die Zeit des kirchlichen Aufgebots und der förmlichen Heirath. Was R. thun wolte, mußte er bald thun, oder ſeine Entfernung ward ein immer ſtärkrer, immer tadelnswertherer Betrug. Seine Schuldner zahlten, troz ſeiner Mahnung, immer noch nicht; ſeine Gläubiger erwarteten iezt Zinſen. Er war zum Fortwandern gerüſtet, nur ſeine Börſe war es nicht. Einſt, als er ſeinen gewöhnlichen Morgenbeſuch — man kan leicht denken, mit welcher Gemüthsſtimmung! — bei der Witwe ablegte, fand er ſie in dem ihr ſo wichtigen Geſchäfte des Geldzälens begriffen. Ein aufgekündigtes Kapital von fünf tauſend Thalern, ſämtlich in Golde, war eingegangen. Nur ihrem Bräutigam ward iezt die Thüre geöfnet, gleich hinter ihm wieder abgeſchloſſen. Sie erzälte ihm: daß ſie die

Hälfte davon zu ſeinen dringendſten Handlungsſchulden verwenden, die andre Hälfte in nächſter Woche um ein halbes Prozent höher anlegen wolle. Sie ſchlos, nachdem ſie die Louisdors und Dukaten ſorgfältig in Röllgen gepackt, einen Schrank auf, und zog vor N's Augen, ein Fach heraus, geräumig und verborgen genug. Hier befand ſich noch ihr eigner Schmuck, ein paar fremde brillantne Ringe, worauf ſie Geld geliehen, und ein großer lederner Beutel voll Goldſtücke, die ſie ihren Nothpfennig nante. Heute ſchon einmal in zutraulicher Laune zeigte ſie ihm alles. Die Juwelen überſtiegen an innern Gehalt noch die baare Summe. Zwölftauſend Thaler war dieſes Fach gewiß werth. Mit ienem lieblichen Lächeln, mit welchem gewöhnlich der Geiz ſeine Schäzze überſchaut und muſtert, hafteten ihre Blicke einige Minuten hierauf. — „Noch mein Liebſter,“ ſagte ſie endlich, „iſt dies nur ein ſehr mäßiger Theil meines Vermögens. Jenes dünne Päckchen Dokumente enthält

leicht vier bis fünfmal ſo viel, und alles, alles wird einſt das Ihrige, wenn — Sie ſich gut aufführen. Nur abdringen laß ich mir nichts; und Vorausbezahlung iſt eine Thorheit.

Unſelige Vertraulichkeit, die dieſe gute, geſchwäzzige Alte nie zur ungelegnern Zeit äußern, — unglückliche Entdeckung, die R. nie zu einer gefährlichern Stunde machen konte. Grade iezt gelüſtete ihm ſo gewaltig nach Gelde; grade iezt hatte er ſich ſo ängſtlich um achtzig oder hundert Dukaten bemüht! Schon ein paarmal hatt' er auch auf die Kaſſe ſeiner Verlobten: ob er hier nicht etwas borgen, und nie wieder geben könne? gedacht. Ein ahndender Widerwille, Furcht vor abſchläglicher Antwort, Unwiſſenheit: ob ſie auch, troz ihres Reichthums, bei baarem Gelde ſei? hatten ihn ſtets zurück gehalten. Jezt wußte er alles, und mehr, als ihm gut war! Wuſte, welche anſehnliche Summe ſie liegen habe; wußte, wo ſie läge? wie lange ſie hier liegen würde? wußte noch einen ſo koſtbaren

Schmuck und überreichlichen Nothpfennig in der Nähe. Gedanken, die er noch nie gehegt, Entwürfe, deren dunkles Gewühl er nicht ſogleich zu ordnen vermochte, Empfindungen, wofür er keinen Namen hatte, — alles drängte ſich auf einmal empor. Noch mancherlei ſchwazte und fragte ſeine Verlobte; er hatte faſt kein Ohr, und noch weit minder eine paſſende Antwort dafür. Unterm Vorwand dringender Geſchäfte eilte er bald wieder nach Hauſe.

Doch auch hier ſchien ihm, wo er ging und ſtand, eine Stimme zuzurufen: Bemächtige dich dieſer Summe! Er wolte ſie nicht hören; wolte ſich zerſtreuen, wolte arbeiten. Umſonſt! Jene Stimme blieb; ſein Verlangen ward immer ſtärker; nur alzubald hielt er es für unwiderſtehlich; und von dieſem Augenblick an reichte gleichſam ein böſer Gedanke dem andern hüfliche Hand. — Unbemerkt dieſen Schaz zu entwenden, war allerdings N's erſter Wunſch. Selbſt ihr Geſtändnis:

daß dies nur ein kleiner Theil ihrer Haabe ſei, entſchuldigte in ſeinen Augen dann die That; und auch darinne: daß ſie ſich ia weigre alles für ihn zu thun, daß er durch ihre Verlobung nur unglücklicher geworden ſei, ſucht' er einen Grund zur Verminderung ſeiner Sträflichkeit. Doch daß dieſe unbemerkte Entwendung eine Unmöglichkeit ſei, begrif er faſt eben ſo ſchnell. Sorgfältig verſchlos die Witwe immer mit doppelten Schlöſſern ienen Schrank; ſorgfältig ihr Zimmer, wenn ſie nur einen Augenblick in die Küche ging. Faſt immer war ſie daheim; wenn ſie ausging, begehrte ſie iezt R's Begleitung. Was daher geſchehen ſolte, muſte gewaltſam, — noch mehr, es muſte, wenn nicht Gefahr oder Abſcheulichkeit ſich häufen ſolte, äußerſt bald geſchehen. Ein ſonderbares Zuſammenpaſſen von Umſtänden verlangte das Leztere. — Die Witwe hatte zwei weibliche Bediente; doch die Einrichtung mit beiden hatte Sparſamkeit getroffen. Eine erwachsne Perſon, beſtimt zur gröbern Arbeit,

kam

kam nur des Vormittags zu ihr. Ein zwölf oder dreizehnjähriges Mädchen vom Lande beſorgte die nöthigen Gänge, half des Nachmittags und des Nachts die Wohnung hüten; war aber grade damals auf eine Woche zu ihren Eltern in die Feiertage, wie ſie es nante, gegangen. Daß ſeine Verlobte ſie ſpäteſtens übermorgen zurück erwarte, und bis dahin des Nachmittags gröſtentheils allein ſei, wußte R. ſehr genau, und glaubte ſogar auch hierinnen — denn jedes Laſter, gros oder klein, iſt nah oder fern mit Aberglauben verſchwiſtert! — eine Aufmunterung des Geſchicks ſelbſt zu finden. Schon den kommenden Tag ſezt' er daher zur Vollbringung ſeines Vorhabens an. Noch ein paar mal bebte er bei dem Gedanken: Gewaltſam! — Gewaltſam gegen eine Perſon, die ſich bereits für deine künftige Gattin hält, und dich zu ihrem künftigen Erben erklärt hat! zurück. Noch einigemal rang ſein guter und ſein böſer Genius mit einander, und der Erſtere unterlag. Er traf alle Anſtalten,

die ihm nöthig ſchienen, mit Beſonnenheit. Er war des andern Morgens, als er die Witwe wieder beſuchte, freundlicher, ia faſt zärtlicher, als iemals. Er verſprach ihr, ehe ſie ihm noch drum bat, heute um drei Uhr wiederzukommen, und dann auf einen Spaziergang ſie zu begleiten. Die Arme freute ſich recht herzlich drüber, und wuſte nicht, daß in dieſem Augenblick ihr Todesurtheil geſprochen werde.

Zwar verſicherte R. ſpäter nachher unabläſſig: Noch hab' er damals an keinen Mord gedacht. Die Alte zu überraſchen, zu binden, und zu knebeln; dann, vielleicht vor ihren Augen, ienen Schrank zu plündern, wegzugehn und alle Thüren zu ſperren, — darinnen habe ſein ganzer Plan beſtanden. Kraft genug, ſie zu überwältigen, Geſchicklichkeit genug, alles Getöſe zu vermeiden, hab' er freilich ſich zugetraut. Nur ein unglückliches Ohngefähr habe ihm, kurz vorher, eh' er ſchon gehen wollen, ein Raſirmeſſer unter die Hände geführt, und blos auf den höchſten Nothfall,

blos wenn er durch ihr Rufen vielleicht in Gefahr kommen ſolte, hab' er es eingeſteckt. — Möglich, daß er wahr ſprach! Selbſt die Abweichung der That von ſeinem Vorſaz iſt kein ganz gültiger Beweis gegen iene Verſicherung. Rieſenmäßig und unglaublich ſchnell iſt der Wuchs des Laſters. Abſcheulich konte vielleicht auch R. iezt noch dasienige finden, was er einige Minuten ſpäter am leichteſten, und eben daher auch am thunlichſten fand. — Pünktlich um drei Uhr erſchien er. Die Witwe war grade vorm Spiegel mit ihrem Kopfpuz beſchäftigt. Auch dies vielleicht mochte kein bloßer Zufall seyn. Längſt aller übrigen Anſprüche auf Schönheit verluſtig, beſaß das Mütterchen noch einen einzigen Ueberreſt, der ſonſt auch ſelten in höhre Jahre dauert, — ein ſchönes braunes, langes, dichtes Haar. Oft hatte R. dieſen Vorzug an ihr gelobt; ſie war ſich deſſen um ſo mehr bewußt, da es ihr lezter war. Eitelkeit bleibt weiblicher Grundzug vom erſten Flügelkleide bis zur Bahre. Wohl möglich daher, daß

ſie auch iezt ihrem Bräutigam mit bloßem Haare um ſo lieber ſich zeigte. Wenigſtens nahm er es dafür; und erbot ſich ihr beim Friſiren zu helfen; ſehr gern war ſie es zufrieden. Indem er ihr Haar flocht, ſchlang er es unbemerkt um ſeine linke Hand. Raſch zog er das tödtliche Werkzeug aus der Taſche; noch raſcher riß er ihr Haupt rückwärts. Mit einem einzigen ſtarken Zuge ienes ſcharfen Meſſers war die Gurgel ihr durchſchnitten; röchelnd ſank ſie in ihrem Blute nieder. Bei dieſer dreifach ſchändlichen That war das Einzige minder ſchändliche: daß die Unglückliche von der Welt kam — ſie wußte und fühlte ſelbſt kaum: wie? Mit ihren Schlüſſeln öfnete er dann den Schrank. Das bewußte Fach ward bald gefunden und geleert. Auch ienes geprieſne Päcktchen von Dokumenten ſteckt' er, gleichſam zum Ueberflus, mit ein. Alles übrige verſchmähte er. Kaum zehn Minuten beſchäftigte ihn dieſes Bubenſtück. Sorgfältig verſchloß er dann Zimmer- und Saalthüren. In ſeiner

Wohnung wechſelte er raſch die Kleider. Ein Pferd ſtand ſchon geſattelt. Ein kleiner Mantelſack war ſchon gepackt. Eh es noch halb vier Uhr ſchlug, war N. bereits, unangehalten und unverdächtig, zum Thore hinaus; daß er dann ſein Roß wacker angrif, läßt ſich denken.

Ungeſtört blieb der Leichnam den Ueberreſt des Tages und die Nacht hindurch liegen. Ein paar Perſonen, die bei der Witwe zu thun hatten, gingen verdachtlos fort, da ſie die Thüre verſchloſſen fanden. Erſt am Morgen, als ihre ältre Bedienung kam, klopfte, keine Antwort erhielt, kein Leben drinnen ſpürte, fiel dies auf. Nachbarn kamen herbei. Man ſprengte die Thüre; man fand die Hausfrau in ihrem Blute; das Schrecken bei dieſem Anblick, der Verdacht, den man ſofort gegen den Bräutigam faßte, die Gewisheit, als man zu ihm eilte, ihn nirgends fand, von ſeinem Burſchen erfuhr, daß er ſchon ſeit geſtern Nachmittags fehle; auch bald drauf in ſeinem Gemach einen verſteckten Rock mit einigen Blutflecken

entdeckte, — alles dies ſind Folgen iener That, die ſich von ſelbſt ergeben. Wie ein Bliz durchfuhr das Gerücht dieſes Mordes die ganze Stadt. Wer es hörte, ſchauderte. Am meiſten trieben es natürlicher Weiſe die Verwandten der Ermordeten. Drei oder vier Geſchwiſter-Kinder waren ihre nächſten Erben. Noch hätten ſie ſich wohl über den Tod ihrer Muhme getröſtet; doch iener erbrochne Schrank machte ihren Schmerz um ein großes Theil ſtärker und — wahrer. Daß der Entwichne mit Steckbriefen aufs ſchnellſte zu verfolgen ſei, war kein Zweifel; ein deſto größerer: wo man ſolche zuerſt hinſenden ſolle? Troz aller Mühe erfuhr man von Rs Flucht keinen nähern Umſtand, als das Thor, zu welchem er herausgeritten war. Gleich vor demſelben ſpalteten ſich vier Wege. Ob er einen von ihnen, und welchen er ergriffen habe, blieb ungewiß. Kein Mittel alſo, außer nach allen Winden zugleich Boten auszuſenden.

Viel Zeit ging über dieſer Ungewiß-heit verloren. Daß der Mörder indeß einen großen Vorſprung gewonnen, glaubten alle; daß man ihm doch irgendwo auf die Spur kommen werde, hofte man ebenfalls. Vergebens! Keine Verwendung an Obrigkeiten, keine Beſchreibung in öffentlichen Blättern, auch keine im Entdeckungsfall verſprochne Belohnung fruchteten. Auf ein bloßes Gerücht, daß er ſeinen Weg nach Schafhauſen zu genommen, blieb faſt kein Winkel der Schweiz undurchſpäht; ſogar in einem von Graubündens rauhſten Thälern glaubte man in der Klauſe eines Waldbruders ihn zu entdecken, und — irrte ſich. Fünf Jahre verfloſſen. R's Name und Frevelthat kam endlich ganz in Vergeſſenheit. Wenn man ia noch zuweilen von ihm ſprach, geſchah es mit dem Beiſaz: daß er nach Weſt- oder Oſtindien gegangen ſeyn müſſe. Manche Menſchen, die über alles genauere Nachricht zu haben pflegen, verſicherten: daß man ihn zu Batavia geſehen habe.

Eine groſse Unwahrheit! Denn kaum vierzig Meilen weit von ſeiner Vaterſtadt lebte R. dieſe ganze Zeit hindurch; war Bürger eines andern Staats, Hausbeſizzer, Ehmann, Vater, Genoſſe einer nicht unbeträchtlichen Handlung, und zwar alles dieſes auf die ehrlichſte Weiſe von der Welt geworden. Sonderbar genug klingt das, und ging doch ſehr einfach zu! — Nicht nach der Schweiz, nach Paris hatte R. ſich flüchten wollen. In dem Getümmel dieſer groſsen Stadt, hofte er, ſolte ſeine Wenigkeit ganz unbemerkt ſich verſtecken. Von da aus, wofern es ihm nicht gefalle, nach England, von England nach Amerika überzugehn, lag noch im Hintergrund ſeines Herzens. Ganz ohne Anſtoſs war er bis Strasburg gekommen. Jener fremde Name, ein beſcheidnes Reiſekleid, die Sorgfalt nirgends mit Gelde zu prahlen, ein geſtuztes, mit vieler Vorſicht geſchwärztes Haar, — mehr als alles dies eine unbefangne ruhige Miene, und eine Gleichgültigkeit, die nirgends

ſich verſteckte, nirgends übertrieben eilte, hatte ihn überall verdachtfrei erhalten. Sein Pferd hatte er zeitig an einen Juden verkauft, der ihm unterwegens aufſtieß, und nach Niederſachſen zuſteuerte. Lohnkutſcher, für einen Flüchtling ein ſo unpaſſendes Fuhrwerk, hatten ihn weiter gebracht. Schon ſtand ſein Name, ſeine Geſchichte und ſein Steckbrief in öffentlichen Blättern; doch nirgends verglich man dieſe Beſchreibung mit ſeiner Perſon. — In Strasburg gedacht' er zwei Tage lang auszuruhen und dann mit der Diligence weiter zu reiſen. An der Gaſttafel, wo er ſpeißte, brachte gleich den erſten Abend ein Ohngefähr das Geſpräch auf die Pariſer Polizei. Zwei Reiſende, die von dorther kamen, und Luſt an Vergrößerungen hatten, ſchilderten ſolche als allwiſſend, und ſezten ſie noch weit über iene zu Venedig. R. gab einen ſtummen, aber ſehr aufmerkſamen Zuhörer ab; iene Allwiſſenheit gefiel ihm übel. Eine leicht begreifliche Furcht erwachte; ein Theil der Nacht verging ihm ſchlaflos. — Am

andern Morgen verſchafte ihm ein zweites Ohngefähr die Bekantſchaft eines Kaufmanns aus H**, einem kleinen Landſtädtchen, ohngefähr vier Meilen von Strasburg. Es war ein Franzoſe von Geburt, ſchon etwas beiahrt, doch noch munter. »Er habe, erzählte er, vor wenigen Tagen einen Buchhalter, der ſeine rechte Hand geweſen, durch einen Steckflus verloren, und ſuche einen andern, der aber ein Teutſcher, Proteſtant und erfahrner Menſch ſeyn müſſe. Das Städtchen, wo er lebe, ſei freilich klein, und gleichſam in einem Erdwinkel verſteckt, doch ſeine Handlung nicht unbeträchtlich.« — R. horchte auf. Jene allwiſſende Polizei von geſtern, und dieſes verſteckte Landſtädtchen ſchienen ihm abermals — (wir wiſſen ſchon, daß er abergläubiſch war,) Warnungen ſeines Schuzgeiſtes zu ſeyn. Er hofte hier auf einige Zeit Sicherheit vor aller Nachſtellung und überdies Gelegenheit zu finden, ſich im Franzöſiſchen zu vervollkommen; was er zwar verſtand und

ſchrieb, doch nicht ganz fertig ſprach. Er trug ſich daher dem Kaufmann von weiten an. Schon hatte dieſer im Geſpräch geſpürt: daß R. Handlungskentniſſe beſizze. Mit Freuden ſchlug er ein; noch den Abend reiſten ſie zuſammen ab.

R. war gewiß Willens nur wenige Monate in H** zu verbleiben. Aber er fand das Oertchen ſo reinlich und nett, die Gegend umher ſo romantiſch, unter dem kleinen Kreis neuer Bekannten einige ſo angenehm, ſeinen alten Herrn ſo gut, ſeine Handlungsgeſchäfte (wovon ein großer Theil in Unterſchleifswaaren beſtand) ſo leicht und doch nicht unbedeutend, daß es ihm weit beſſer gefiel, als er im Anfang ſelbſt vermuthet hatte. Ein gewiſſes ſtilles Leben kan uns bald zur Gewohnheit werden. Der Wurm in R's Seele, die Furcht beim Ausflug in die weite Welt entdeckt zu werden, nagte fort. Er blieb daher anderthalb Jahre hier, ohne ſich nur zu rühren. Als er dann Miene machte, ſeinen Stab wei-

ter fortzuſezzen, redete ihm ſein Herr, deſſen Vertrauen er ſich ganz erworben hatte, ſo lange zu, bis er noch ſechs Monate hier zu bleiben verſprach. — »Ich weiß ein Mittel, ſagte der Alte lachend, wo ihr vielleicht auch den ſiebenten Monat ungebeten zugebt!« — R. verſtand ihn nicht. Doch am Schluſſe des halben Jahres nahm ſein Herr ſeine einzige, bisher in Strasburg erzogne Tochter wieder zu ſich; ein Mädchen von ſechszehn Jahren, von munterm Geiſte und reizender Bildung. Nicht vierzehn Tage befand ſie ſich im väterlichen Hauſe und in dem für ſie einſamen Städtchen, ſo war ſie in R. und R. in ſie verliebt. Sogar die Schwermuth ſeiner Miene gefiel ihr, denn ſie hielt ſich ſelbſt für den Grund derſelben. Ihre wechſelſeitige Neigung entging dem Blicke des Vaters nicht; nur wolte er einige Zeit hindurch ſie nicht ſehen. Als er einſt beide in zärtlichſter, doch ſchuldloſer Unterhaltung überraſchte, rief er den iungen Mann in ſein Kabinet; fragt' ihn erſt lächelnd: Warum er noch an kein Weggehn

gedenke? und dann ernſthaft: ob er gar kein eignes Vermögen beſizze? Sorgfältig hatte R. bisher ſeinen ſo ſchändlich erworbnen Schaz verborgen. Auch iezt geſtand er nur einen Theil deſſelben. »Fünfhundert Dukaten, ſagt' er, beſizze er baar; noch tauſend könne er in ſeiner Heimath heben, wann und wie er wolle.« Der Alte hatte ſich wenig, oder gar nichts vermuthet. Mit treuherzigem Tone ſchmälte er: daß R. iene Summe, die er vorwieß, ſo lange ungenüzt bei ſich führe; glaubt' ihm das Uebrige aufs Wort; bot ihm förmlich die Hand ſeiner Tochter und den Eintritt in ſeine Handlung an. Freudig grif R. nach dieſem Erbieten. Noch d e n Abend war Verlobung; vier Wochen drauf Hochzeit.

Ueber drei Jahre lebte R. in dieſer Ehe; zwei Kinder wurden ihm geboren. Ein eignes Haus erkauft' er ſich. Seine Frau fuhr fort, ihn zu lieben; bei ſeinen Mitbürgern ſtand er in Achtung; nicht ein Schatten von Verdacht traf ſeinen moraliſchen Werth. Er ſchien glücklich. Eine gewiße düſtre Laune,

die man zuweilen an ihm ſpürte, ward Hypochonder genant, und ſeiner übertriebnen Häuslichkeit zugeſchrieben. Würklich war er in den fünf Jahren ſeines Daſeins erſt zweimal auf einige Stunden, Handlungsſachen halber, nach Strasburg gereiſt, ſonſt nirgends nur zwei Meilen weit in der Gegend umher gekommen. Seine iunge Frau hatte ihn oft zu kleinen Reiſen und auch zu einer größern nach Paris aufgemuntert. Jeden Wunſch gewährte er ihr ſonſt; nur gegen dieſen hatt' er immer Ausflüchte. Sein Weigern galt freilich für Eigenſinn, doch auch für den einzigen, den man an ihm wahrnahm. — Im ſechſten Jahre ſtarb ein alter Handlungsfreund zu Coblènz. Bei ſeinem Tode zeigten ſich anſehnliche Schulden. R's Schwiegervater, ſchon lange im Verkehr mit ihm, lief Gefahr ſiebentauſend Livres zu verlieren. Schnelle Vorkehrung konte ſie noch retten. Aber vorſichtig wolte das Geſchäfte getrieben ſeyn; denn hier und dort war die Rede größtentheils von Kontrebandwaaren.

Der Alte ſelbſt konte Kränklichkeit halber nicht reiſen; der Auftrag kam daher an R. Ungern ging er dran; ihn abzulehnen ſah er keinen Vorwand. Da überdies Coblenz von N—g faſt noch ein paar Meilen weiter als Strasburg lag; da R. nur wenige Tage dort zu verweilen gedachte; da er hofte: ein ſo langer Zwiſchenraum werde doch wohl auch manchen Zug ſeines Geſichts geändert, ihn ſelbſt und ſeine That aus manchem Gedächtnis gebracht haben; da er ſich nicht entſann, iemals mit einem Coblenzer nur umgegangen zu ſeyn; und da er endlich als ein Elſaßer Kaufmann unter fremden Namen hinkam, ſo glaubt' er ſelbſt wenig oder nichts zu wagen, und — reiſte. Seine Frau begleitete ihn.

Nicht neu, aber grade durch ihr Alter deſto bewährter iſt die Bemerkung: daß iene höhre Vergeltung, wenn ſie ſich lange nachſichtsvoll gegen den Schuldigen betrug, deſto ſicherer beim endlichen Schlage ihn trift; und daß bei einer lange verzögerten Entdeckung die

kleinſten Umſtände dann genauer, wie die Räder einer Uhr, zuſammenpaſſen. Auch R. ſolte nun dieſe traurige Erfahrung machen. — Glücklich und ſchnell genug war ſein Geſchäfte zu Coblenz vollendet; den nächſten Morgen ſolte ſeine Abreiſe ſchon wieder vor ſich gehen. Blos die Einladung eines Kaufmanns, der vor der Stadt ein ſchönes Landhaus beſaß, machte, daß R. noch einen Tag zugab; ia, auch dies that er nicht aus eigner Neigung, ſondern aus Gefälligkeit gegen ſeine Gattin. Gegen Mittag fuhren ſie auf dieſes Landhaus; die Geſellſchaft, die ſie da fanden, war nicht groß, aber, ſonderbar genug, unter derſelben befand ſich der einzige Menſch, der in ganz Coblenz für R. gefährlich werden konte, ia faſt werden mußte. Sievald hieß er, ein iunger, artiger, erſt angehender, kaum vor vier Wochen aus England zurückgekehrter Wechſelherr, und Anbeter von der Tochter im Hauſe. Von ſeinem ganzen Leben und Weben wußte R. kein Jota; iener von dem Lezteren nur alzuviel.

Dem

Dem Hauſe, wo die Witwe zu N—g ermordet ward, ſchief gegenüber, wohnte ein reicher Banquier von ausgebreiteter Achtung; verſchiedne Jünglinge aus der Fremde befanden und bildeten ſich auf ſeiner Wechſelſtube; unter ihnen war grade damals auch Siebald. Schon längſt kante er R. von Anſehn; oft hatt' er ihn neben der Witwe am Fenſter, nicht ſelten Arm am Arm mit ihr auf der Straße erblickt; ſtets ſich im Herzen über dieſes ungleiche Paar geärgert. Noch mehr, einer ſeiner beſten Freunde in N—g war ein naher Vetter und einer von den muthmaslichen Erben der Witwe. Oft genug hatte ſich dieſer im Geſpräche mit ihm über R. beklagt. Anfangs, daß er ienes gehofte Vermögen ihm wegheirathen wolle, und dann, daß er es größtentheils geſtolen habe. Oft hatte ihn Siebald deshalb, ſo gut er konte, getröſtet; hatte ihm, als er von N—g weg auf Reiſen ging, noch mit Hand und Mund verſprochen, wenn er irgendwo von dem Mörder und Räuber etwas höre oder ſehe, es ihm

ſofort zu melden. Daß er nie glaubte, in dieſen Fall zu kommen, kan man leicht denken; doch war ihm durch Zufälligkeiten dieſer Art N's Bildnis tiefer, als er ſelbſt es wußte, ins Gedächtnis geprägt.

Um ſo mehr, wiewohl noch unmerklich, ſtuzte er beim Anblick dieſes angeblichen Elſaſſers; wußte zwar in der erſten Minute noch nicht, wohin er mit dieſer Aehnlichkeit rathen ſolte? beſann ſich aber bald; ſtrafte ſich eben ſobald ſelbſt eines Irthums; kam wieder auf ſeinen Argwohn zurück; ward mit jeder Sekunde immer beſtärkter in ihm. Abſichtlich ſucht' er bei der Tafel neben der Gattin des Fremden zu kommen; hofte im Geſpräch mit ihr einiges zu erfahren, was ſeine Muthmaßung entweder beſtätige oder widerlege; und erfuhr — alles. Das gute Weibchen war eine Franzöſin, mithin geſprächig. Kaum hatte Siebald, gleichſam verlohren, bemerkt, daß er nach dem Dialekt ihres Mannes kaum auf einen Elſaſſer gerathen haben würde, ſo verſicherte ſie ihm: daß er al-

lerdings keiner, ſondern ein Schleſier von Geburt ſei; daß er erſt ſeit fünf Jahren in Elſas lebe, und daß blos Liebe zu ihr ihn feſtgehalten habe. Auch von ſeinem Hange zur Schwermuth, von der Mühe, die es gekoſtet, ihn hieher zu bringen, von ihrer Freude, daß er noch einen Tag zugegeben habe, — von allen dem ſprach ſie in ihrer Unſchuld; und dachte gewiß an nichts weniger, als daß ſie iezt die Anklägerin eines geliebten Gatten mache. Mit iedem Worte faſt ward Siebald überzeugter, daß ſein Verdacht Wahrheit ſei. Selbſt ienes Lehmanns, der, ein Schleſier von Geburt, in R's Hauſe geſtorben ſei, entſann er ſich. Aller übriger Zuſammenhang dämmerte vor den Augen ſeines Geiſtes.

Was ihm hier zu thun obliege, dünkte ihm gar nicht zweifelhaft. Zwar dauerte ihm ein paar Minuten lang die iunge, heitre, gewiß ſchuldloſe Frau; doch ein Gedank' an ſeinen Freund, an ſein eignes Verſprechen, und an die Abſcheulichkeit ienes

Mordes erſtickte alles Mitleid. Schon wolte er ienen nichtswürdigen Heuchler (denn dafür hielt er ihn) ein paarmal durch die Frage: Ob er nie in N—g geweſen ſei? ängſtigen. Aus Beſorgnis: es könne doch eine noch zu frühe Warnung abgeben, hielt er ſie wieder zurück. Gleich nach der Tafel zog er den Hausherrn in ein andres Gemach, und entdeckte ihm alles. Dieſer ſtaunte, glaubte nicht, widerſprach. Siebalds Ueberzeugung wankte keineswegs. Den gutgemeinten Rath: ſelbſt dann zu ſchweigen, wenn ſeine Vermuthung gegründet ſeyn ſolte, verwarf er als gewiſſenswidrig. Daß der Fremde wenigſtens in dem Hauſe, wo er ſich befand, verſchont bleibe; — war alles, was er einging. Ohne Rückkehr zur Geſellſchaft eilt' er nach der Stadt; ſuchte den Bürgermeiſter auf, der dies Jahr die Regierung hatte, und verlangte einen Verhaftsbefehl gegen den Verbrecher.

Auch dieſer ſtuzte bei der Erzälung: Auch dieſer widerrieth es dem iungen feurigen Mann, ſich in einen Handel zu miſchen, wo kein Vor-

theil auf einer, mancher Verdrus auf der andern Seite ſeiner warten dürfte. »Er könne »ja, meinte der Konſul, dem Rathe zu N—g »und ſeinem Freunde melden, was er entdeckt; »könne es ihnen überlaſſen, die Sache zu ver»folgen. Wo Inkulpat ſein Domicilium und »ſedem fixam habe, wiße man nun. Ihn »hier zu verhaften, ſei um ſo bedenklicher, als »er ſchon ſeit mehrern Jahren franzöſiſcher Un»terthan geworden wäre.« — Siebald blieb bei ſeinem Kopfe. »Daß man hier des Ver»brechers habhaft werden könne,« ſagt' er, »ſei gewiß; ungewiß, ob er es nicht im Ver»folg merken und entfliehen dürfte. Im El»ſaß verhaftet, werde er nach dortigen Ge»ſezzen gerichtet, und der Unkoſten dabei viel»leicht ſo viele gemacht werden, daß von dem »geſtohlnen Gelde den Erben wenig oder »nichts verbleibe. Aber auf fremden Boden »ergriffen, könne er nach N—g ausgeliefert »und da geſtraft werden, wo er ſündigte. Für »alle hieſige Unkoſten ſei er (Siebald) Bürge.

»Allen Verdrus nehm' er über ſich. Selbſt »auf der Verhaftung beſteh' er nur dann, »wenn der angebliche Lehmann bei erſter ernſt»licher Anrede ſich ſelbſt verrathe, oder ver»dächtig mache.« — Auf dieſe Bedingung erhielt eine gerichtliche Wache Befehl, Siebalden von weitem zu folgen, und zu thun, was er ihr heißen werde. Mit einem ſeiner Freunde, nach welchem er geſchickt hatte, traf er gehörige Abrede; dann eilten ſie nach dem Gaſthof und erwarteten R., der bald drauf von ienem Landhauſe zurückkam. Unterm Vorwand, daß iemand nach ihm gefragt, ward er ins Billiardzimmer gerufen. Gleich beim Eintritt in daſſelbige kam ihm Siebald mit den Worten entgegen: »Aber warum, »Herr R. verleugnen Sie Ihren wahren Na»men?« Ueberraſcht und erſchrocken bebte er zuſammen. Indem er verſuchen wolte zu antworten, klopft' ihn von hintenzu Siebalds Freund mit der ſchrecklichen Frage auf die Achſel: »Und wie konteſt du wagen noch in

»Teutſchland zu erſcheinen, nach iener gräs-»lichen That, die du zu N—g verübteſt?« — »Ich bin verrathen! Gott!« rief R. und ſank bewußtlos zu Boden. Als er wieder zu ſich kam, befand er ſich ſchon in den Händen der Gerichte. Daß er derienige ſei, den Siebald genannt habe; daß der Name Lehmann ein erdichteter ſei; daß er eines Mordes halber die Flucht ergriffen habe; alles das geſtand er noch dieſen Abend. — Der Jammer ſeiner iungen Frau, die anfangs nicht begrif, was dies bedeute; dann nicht glauben wolte, was man ihr ſagte; endlich, als ſie es glauben mußte, die bitterſten Vorwürfe nicht ihm, ſondern ſich ſelbſt zuerſt machte, überſteigt iede Beſchreibung.

Gerichtliche Anzeigen von dieſer Verhaftung und dem Geſtändnis des Verhafteten ergingen ſofort nach N—g und nach Elſas. Das Erſtaunen hier und dort war gleich groß; von beiden Seiten verlangte man ſeine Auslieferung; von N—giſcher Seite im Ernſte,

von Elſaſſiſcher wenigſtens zum Scheine; denn das erſte, ältere Recht iener Regierung auf den Verbrecher war wohl unleugbar. Bald wich daher auch dieſer Widerſpruch. R. wurde in Ketten und Banden nach ſeiner Vaterſtadt abgeführt. — In einem Stücke hatte man doch bei dieſem Verfahren merklich gefehlt! Hätte man R. gleich bei ſeiner Verhaftung genau verhört; über alle Umſtände ſeiner That pünktlich befragt, haarklein würde er damals alles geſtanden, und alles noch unbekante ſelbſt angezeigt haben. Doch ienes Verhör war nur ein ſogenanntes vorläufiges geweſen. Sobald er geſtanden, daß er R. heiße, aus N — g gebürtig, wegen Ermordung iener Witwe flüchtig, und Entwender von einem anſehnlichen Theil ihres Vermögens ſei; ſobald hatte man abgebrochen; hatte geglaubt, man wiſſe nun genug; das weitere werde man ſchon Zeit genug zu N — g ſelbſt ihm abfragen. Einige Wochen waren ſeitdem mit Schreibereien hin und her nuzlos zugebracht worden. In ſei-

nem einſamen Kerker hatte R. Zeit gehabt, von ſeiner erſten Beſtürzung ſich zu ſammeln. Daß ein ſchmählicher Tod ſeiner warte, mußt' er vorausſehn. Die Liebe zum Leben erwachte; mit ihr die Hofnung, ſich doch wohl noch retten zu können. Er überdachte vielfach und ſorgfältig alles, was und wie er es geſtanden habe, und ſah doch noch eine Möglichkeit, wenigſtens die größre Hälfte ſeines Verbrechens von ſich abzuwälzen. Gleich beim erſten Verhöre in N—g leugnete er mit dreiſter Stirne den Mord. Die Gerichten ſtuzten. Sein Mährchen klang folgendermaßen.

„Er läugne nicht, was er auch zu Coblenz ſchon geſtanden, daß er wegen Ermordung ſeiner Braut ſich geflüchtet habe; aber man thue ihm gewaltig Unrecht, wenn man glaube: er ſelbſt hätte dieſen Frevel begangen. Er ſei an ienem Nachmittage allerdings von der Witwe zum Beſuch eingeladen worden, ſei hingegangen, habe ſie allein zu finden vermuthet. Um ſo mehr ſei er erſchrocken, als er

nicht nur ihre Zimmerthüre offen, ſondern auch ſie ſelbſt auf den Boden hingeſtreckt, in ihrem Blute ſchwimmend getroffen habe. Indem er ſofort zu ihr hingeeilt, hab' er noch einiges Leben in ihr verſpürt, habe ſie aufzurichten verſucht; hab' ihr zugerufen: Wer dieſes gethan? — Würklich hätte ſie noch einmal die Augen aufgeſchlagen; mühſam die Worte: Räuber! Mörder! dreie zugleich! herausge-ſtoßen; aber auch gleich drauf ihren Geiſt aus-gehaucht. Jezt erſt hab' er ſeine Blicke im Zimmer rund herum gekehrt, und geſehn, daß auch ein Schrank aufgeſprengt worden ſei. Angſtvoll hab' er zu den Nachbarn eilen, und ſie um Hülfe, um Nachforſchung der Räuber, die hier ſo gräslich gewirthſchaftet, anrufen wollen; doch ſchon auf der Treppe hab' ihn pfeil-ſchnell der Gedanke ergriffen: Gott, wenn du ſelbſt für ihren Mörder gölteſt! Ein Blick auf ſich ſelbſt habe dieſe Beſorgnis verſtärkt. Hier und da ſei ſein Gewand mit Blut befleckt geweſen. Sehr natürlich bei der Mühe, die

er zu ihrer Aufhelfung verwandt, und doch ſehr verdächtig dem erſten Anſchein nach! — Eine unbeſchreibliche Angſt habe ihn ins Zimmer gleichſam zurückgeſtoßen. Daß es einen ſchweren Handel für ihn ſelbſt veranlaſſen könne, ſei ihm mit ieder Sekunde augenſcheinlicher geworden. Keinen Zeugen ſeiner Unſchuld hätt' er gehabt; für das beſte, vielleicht einzige Mittel der Rettung hab' er eine augenblickliche Flucht gehalten. Daß ihm dieſe noch verdächtiger machen werde, ſei ihn zwar auch eingefallen, doch hab' er es noch für möglich gehalten, aus einem fernen ſichern Orte ſeine Vertheidigung einzuſenden. Schon im Begrif von dannen zu gehen, habe er auf ienen aufgeſprengten Schrank noch einmal ſein Auge geworfen, und nicht gezweifelt, daß ſolcher geplündert ſeyn werde; da er aber gewußt, daß in einem verborgnen Fache deſſelben die Witwe ihren heimlichen Schaz, wie ſie ihn ſelbſt genant, zu verwahren pflege, hab' ihn raſch noch die unſeelige Neugier angewan-

delt, nachzuſehn: ob auch dieſes Fach von den Räubern entdeckt worden wäre? Er habe gefunden: nein! habe den Geldbeutel aus ſolchem zu ſich geſteckt, unwiſſend, ob er mit Gold oder Silber gefüllt ſei. — Sträflich ſcheine allerdings dieſer Schritt. Aber in ſeiner Lage; genöthigt von Haus und Hof zu fliehen; grade in ſeiner Kaſſe kaum hundert Gulden reich; beraubt einer ſo ſchönen Hofnung; ungewiß, wohin er fliehen und ſich verbergen ſolle, — ſei er auch hier vielleicht kein eigentlicher Räuber zu nennen. Wie er nach Hauſe, aufs Pferd, und aus der Stadt hinausgekommen — dies alles ſchwebe nur noch wie ein Traum ihm vor. Denn überhaupt erſt drei oder vier Meilen von N — g wäre er wieder ſeiner Beſinnungskraft völlig mächtig geworden: habe nun erſt eingeſehen, wie ſehr er in Allem gegen ſich ſelbſt gehandelt und doch auch jede Rückkehr nun für unmöglich gehalten. Die Steckbriefe in allen öffentlichen Blättern, die gräsliche Schilderung, die er von ſeinem

angeblichen Morde in zwanzig Zeitungen geleſen, das Unvermögen ſich gebührend zu rechtfertigen, — dies habe ihn endlich zu dem Entſchlus gedrängt, den Namen zu behalten, den er angenommen, und ſeinen vorigen einer unverdienten Schmach zu überlaſſen.«

Ein Geſchichtgen dieſer Art war freilich nicht vermögend, die Gerichten zu täuſchen; auch behandelten ſie es anfangs blos mit Verachtung; hoften den Erzäler deſſelben bald in weiterm Verhöre durch Fragen und Einwürfe zu verſtricken. Sie irrten. N hatte, was er geſagt, vollkommen durchdacht: er widerſprach ſich nie; ſchweifte im drei- vierfachen Verhör nie über die ſich ſelbſt geſteckten Grenzen; geſtand ſelbſt die Unwahrſcheinlichkeit ſeines Vorgebens, und beharrte doch feſt auf ſeiner Wahrheit; berief ſich auf nichts, als ſein eignes Gewiſſen, und (zuweilen nur) auf die Schuldloſigkeit ſeines ganzen Lebens, vor der Flucht ſowohl als auch im Hauſe ſeines Schwiegervaters. Dieſes leztre war Wahrheit, aber kein Beweis gegen die That, und für ſeine

Entſchuldigung. Ein andrer Umſtand ſchien es wenigſtens einigermaßen zu ſeyn. Rs. Haus zu H** war, ſobald man ſeine Verhaftung zu Coblenz erfuhr, gerichtlich durchſucht, ſein Vermögen in Beſchlag genommen, ſeine Papiere verſiegelt worden; noch einiges baare Geld hatte man gefunden, aber von den Juweelen der Witwe kein Steingen, von ihren Dokumenten kein Blättgen. Als man R. deshalb befragte, ſpielte er den ganz Unwiſſenden, ſogar den Erſtaunten. — „Er wiſſe, ſagte er, weder von Schmuck noch von Dokumenten etwas. Es ſei dies ein Beweis mehr, daß ganz andre Räuber als er bei der Witwe eingebrochen ſeyn müſten. Nach ſeinem Tode vielleicht werde man die wahrhaften Verbrecher entdecken; er, und wenn er heute ſterben ſolle, könne blos mit ſeiner Unſchuld ſich tröſten.“ — Alles Zureden, mild und ſcharf, blieb fruchtlos. Die Akten wurden verſchickt. Der Ausſpruch der Fakultät war, wie man vorausſehn konte: Peinliche Frage, da Inquiſit ſich ſo höch-

lich gravirt befindet! — R. bebte allerdings, als er zuerſt in die Folterkammer gebracht wurde; aber die Folter ſelbſt ſtand er mit aller nur möglichen, man kan wohl ſagen, mehr als männlichen Standhaftigkeit aus. Zweimal ward er gemartert; zweimal blieb er auf ſeiner erſten Ausſage.

Welche mannichfache, ſich widerſprechende Empfindungen und Aeußerungen eine Geſchichte, wie dieſe war, in N—g erzeugen mußte, läßt ſich leicht ermeſſen. Alle hatten ſich anfangs gewundert, als man die Verhaftung des faſt vergeßnen R's erfuhr; alle verabſcheuten gleichſam von neuem ſeine ehmals begangne That; aller Unwillen ſtieg noch, als R. mit ſo dreiſter Unwahrheit — denn daß ſeine Ausflucht Unwahrheit ſei, zweifelte Niemand! — die Gerechtigkeit zu täuſchen ſuchte. Aber ſchon ſpalteten ſich die Stimmen, als man hörte, daß er gefoltert werden ſolle; ſpalteten ſich noch mehr, als man vernahm: mit welcher Entſchloſſenheit er dieſer Folter

trozze. Gegen den Gequälten wird, ſelbſt wenn wir ihn für ſchuldig halten, ſo leichtlich unſer Mitleid rege; und geht noch leichter zur Bewunderung über, wenn wir hören, daß ſein heroiſcher Muth ſelbſt in den Qualen ſich nicht beugt! — Bald erblickten nun einige in N. einen Menſchen, dem — doch vielleicht Unrecht geſchähe; bald ſahen noch mehrere in ihm einen Unglücklichen, der für ein raſchbegangnes Laſter nun ſchon genug abgebüßt habe; und nur einige wenige betrachteten ſeine Feſtigkeit ſelbſt als — einen Troz, der ſein Verbrechen vergrößre.

Zu dieſer leztern Zahl gehörten ſehr natürlich die Erben der Ermordeten. Jene anfängliche Hofnung ihr Geraubtes wieder zu erhalten, ſchwand altäglich mehr und mehr zuſammen. Schon weit — weit über Jahr und Tag, ſaß der Verhaftete. Das bei ihm gefundne Geld fraßen die Gerichtskoſten; zu mehrern bekante er ſich nicht. Daß er höchſtens noch einmal gefoltert, und wenn er dies überſtehe, zu zehniähriger

riger Zuchthausſtrafe verurtheilt werden dürfe, war allgemeiner Glaube. — Dies tröſtete freilich iene Beraubten ſehr ſchlecht. Schon wuſten ſie Siebalden für ſeine Entdeckung wenig Dank. Ein unerwarteter Umſtand änderte wieder alles. Noch einmal ward ein Mann, den R. in ſeinem ganzen Leben mit keinem Worte beleidigt, mit keinem Blicke gekränkt, durch iene That um keinen Heller verkürzt, und bisher kaum dem Namen nach gekant hatte, für den Unglücklichen gefährlicher, als alle Verwandte der Witwe, und alle mögliche Gerichte.

In N**g lebte damals ein Rechtsgelehrter D. Falk mit Namen; ein Menſch von derienigen Klaſſe, deren Element — Unruh iſt. Je verwickelter eine Sache war, um deſto lieber übernahm er ſie; von iedem Geſchäfte, welches er einmal übernommen, ging er nicht leicht, bevor er es durchgeſezt hatte, wieder ab; auch war ſein Weg dabei ſelten der gewöhnliche. In Geſellſchaften war er munter, doch ſtritt er gern; war

oft in ſeinen Behauptungen raſch und dreiſt, und nahm ſie doch nie zurück. Mit dem Vater des unglücklichen R. war er ziemlich gut bekant geweſen; um den Handel des Sohnes hatte er ſich wenig oder nichts bekümmert. Eben weil man überall ſo viel drüber ſprach, hielt er es keines Wortes werth. Erſt iezt, als er an einer großen Tafel mit dem Stadtrichter von N—g zuſammen kam, als dieſer viel von der unſäglichen Mühe ſprach, welche ihm R. ſchon gemacht habe, und von der völligen Unmöglichkeit dieſen verſchmizten Sünder zum Geſtändnis zu bringen, da übereilte D. Falken ſeine gewöhnliche Hizze, und er behauptete: »Noch halt' er dieſen Inquiſiten für keinen verſchmizten Böſewicht, »ſondern nur für einen etwas ſtandhaf»ten iungen Mann; und ſonderbar müſſe »es zugehn, daß man einen ſolchen nicht, »auch ohne Tortur, zur Beichte bringen »ſolte, wenn man anders nur ſeine Sache »geſcheut anzufangen wiſſe.« Dem Herrn Stadtrichter verdros dieſe Behauptung, und

mehr noch die angefügte Beſchränkung. Er redete in ſeiner Antwort mancherlei von Menſchen, die alles könten, alles nur mit dem Munde möglich fänden; und foderte zulezt den Doktor geradezu auf, ſeine beſſere Einſicht zu beweiſen, mit dem Verſprechen: daß ein Hochweiſer Rath ihm allen nur möglichen Vorſchub leiſten werde. Falke, der ſich beim Worte gehalten ſah, ſchlug ein; nur auf vierzehn Tage oder drei Wochen bedingte er ſich eine ſcheinbare Ruhe, um indeß ſeine Anſtalten zu treffen.

Noch dieſen Abend ſchrieb Falk nach H*, jenem Oertgen, wo R. fünf Jahre ſo verſteckt zugebracht hatte, und erkundigte ſich bei mehrern Perſonen zugleich: ob man während dieſes Aufenthalts gar keine Lieblingsneigung an dem Jeztverhafteten wahrgenommen habe? Die einſtimmige Antwort war: »Keine! Immer habe er ſich hier als der ſtillſte, ordentlichſte, vorwurffreieſte Menſch bewieſen; daß er zuweilen mit einigen Bekanten ein Glas Rheinwein gern getrunken habe, könne man keine Lieblingsnei-

gung nennen. Berauſcht habe man ihn nie geſehn.« — Falk wußte nun genug. Schon vorher hatte er um Erlaubnis gebeten, mit dem Gefangnen ein paarmal, wiewohl noch ſtets in des Kerkermeiſters Gegenwart, ſprechen zu dürfen. Einige Umſtände, die väterliche Handlung betreffend, waren zum Vorwand genommen worden. Willig hatte R. auf dieſe Fragen Beſcheid ertheilt, D. Falk hingegen ihm Mitleid mit ſeinem Zuſtand bezeigt, und es ſogar auf eine freundliche Art bedauert, daß er nicht zum Vertheidiger erwält worden ſei. So waren ſie wieder von einander geſchieden, und der Unglückliche hatte iezt, — nach faſt zwei Jahren zum erſtenmale! — wieder eine Sprache gehört, die ihm fremd geworden war; die Sprache der Bedaurung! Sie that ihm wohl; doch hätt' er Menſchenkentnis genug gehabt, ihr iezt noch nicht zu trauen. — In einigen Tagen kam Falk wieder und leiſtete R. einen würklichen Dienſt. Er hatte es ihm ausgewürkt, in einem beſſern Gemache, als ſein bisheriges

feuchtes war, aufbehalten zu werden. Unter der Erde hatte R. nun ſchon bis im zwanzigſten Monat geſchmachtet; ſein iezziges Gemach war gleich neben den Zimmern des Kerkermeiſters ſelbſt, und hatte Tageslicht, obſchon durch dicht vergitterte Fenſter. R. dankte ſeinem Wohlthäter von ganzer Seele. Als ihn derſelbe beim Weggehn fragte: Ob er vielleicht nach irgend einer Erquickung ſehr verlange? als er im voraus verſprach, ihm ſolche, wo immer möglich, zu verſchaffen, — da ſtockte R. ein wenig, und geſtand dann: »Wenn er, auf ſeinem Stroh hingeſtreckt, oft ſeines Jammers kein Ende ſähe, hab' er zuweilen gewünſcht, nur mit einigen Tropfen des geringſten Weines ſich Stärkung zu verſchaffen.« — »Sie ſollen deſſen eine Flaſche, und nicht vom »geringſten haben!« fiel ihm Falk in die Rede. »Doch muß ich ihnen ſolchen ſelbſt überbringen; »und das kan erſt in drei oder vier Tagen ge»ſchehn, denn auf ſo lange verreiſ' ich heute »noch.« — Nicht ohne Urſache nahm er die-

ſen Aufſchub. Er wolte durch übereilte Gefälligkeit N's Verdacht nicht erwecken; er wolt' ihm auch Zeit gönnen, ſich wieder an ſein beßres Gemach zu gewöhnen.

Mit Anbruch des vierten Abends kam Falk, in ieder Taſche ſeines Ueberrocks eine Flaſche des treflichſten Rheinweins; auch ein paar Speiſen, nicht lekker, doch wohlſchmeckend zugerichtet, wurden ihm nachgebracht. Ein Trinkgeld, dem Kerkermeiſter in die Hand gedrückt, — oder vielmehr der heimliche Befehl, den er desfalls ſchon von der Obrigkeit hatte! — entfernten auch dieſen läſtigen Zeugen; und Falk lud den Gefangnen ein, mit ihm zu eſſen und zu trinken. Man muß die Leiden des Kerkers entweder aus Erfahrung kennen, oder wenigſtens ihrer Schwere gemäß zu ſchäzzen wiſſen, um ſich gnügſam vorzuſtellen, welches Labſal der unglückliche N. in dieſer Behandlung fand; mit welchem unſäglichen Wohlgeſchmack zumahl ein Trank, den er ſo lange entbehren müſſen, ſeine Kehle hinunter glitt. Nicht berauſcht, aber gleich=

ſam mit neuem Leben erfreut, mit neuen Kräf-
ten ausgerüſtet, vergaß er auf eine halbe
Stunde ganz daß er in Ketten ſei; genoß nur
des gegenwärtigen Augenblicks, und ſah in
dem Mann, der ihm denſelben verſchafte, der,
um ihm wohlzuthun, keine andre Veranlaſſung
als Mitleid und Menſchlichkeit hatte, ein We-
ſen, dem er kaum ſeinen Dank zu ſtammeln ver-
mochte. Zutrauen gegen einen ſolchen Menſchen
war unumgängliche Folge dieſes Danks. Ueber-
dies erſtickte alles Mistrauen, das ſonſt doch
wohl noch ſich gerührt haben möchte, der
genoßne Wein, und die Sorgfalt, mit wel-
cher Falk durchaus von Rs. gerichtlicher Lage
zu ſprechen vermied. Einigemal hatte R.
ſelbſt davon angefangen; ganz kurz brach Falk
das erſtemal ab; warnte ihn das zweitemal
durch ein paar franzöſiſche Worte vor dem Zu-
horchen des Kerkermeiſters; und gab vor, nur
unter der ausdrücklichen Zuſage: hierüber
gar nicht mit ihm zu ſprechen, und noch min-
der ihm etwas anzurathen, die Erlaubnis des

Geſprächs mit ihm erhalten zu haben. Erſt, als R. zum drittenmal wieder anhob; als er troz iezziger frohen Minute, und troz des Weines, doch wieder auf die Zukunft zu denken begann, und ſeinen Wohlthäter beſchwur, ihm zu ſagen: was wohl noch ſeiner warten dürfte? da ſchien D. Falk endlich einem unterdrückten Gefühle halb unwilkührlich Luft zu machen. Indem er aus der ſchon abnehmenden Flaſche noch ein Glas ihm einſchenkte und hinreichte, ſprach er: »Unglücklicher, warum wilſt du mit Gewalt wiſſen, was ich ſogern dir verſchwiege? daß du heute vielleicht nur Stärke zu neuen Leiden ſamleſt! daß allerdings wieder ein Beſcheid da iſt; und daß er dir noch eine Folterung ſo hart, wo nicht härter, als die vorigen, zuerkent!«

R. bebte ſichtlich, und faßte doch ſogleich ſich wieder. »Noch eine Folter? rief er: und wenn meine Unſchuld auch dieſe überſteht? —« »Ja, iunger Mann, wenn du unſchuldig biſt, dann beklag' ich dich würklich! Denn auch nach Ueberſtehung aller Martern bleibt ewiges Ge-

fängnis dein Loos. Und zwar nicht ein Gefängnis, wie dieſes; nicht eines, wo ich weiter dein Leiden lindern kann!« — »Nicht? Nicht? Selbſt dieſes Gemach hier —« — »Erbat ich dir nur bis zu einem neuen Verhöre. Blos unter einer einzigen Bedingung behielteſt du es für die übrige Zeit deines Lebens!« — Alſo doch unter einer! und dieſe wäre? Sie ſchweigen? Sie zucken mit den Achſeln? Ha! ich verſtehe — verſtehe alles, was Sie aus ſchonender Milde mir nicht ſagen, und auch nicht rathen wollen!« — R. ſchwieg iezt einige Minuten hindurch. Daß in ſeinem Innerſten mancherlei ſich durchkreuze und emporarbeite, ſah man an ſeinen Geſichtszügen. Dennoch verriethen dieſe keineswegs Wuth oder Verzweiflung, nur ein unſtätes Nachſinnen, das iezt erwählte, iezt zweifelte, iezt wieder zurücknahm. — »Wohlan, rief er endlich, mein Entſchlus iſt gefaßt. Nicht, als ob ich die Folter, die ich ſchon zweimal ertrug, nicht auch beim drittenmal für überſteiglich hielte;

und noch weniger, als ob der Wein mich berauſcht hätte! Aber dieſe Wohlthat, womit Sie mich heute erquickt, dieſe herablaſſende Güte, womit Sie ſchon dreimal mich behandelt haben, — im Gegenſaz jenes ewige Gefängnis, was mich bedroht — lieber Herr Doktor, wenn ich wenigſtens bis zu meinem Ende dieſes Zimmer, das Licht des Tages und den Anblick menſchlichen Mitgefühls behalten darf, ſo — ſo geſteh ich alles!

»Junger Mann, bedenken Sie wohl, wozu Sie ſich erbieten? Bedenken Sie auch, daß Sie über ſich ſelbſt das Urtheil eines wahrſcheinlichen Todes fällen würden!«

O nein! eines gewiſſen Todes ſogar! Das hab' ich ſchon längſt überdacht, als ich ſo hartnäckig alles leugnete. Immer noch glimte damals die Hofnung in mir, doch einſt wieder zu Weib und Kindern durchzudringen. Der Härte hätt' ich getrozt bis zum lezten Lebenshauch. Doch iezt — wenn Sie mir verſprechen, daß ich dieſes Gemach die wenigen übrigen Wochen hindurch behalte; daß ich ver-

ſchont mit fernern Qualen bleibe, und daß Ihr Zuſpruch mich zu tröſten fortfährt; ſo will ich alles bekennen; will, wenn Sie Dinte und Papier in der Nähe haben, es Ihnen ſogleich in die Feder ſagen. Ihnen lieber als meinen Richtern! denn gegen Sie hat meine Seele auch nicht den kleinſten verborgnen Winkel.«

Falk ließ nicht länger ſich bitten, und ging, um ein Schreibezeug zu holen ins Nebenzimmer. Schon war hier alles vorbereitet; bald kam er wieder. Mit pünktlichſter Redlichkeit bekante nun R. ſeine That. Alles, was wir ſchon wiſſen, zeigt' er an; außer dieſem auch noch den Ort, wo er im Keller ſeines Hauſes eigenhändig den Schmuck der Wittwe, ihren ſogenanten Nothpfennig, und in einem beſondern Käſtgen alle entwandte Dokumente verborgen habe. »Erſtern zu verkaufen, ſagt' er, hab' ihn ſtets noch die Furcht, und die ihm nuzloſen Papiere zu vernichten, ein Ueberreſt von Gewiſſenhaftigkeit abgehalten.« — Vollendet war iezt ſeine Beichte; aber der ſchlaue D. Falk,

wohlwiſſend, wie ungeſezlich alles ſei, was er bisher gethan, erinnerte ihn nun auch: »daß zur »Bekräftigung ſeiner Ausſage die eigne Unter»ſchrift und das Zeugnis zweier unverwerfli»chen Zeugen nöthig ſei. Schon hab' er deren »ein Paar ins Nebenzimmer beſchieden. Alles »bisherige hätten ſie mit angehört. Nunmehr »woll' er ſie herbeirufen!« — Zum erſtenmal ſtuzte iezt R. ein wenig; ſchien zu merken, daß eine Falle ihm bereitet worden ſei; war gleich drauf doch alles zufrieden. Jene beide traten hinein. Er und ſie unterſchrieben. Daß D. Falk diese wichtige Urkunde mit ſich nahm, bedarf nicht erſt einer Erwähnung.

Ob R. am andern Morgen nicht in Geheim den Schritt, den er gethan, bereute, weiß man nicht. Wenigſtens, als man vor Gericht ihn führte, und ienes unterzeichnete Papier ihm vorlegte, beſtätigte er mit anſcheinendem Gleichmuth alles. Auch gegen oder über den Mann, der ſein Geſtändnis ihm abgelockt, führte er nie eine Klage. Das einzige Zeichen,

wodurch er doch einen gewiſſen innern Mismuth verrieth, war, daß er nie wieder von dem Weine trank, den Falk noch zweimal ihm ſchikte; und kaum ein paar Worte mit ihm ſprach, als er noch einmal ihn beſuchte. — Man hielt ihm von Seiten der Gerichte pünktlich, was iener ihm verſprochen hatte. Auch einigen ſeiner ehmaligen Freunde geſtattete man den Zutritt zu ihm. Oft verſicherte er ihnen, im ganzen Leben keiner wißentlich ſchlechten That außer iener einzigen ſich bewußt zu ſeyn. Seine Angabe von Vergrabung der übrigen Habſeeligkeiten ward richtig befunden. Wenigſtens der größre Theil davon kam in die Hände der rechtmäßigen Erben. Der Unglückliche ſelbſt erlitt vier Monate nach ſeinem Geſtändniße die Strafe des Rades von oben herab.

* * *

Es iſt mir unmöglich dieſe Geſchichte zu ſchließen, ohne noch ein paar Bemerkungen ihr beizufügen. Vielleicht zwar, daß manche mei-

ner Leſer ſie bereits im Vergleich der übrigen etwas lang erfanden. Aber wenigſtens hab' ich ſolche nicht abſichtlich verlängert. Aus einem handſchriftlichen Aufſaz, von guter Quelle mir mitgetheilt, oft mit wörtlichem Extrakt der Akten begleitet, hab' ich ſie gezogen. Noch manchen kleinen Zug hätte ich zwar vielleicht weglaßen, manche Begebenheit in ihr ſtärker zuſammen drängen können; aber dann beſorgt' ich auch ienen Stempel zu verwiſchen, welcher der Wahrheit immer vor der bloßen Erdichtung einen merklichen Vorzug ertheilt, und den ich grade hier hauptſächlich zu ſchonen wünſchte.

R. ſcheint mir ein merkwürdiges Beiſpiel zu ſeyn, wie unſäglich ſchnell der Weg des Laſters bergabwärts geht; oder vielmehr: welche, im hohen Grade böſe, That ſelbſt derienige begehen, — wißentlich begehen kan, der immer noch nichts weniger als ein eigentlicher Böſewicht iſt. — Ein Freund, dem ich dieſe Erzälung in der Handſchrift wieß, ſchalt den Geiz als den Urquell von R's Verderben.

Mich däucht: ſelbſt dieſes Wort iſt noch zu hart. Nur Furcht vor Armuth, nur der anfangs ſehr verzeihliche Wunſch, nicht tiefer herabzuſteigen, als er jezt ſtehe, war der Grund ſeines Unglücks. Man nehme den einzigen Umſtand weg: daß R. ſich nicht für den Sohn eines wohlhabenden Mannes hielt; und man hat wahrſcheinlich auch ſeine nachherige grauſende That mit allen Zwiſchen-Veranlaßungen weggenommen. Er, der ſelbſt bei ienem (ſonſt den Jüngling verzärtelnden) Wahne zum thätigen, geſchikten, ordnungsvollen, iungen Mann ſich ausgebildet hatte, — er würde gewiß alles dies nicht nur geworden, ſondern auch auf rechtem Wege geblieben ſeyn, hätte er früher gewußt: daß ſein eigner Fleis ſein ganzer Reichthum ſei. Nur iene zertrümmerte Hofnung — an deren Zertrümmerung er nicht Schuld war! — nur Furcht vor Dürftigkeit und Verſchlimmerung drängten ihn zur Wahl ienes Hülfsmittels; zu einer ungleichen Heirath, die, thöricht an ſich ſelbſt, ſeiner Unerfahrenheit

doch verzeihlich war. Seine Schaam hierüber, als er die Misbilligung ſeiner Mitbürger ſpürte, — der Unwillen, als er bei der Eheſtiftung ſich für betrogen anſah, — ſeine Abneigung beßre Bedingungen zu erſchmeicheln, — ſein inneres Widerſtreben bei Annäherung eines zwangvollen Looſes, — ſein Entſchlus, lieber auf gutes Glück in die weite Welt zu gehn, als daheim ſich verſpotten zu laſſen — alles dies ſind Züge, die mehr für als wider ihn ſprechen. Selbſt der Wunſch, den leztern, allerdings gewagten Schritt nicht ohne den Rückenhalt einer gefüllten Börſe zu thun, verräth nicht Geiz, ſondern wieder nur Furcht vor unausbleiblichem Mangel, und iſt an ſich ſelbſt nicht tadelnswerth. Man laſſe ihn glücklicher in Eintreibung ſeiner Schulden ſeyn, und wer (wenn man ein paar halbgetäuſchte Gläubiger ausnimt,) verzeiht nicht dem jungen, vor einem ehlichen Joch ſich fürchtenden Manne ſein Entweichen und ſeine Vorſicht bei demſelben?

An Gewaltthätigkeit, an eigentlichen Betrug gedacht' er damals gewiß noch nicht. Sichrer wäre ia dann für ihn die Ehlichung der Witwe geweſen; ſich ihrer wieder zu entledigen, und doch ihr Vermögen zu behalten, wäre ihm wahrſcheinlich um ein gutes Theil leichter geworden. Nur die unſeelige Gelegenheit, die ſich ihm darbot, nur die Verzweiflung auf der andern Seite manche Bemühung fruchtlos angewandt zu haben, rißen ihn hin. Von der That nun kein Wort weiter! Sie ſpricht von ſich ſelbſt.

„Aber die Vorſicht, mit welcher er nicht „nur entflieht, ſondern auch auf der Flucht „ſelbſt ſich beträgt, ſpricht dieſe nicht von einem „nun vollendeten Böſewicht?“ Auf den erſten Anſchein allerdings faſt mehr noch, als iene blutige That ſelbſt! Aber man vergeße nicht: daß R. auf dieſe Entweichung, auf die Mittel ſeinen Namen zu verbergen, auf die Art und Weiſe, wie er auswärts ſich betragen ſolle, ſchon vorher, ehe noch ein Gedanke des Mordes in

ſeine Seele gekommen, in ganz andrer Rük=ſicht vorbereitet war. Sehr viel half ihm dies wahrſcheinlich im Verfolg! Und auch dann — kaum ſtößt ihm hier eine Schwürigkeit auf; oder vielmehr, kaum macht er ſich ſelbſt eine, ſo bricht er ſogleich von ſeinem Wege ab, und verbirgt ſich. Eine Furcht, die dem eigentlichen Böſewicht nicht karakteriſirt! — Eben ſo wenig ſcheint mir die Unbeſcholtenheit, die er nun ganzer fünf Jahre in ſeinem moraliſchen Betragen behaup=tete, bloße Verſtellung geweſen zu ſeyn. Zu anhaltend iſt ein ſolcher Zeitraum; zu leicht lernt man, grade an kleinen Orten, in den noth=wendig engern Zirkeln der Geſellſchaft, genau ſich kennen; zu vielfach ſind die Pflichten, die R. erſt als Untergebner, dann als Gatte, Bürger und Handelsmann, zu erfüllen hatte, als daß der bloße Heuchler ſich nicht wenig=ſtens hier und da verrathen haben ſollte. Ja, noch mehr, ſelbſt ſeltſam dünkt mich eine ſolche moraliſche Beſſerung, der Form nach, nicht. Nur auf das Erſtgeſagte darf man zu=rük gehn, und ſie erklärt ſich von ſelbſt! —

R. ſah ſich nun vor Mangel gedeckt; ſah ſich geſchäzt im Kreis, worinnen er lebte. Mehr verlangte er nicht! Jezt war er daher ganz derienige wieder, der er immer geweſen ſeyn würde, hätte er nicht nach väterlichem Tode ſich ſo unerwartet in ein Labirinth verwickelt geſehn; oder hätte iener freundſchaftliche Rath, den er ſpäterhin nur halb und misgedeutet befolgte, ihn früher unterſtüzt. Ob die Liebe zum Leben, und die Sehnſucht nach Weib und Kindern, ſein nachmaliges Läugnen entſchuldigt; ob man gegen den Gefolterten mehr Mitleid, ſeiner Standhaftigkeit halber, oder mehr Misbilligung, ſeiner allerdings hartnäckigen Erdichtung wegen, zu äußern hat, — wag ich nicht zu entſcheiden; und möchte ungern hierinnen dem Gefühl meiner Leſer vorgreifen.

Aber ſehr müſte ich mich irren: oder der größte Theil derſelben hat mit Misfallen ſein Auge von Falkens Verfahren abgewandt; hat es unedel, tückiſch, — grauſam ſogar ge-

funden, daß er einem Unglücklichen dasienige Geheimnis, das er ſchon zweimal, ſelbſt aus der Marterkammer, unverrathen zurückbrachte, durch anſcheinende Güte dennoch zu entwinden wuſte. — Zwar, da iede Sache in der Welt ihre zwiefache Seite hat, ſo wüßt' ich, wenn Falk iezt aufträte und fragte: „Was „hab' ich aber, genau betrachtet, anders gethan, „als die Gerechtigkeit unterſtüzt? Was hab' „ich anders bezweckt, als — die Wahrheit „ans Licht zu bringen? War R. etwa kein „Verbrecher, der durch Raub und Mord, nach „unſern Geſezzen, das Leben längſt verwürkt „hatte? Verſchaft' ich nicht rechtmäßigen „Erben auf dieſem Weg eine anſehnliche, ſonſt „für ſie ganz verlorne Summe wieder?“ — wenn er ſo fragte, ſo wüßt' ich wahrlich nicht, was ſtrenge, förmliche Gerechtigkeit dagegen einwenden könte. Aber daß er mein Herz nicht überzeugen würde; daß ich ſelbſt der Mann nicht ſeyn wolte, der ſolche Verdienſte ſich erwirbt; daß ich ihn weder zum Bruder noch zum Freunde

haben möchte; — das weiß ich allerdings. Ueberhaupt ſchlägt hier eine wichtige Frage ein; eine der wichtigſten im ganzen Kriminal-Rechte! die Frage: »Darf der Richter, es ſei »mittelbar oder unmittelbar, dem Beklagten »und Verdächtigen ſein Geſtändnis durch Liſt »entlocken? Iſt dies nicht eben ſo ſchändlich, »ſo unbeweiſend, als Erpreſſung durch Ge»walt?« — Sich hier über dieſen Punkt weitläuftig zu verbreiten, wäre ganz gegen Zeit und Ort. Schon haben über ihn Freunde der Menſchheit und der Menſchlichkeit viel geſchrieben; ſchon hat die Geſezgebung ſelbſt, in einigen Staaten und in neuern Zeiten, darauf Obacht genommen. Aber noch iſt ſie in andern weit — weit zurück! Noch erlauben ſich ſehr oft einzelne Richter, was die Geſezze im Allgemeinen verbieten; und noch ſind überhaupt die Grenzen: wo löblicher Gerechtigkeits-Eifer aufhört, und unredliche Liſt anfängt? nicht mit gehöriger Schärfe gezogen worden.

Endlich, dünkt mich, tritt auch noch eine Wahrheit mit großen Schriftzügen aus dieſer Geſchichte hervor; iſt ebenfalls eine von ienen, die zwar ſchon oft gepredigt wurden; doch zu oft kaum wiederholt werden können. „Behan=„delt, Gerichte, eure Gefangne gütig! Oft wer=„det ihr dann durch Milde von ihnen erfahren, „was Strenge, und wohl gar Härte, verge=„bens zu erforſchen ſich beſtrebten!“ — In mehrern Ungariſchen Komitatsgerichten waren ſonſt, wie mich glaubwürdige Zeugen verſi=chert, zwei Perſonen angeſtellt, die man (ſcherzweiſe, der Rolle halber, die ſie ſpiel=ten,) den Teufel und den Engel zu nennen pflegte. Wenn Landſtreicher, muthmasliche Räuber, oder ſonſt verdächtige Menſchen ein=gefangen und vor dieſe Gerichte geſtellt wurden, ſo war iener ſogenante Teufel der Erſte, welcher ſie in Empfang nahm. Mit rauhem Tone, mit Verſicherung, daß er ſchon alles wiſſe, mit Be=drohung harter Leibeszüchtigungen, wenn ſie nicht ſofort alles geſtänden, begann ſich ſein Ver=

hör. Bekanten die Angeſchuldigten ihr Vergehen würklich, ſo bedurft' es freilich keiner andern Maasregeln. Ließen ſie ſich aber nicht ſchrecken, ſo wurden ſie entweder auf ein Weilgen abgeführt, oder ihr bisheriger Unterſucher ward, unter irgend einem Vorwand, weggerufen; — kurz, es ward eine kleine Pauſe im Verhör gemacht, und der Engel kam nunmehr an die Reihe. Mit freundlichem, faſt mitleidigem Tone hob dieſer an; ſchalt ſelbſt auf ſeinen Genoſſen, als auf einen harten, überſtrengen Mann; verſicherte, daß man gleichwohl billig und glimpflich mit ihnen umgehen werde, zumal wenn ſie freiwillig geſtänden, was ſich doch im Verfolg nicht abläugnen laſſe; fragte nach: ob ſie vielleicht hungrig oder durſtig wären? verſprach ihnen Befriedigung dieſer Bedürfniße, ſobald das Verhör geendigt ſei; kurz, ging mit ihnen auf eine Art um, die ganz den Gegenſaz von iener erſtern machte; und — wenn auch nicht allemal, doch wenigſtens unendlich öfterer als dem ſogenanten Teufel, gelang es dieſem anſcheinen-

den Engel des Lichts. Wenn Jener einen ſchreckte, ſo überredete Dieſer wenigſtens viere. Ob ein ſolches Verfahren noch dauert, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich iſt es ſeit K. Joſephs II, Zeiten ganz erloſchen; auch bin ich weit davon entfernt, daſſelbe anpreiſungswürdig zu finden. Es war, aufs gelindeſte geſprochen, immer eine Art von Ueberliſtung, und Ueberliſtung ſolte von iedem Gerichte, in ieder Sache, noch ſo wichtig oder noch ſo geringe, auf ewig entfernt bleiben. Aber wie weit würkſamer Güte als Strenge ſei, ergiebt ſich doch augenſcheinlich hieraus; und welchen mächtigen Eindruck ſelbſt eine kleine Milde auf verſtockt ſcheinende Seelen machen könne, davon mag zum Beſchlus folgende Anekdote zeugen.

Vor ohngefähr ſiebzehn oder achtzehn Jahren wurden in Prag einige Juden gefoltert, die des Straßenraubs faſt ganz überwieſen waren, aber aufs hartnäckigſte ihn ablaugneten. Selbſt die Folter brachte ſie nicht zur Sprache. Vorzüglich überſtand ſolche ein

ſchon ziemlich beiahrter Mann mit einer Gleichgültigkeit, die alle Anweſende in Verwundrung ſezte. Unter dieſen Anweſenden war auch, ſeiner Amtspflicht gemäß, ſo ſehr ſein Herz dabei litt, Graf K—gl, damals K. K. Appellationsrath, iezt Kreishauptmann in E. Die Folter war endlich vorüber; der Alte ward noch über einige Punkte befragt. Indem dies geſchah, zog K—gl von ohngefähr ſeine Schnupftobaksdoſe hervor, und das Auge des Juden richtete ſich ſofort ſtarr auf dieſelbe. Der Graf bemerkte dieſes. »Schnupft ihr vielleicht Tobak, Alter?« — »Sonſt wohl, und zwar ſehr gern! Jezt iſt es mir ſchon lange nicht mehr ſo gut geworden, nur eine Priſe zu bekommen.« — »Hier habt ihr eine!« und der Graf ſchüttete ihm einen Theil ſeines Tobaks auf die Hand. Der Greis ſchnupfte; eine Thräne trat ihm ins Auge; er ſchwieg ein paar Minuten. »Gnädger Herr, hob er endlich an, Sie ſind brav; das ſeh' ich. Die Folter hätt' ich überſtanden. Aber

da Sie ſo menſchlich mit mir umgehn, ſo will ich nun auch ohne Folter alles bekennen.« — Er that es würklich. Sein Geſtåndnis zog bald drauf das Geſtåndnis der Uebrigen nach ſich.

Man erzählt von Lips Tullian, ienem berühmten ſächſiſchen Straßenräuber, eine faſt ähnliche Geſchichte; ob mit Grunde weiß ich nicht. Doch daß gegenwårtige ihr nicht nachgemacht, und ungezweifelt wahr ſei; dafür bürgt mir das Zeugnis aus Graf K—gls eignem Munde.

Ende der dreizehnten Samlung.

Skizzen

Vierzehnte Samlung.

Einige Beiſpiele ſonderbar entdeckter Meuchelmorde nach Fielding.

Heinrich Fielding, der unſterbliche Verfaſſer des Tom Jones, bekleidete bekantermaßen, in den leztern Jahren ſeines Lebens, das Amt eines Friedensrichters in der Grafſchaft Midleſex. Mehrern Bemerkungen nach war die Zahl der Mordthaten in England nie ſo hoch geſtiegen, als eben damals. Fielding ſuchte, — und wohl mit Recht — den Grund davon in der Verachtung religiöſer Begriffe; und um dieſem Laſter auch als Schriftſteller

entgegen zu arbeiten, gab er, vom Biſchof zu Worcheſter ermuntert, ein Büchelgen unter dem Titel heraus: Beiſpiele von Einwürkung göttlicher Vorſicht in Entdeckung und Beſtrafung des Mordes. *)

Schon dieſer bloße Titel zeigt hinlänglich Plan und Inhalt des Werkleins ſelbſt an. Es enthält drei und dreißig Fälle, wo Meuchelmorde durch ſonderbare Umſtände ans Tagelicht kamen. Daß nun allemal eine unmittelbare göttliche Vorſicht eingewürkt haben müſſe, kann man nicht ſagen. Denn oft liegt der Grund der Entdeckung in einer Unvorſichtigkeit des

*) Exemples of the interpoſition of Providence in the Detection and Puniſhment of Murder. London. 1752. 16. Eine franzöſiſche Ueberſezzung führt den Titel: Dieu vengeur du meurtre, prouvé par plus de trente Exemples, où la Providence s'eſt manifeſtée en decouvrant et puniſſant les aſſaſins.

Thäters,*) oder in andern ſehr natürlichen Eigenſchaften des menſchlichen Herzens; **) ſchon ſeltner, in Zufällen, deren ſeltnes Zuſammenpaſſen allerdings Verwundrung erregt, †) und am allerſeltenſten in wahren Wundern — die vielleicht ganz wegbleiben könten. ††) — Ueberdies trägt das Ganze unverkenbare Spuren: daß es nur für eine gemiſchte Klaſſe des Volks und mit einiger Flüchtigkeit niedergeſchrieben worden ſei. Daher ſind einige Anekdoten, — z. B. von den Mördern des Ibykus, vom Beſſus, dem die Schwalben ſeinen Vatermord vorzuwerfen ſchienen, vom Hunde, der die Mörder ſeines Gebieters nach langer Zeit in

*) Zum Beiſpiel in Chriſtinens und Lauriettens Geſchichte. No. 2 und 8.

**) z. B. No. 5. in dem Geſtändniß der ertappten Banditen.

†) z. B. No. 1. 3. 7. und vorzüglich 9 und 11.

††) Weshalb ich auch nur ein einziges No. 10. ausgehoben habe. Einige Träume und Erſcheinungen, die warlich mit genauern Zeugniſſen hätten belegt seyn müſſen, übergieng ich.

Pyrrhus Heer ausfindig machte, u. a. m. — von albekanter Art. Daher ſind andre, aus nicht alzuguten Quellen, aus italieniſchen Novelliſten vorzüglich, genommen. Daher fehlen faſt überall die nöthigen Belege, und die genauern Beſtimmungen von Zeit, Ort und oft von den Namen ſelbſt. Nicht gerechnet, daß der einförmige, ſtets mit Gewisheit vorauszuſehende Schlus, — die Verſichrung nemlich: der Mörder oder die Mörderin ward hingerichtet! — unumgänglich bei öfterer Wiederholung etwas ermüdendes bei ſich führen muß!

Doch wie es meiſtentheils der Fall bei denjenigen Schriften iſt, die ein vortreflicher Schriftſteller flüchtig hinwirft, — das Ganze iſt nicht vorzüglich, aber einzelne Theile ſind wenigſtens brauchbar und auszuheben! — ſo dünkt mich, muß man auch dieſe Samlung von Kriminal-Anekdoten betrachten. Verſchiedne dieſer Geſchichten hat Fielding aus eignem Erfahrungs- oder Ueberlieferungs-

Kreis

Kreis genommen, und alſo zuerſt erzält; andre hat er aus Quellen entlehnt, die man in dieſer Rückſicht wenig kennt; und noch andre hat er aus urſprünglicher Weitläuftigkeit glücklich zuſammengedrängt. — Da nun, meines Wiſſens, von dieſem Büchlein nie eine teutſche Ueberſezzung erſchienen iſt; da ich ſogar zweifle, ob es in die vollſtändige Original-Samlung aufgenommen worden; — wenigſtens habe ich es in derienigen, die 1775 zu London erſchien, und die alle übrigen gerichtlichen Schriften vom Fielding enthält, vergebens geſucht; — ſo glaub' ich doch meine Zeit nicht ganz unrecht verwandt, meinen Leſern keinen Stof zu billiger Beſchwerde gegeben zu haben, wenn ich von ienen drei und dreißig Geſchichten vierzehn, die mir die merkwürdigſten ſchienen, hier aushebe. An Fieldings Ausdrücke hab' ich mich nicht allemal ängſtlich gehalten; Thatſachen hingegen keine einzige verändert. Anmerkungen kont' ich einigemal, (zumal bei italieniſcher und franzöſiſcher Juſtiz,) nur mit Mühe, — und zwei oder dreimal auch troz ſolcher nicht, — ganz zurückhalten.

I.

Viktorine, eine iunge adliche Venetianerin, war von ihren Eltern gezwungen worden, einen ſchon betagten Gemal zu ehlichen, und hielt ſich für die Langweil und den Verdrus, den er ihr verurſachte, zuweilen in den Umarmungen eines iüngern Liebhabers, Syponti mit Namen, ſchadlos. Sie that dies mit ziemlicher Dreiſtigkeit; um aber noch ungebundner in ihren Ausſchweifungen zu ſeyn, ward ſie endlich mit ihrem Buhler einig, ſich des Gemals ganz zu entledigen, und Syponti ſezte dieſen, ſchon an ſich ſchändlichen Vorſaz auf eine Art ins Werk, wo er noch vierfach ſchändlicher wurde.

Der gute Alte pflegte alle Abende zum Vergnügen in der Gondel zu fahren. Syponti lauerte ihm in der ſeinigen auf; ſprang in ienes Schiff; ſtieß raſch dem Greis ſeinen Degen in den Leib; tödtete eben ſo ſchnell die beiden Ruderer; warf alle drei Leichname ins

Waſſer; ſchwamm nach ſeiner Gondel zurück; ſtürzte, nicht minder unvermuthet ſeinen eignen, mitwiſſenden Gondolier über Bord; verzog bis tief in die Nacht hinein auf dem Schiffe; landete alsdann; ſchlich zu ſeiner Gebieterin, und meldete ihr froh, obſchon mit ſo vielem Blute belaſtet, den glücklichen Erfolg ſeiner Schandthat.

Zur Vermeidung alles Verdachts ward man einig, eine kurze Zeit hindurch ſich nicht zu ſehn und zu ſprechen. Alles ging im Anfang erwünſcht. Ganz Venedig glaubte, daß der arme Alte ertrunken ſei. Aber ohngefähr acht Tage nachher fanden einige Fiſcher ſeinen Leichnam, und man ſah, daß er ermordet worden ſei. Mancherlei Muthmaßungen entſtanden deshalb; doch blieb der Mörder unverhaftet, wenn auch nicht unverdächtig. Erſt als der Bruder des Erſchlagnen nach Venedig kam, gewann der Handel ein andres Anſehn. Dieſem war ſowohl die wenige Liebe, die Viktorine gegen ihren Gatten gehegt, als auch ihr

Verſtändnis mit Syponti ziemlich genau bekant. Durch anſehnliche Geſchenke ſuchte er Felicien, Viktorinens vertraute Kammerfrau, zu gewinnen, und — es gelang ihm. Dieſe, vom Glanz des Goldes verblendet, verrieth nicht nur den Liebeshandel ihrer Gebieterin vollſtändig, ſondern überlieferte ihm auch einen Brief vom Syponti, in welchem dieſer Viktorinen mit ziemlich beſtimten Worten an den wichtigen Dienſt, den er ihr geleiſtet, erinnerte. Die Gerichte, als dieſes Schreiben ihnen vorgelegt wurde, ließen ſofort Liebhaber und Geliebte verhaften, und iedes beſonders einſperren. Syponti, als er vernahm, daß ſein eigner Brief ihn ins Gefängnis bringe, glaubte anfangs: Viktorine hab' ihn verrathen; doch da er Mittel fand ihr zu ſchreiben, und Antwort von ihr zu erhalten, ſah er aus dieſer lezten: daß Felicie einen Brief untergeſchlagen haben müſſe, und entſchlos ſich das Leben ſeiner Gebieterin auf Koſten ſeines eignen zu retten. Auf der Folter geſtand er daher ſogleich ſein Verbrechen;

erklårte aber Viktorinen bis ans Ende fůr unſchuldig. So ward er hingerichtet, ſie hingegen der Haft entlaſſen.

Nur alzubald vergaß dieſe Unwůrdige ihres alten Gemahls ſowohl, als ihres iungen Liebhabers, und warf ſich dem gröſten Wůſtling in ganz Venedig, Namens Faßino, in die Arme; heirathete ihn auch, allen våterlichen Vorſtellungen zuwider. Die Strafe blieb nicht lange aus. Faßino begann in kurzem ſeine Gemalin zu mishandeln, und ſich der niedrigſten Schwelgerei, den feilſten Dirnen Preis zu geben. Viktorinens Neigung verkehrte ſich hierdurch ebenfalls in den bitterſten Haß, und zu Mordthaten ſchon gewöhnt, ſuchte ſie auch dieſen Gatten ſich vom Halſe zu ſchaffen. In dieſer Abſicht ließ ſie einen Neapolitaniſchen Apotheker, Auguſtino mit Namen, der eben damals nach Venedig gekommen war, zu ſich rufen, und verſprach ihm eine anſehnliche Belohnung, wenn er ihren Mann vergiften wolle. Doch dieſer, weit entfernt zu einer ſolchen

Schandthat ſich brauchen zu laſſen, ermahnte ſie ernſtlich von einem ſo ſchwarzen Vorhaben abzuſtehen. Gerührt ſchien ſie ihm zuzuhören. Mit Hand und Mund verſprach ſie ihm zu folgen. Doch einige Tage nachher kaufte ſie ſich heimlich Arſenik, feſt entſchloſſen, ſolches bei erſter beſter Gelegenheit dem Faßino beizubringen.

Einſt, als er nach ſeiner gewöhnlichen Sitte von einer Luſtbarkeit ziemlich ſpät nach Hauſe kam, und eine Schaale Hünerbrühe begehrte, befahl Viktorine ihrer Kammerfrau ſolche für ihn zu beſorgen; kaum aber wandte dieſe den Rücken, ſo ſchüttete iene die Hälfte des Arſeniks in die Brühe; die andre Hälfte wußte ſie ſchlau genug in Feliciens Koffer zu bringen.

Faßino ſtarb; — ſtarb unter Umſtänden, die offenbar auf Vergiftung ſchließen ließen. Viktorine und ihre Kammerfrau wurden ſofort verhaftet. Im Koffer dieſer Leztern fand man das bewußte Gift. Ihre Schwüre gal-

ten nichts gegen den Augenſchein. Sie ward zum Strange verurtheilt, und Viktorine abermals freigelaſſen. Doppelt vergnügt mochte iezt dieſe Nichtsnůzzige ſeyn. Sie hatte ungeſtraft ihren Gatten ermordet; hatte ſich nebenbei an Felicien gerächt, die ſie ſeit iener Verrätherei im Herzen zwar entſchieden haßte; die ſie aber doch beibehielt, damit ſie, im Fall der Verabſchiedung, nicht ein mehreres von ihrem ausſchweifenden Leben entdecken möchte.

Der Tag der Hinrichtung ward anberaumt. Felicie war bereits auf dem Hingang zum Galgen begriffen; und in eben dem Augenblick muſte, durch eine ſonderbare Schickung, Auguſtino, iener Neapolitaniſche Apotheker, bei der St. Markus-Brůcke landen. Er ſieht eine groſse Menge Volks herbeieilen, fragt um die Urſache dieſes Zuſammenlaufs; und erfährt: daß eine Kammerfrau von Viktorinen gehångt werden ſolle, weil ſie ihren Gebieter vergiftet habe. Er ſtuzt nicht wenig über die-

ſe Nachricht. Die eigentliche Beſchaffenheit der Sache dämmert ſofort vor den Augen ſeines Geiſtes. Er drängt ſich zu den Gerichtsperſonen hin, die immer einer ſolchen Hinrichtung beizuwohnen pflegen. Er bittet ſie, dieſe Strafhandlung nur noch auf einige Minuten zu verſchieben, weil er etwas Wichtiges ihnen zu entdecken habe. Seine Bitte wird ihm gewährt; und nun erzählt er das Geſpräche, das er mit Viktorinen hielt, als ſie Gift von ihm für ihren Gemal begehrte. Daß eine ſolche Erzälung den Richtern auffallen mußte, ergiebt ſich von ſelbſt. Man ſchickt ſofort nach Viktorinen. Sie kömt, zuverſichtlich genug. Aber kaum erblickt ſie den Apotheker, ſo erblaßt ſie und ſinkt ohnmächtig zu Boden. Man bringt ſie ins Gefängnis, und in der nächſten Stunde auf die Folter. Doch gleich bei den erſten Verſuchen bekennt ſie nun alles — ihre Mitwiſſenſchaft um den Mord ihres erſten Gemals, Faßinos Vergiftung,

und den Plan Felicien ihrer Rache aufzuopfern.

Der ganze Gerichtshof ſchauderte bei der Abſcheulichkeit ſo vielfältiger Verbrechen. Die Kammerfrau ward ſofort entlaſſen. Ueber ihre Gebieterin erging das Todes-Urtheil in möglichſter Strenge.

II.

Signor Thoniari Vituri, ein Mailändiſcher Edelmann zu Pavia, hatte eine einzige Tochter, Chriſtine mit Namen; ein Mädchen von ſo unvergleichlicher Schönheit, daß ſie die Augen aller iungen Männer in ihrer Vaterſtadt auf ſich zog. Vor vielen andern bewarb ſich Signor Gaſperino um ihre Gunſt. Geburt, Vermögen, Geſtalt und Herz empfahlen ihn kräftig genug; und eben kont' er ſich mit der gegründeteſten Hofnung ihres baldigen Jaworts ſchmeicheln, als er den unglücklichen Einfall hatte, auch ſeinen vertrauteſten Freund, Piſani, in dieſem Hauſe aufzuführen. Piſani war allerdings noch wohlgewachſner und reizender, als Gaſperino. Chriſtine ſah und ſprach ihn kaum, ſo fühlte ſie Liebe gegen ihn; durch Blicke, Worte, und bald drauf durch ein zärtliches Briefchen geſtand ſie ihm ihre Empfindung. Piſani ließ ſolche nicht unerwiedert. Ohne Bedenken opferte er ſeinen Freund

einer ſolchen Geliebten auf. In wenigen Tagen vernahm ganz Pavia mit Verwundrung, daß Chriſtine ſeine Gattin geworden ſei.

Gaſperinens gerechter Unwille läßt ſich leichter denken, als beſchreiben. Ein Brief, voll bittrer Vorwürfe wegen gebrochner Freundſchaft, ſchlos ſich mit Piſanis Herausfoderung. Sie ſchlugen ſich; Piſani ward erſtochen; Gaſperino floh. Doch da er bei dieſem ganzen Handel als ein Mann von Ehre ſich betragen hatte, erhielt er bald gerichtliche Verzeihung, und erſchien wieder zu Pavia.

Unwiderſtehlich iſt die Gewalt der Liebe! Gaſperino, von Chriſtinen ſo unwürdig verrathen, ſah kaum dieſe gefährliche Schönheit wieder, ſo entbrant' er von neuem gegen dieſelbe. Alle Schuld trug in ſeinen Gedanken Piſani; dieſer hatte verführt; Chriſtine blos gefehlt. Er begann daher abermals ihr ſeine Aufwartung zu machen; ſie betrachtete ihn mit dem lebhafteſten Gefühl von Haß und Rachbegier; doch um die leztre zu befrie-

digen, verbarg ſie ſchlau genug den erſtern. Unterm Vorwand, daß ſie den Mörder ihres Gemals nicht öffentlich begünſtigen dürfe, verſprach ſie ihm in einem Garten, der dicht an ein Nonnenkloſter ſtieß, eine heimliche, nächtliche Zuſammenkunft. Der freudetrunkne Gaſperino unterließ nicht ſich einzufinden. Auch Chriſtine kam, doch — von zwei Banditen begleitet. Auf ein gegebnes Zeichen ſtürzten beide über den Unglücklichen her. Vergebens wehrte er ſich wie ein Löwe; von vielfachen Wunden durchbort, ſank er endlich zu Boden. Da er ſterbend noch einige laute, tiefgeholte Seufzer ausſtieß, ſtopfte Chriſtine, aus Furcht, man könne dies in der Nachbarſchaft hören, ihr eignes weiſſes Schnupftuch ihm in Mund; dann ſchleifte man ſeinen Leichnam in die andre Ecke des Gartens und warf ihn in einen Brunnen.

Würklich hatten die Nonnen im Kloſter ein Degengeklirre gehört, und ſchickten des andern Morgens nach dem bewußten Ort. Man fand

allda eine Menge vergoßnen Blutes. Alle Wundärzte der Stadt wurden davon benachrichtigt. Da Gaſperino allerdings beide Banditen, bevor er geſunken, verwundet hatte; da ſie zu einem Wundarzt, um ſich verbinden zu laſſen, ſchickten, und da man gleich drauf den Gaſperino vermißte, ſo wurden ſie iezt als ſeine Mörder beargwohnt und verhaftet. Sie leugneten, gaben vor, ſich unter einander ſelbſt geſchlagen zu haben; kamen zwar beide auf die Folter, aber überſtanden ſie auch ohne eine Silbe zu bekennen. Chriſtine, von dieſem allem benachrichtigt, glaubte ſchon außer Gefahr zu ſeyn.

Da indeß Gaſperino nirgends ſich blicken ließ, ſo bezeigte die Obrigkeit viel Sorgfalt ſeinetwegen, und durch langes Nachſuchen fand man endlich ſeinen Leichnam in ienem Brunnen. Gleichwohl blieben ſeine Mörder immer noch unentdeckt; denn die zwei Banditen beharrten feſt auf ihrem Leugnen. Erſt nach abermaliger, genauer Beſichtigung fand man im Mun-

de des Entſeelten ein Schnupftuch, und in einem Zipfel deſſelben Chriſtinens Namen. Mehr brauchte es nicht, um ſolche zu verhaften, und auf die Folter zu ſpannen. Sie geſtand ſofort ihr Verbrechen; gab ihre beiden Mitgenoſſen an, und alle dreie wurden gehångt. Die Kórper der zwei Banditen warf man nachher in den Po. Der Leichnam der grauſamen Chriſtine aber, die zum Morde noch die ſchwårzeſte Verråtherei gefůgt hatte, ward verbrant, und ihre Aſche in die Luft verſtreut.

III.

Herr von Laurier, ein ziemlich bemittelter Juwelier aus Dijon in Bourgogne, kam von der Frankfurter Meſſe zurück, und hatte in ſeiner Chatulle ſiebzehn hundert Thaler, die er aus verkauften Edelſteinen gelößt, nebſt einigen andern Sachen, die an Werth ohngefähr eben ſo viel betragen mochten. Zu Salines ward er plözlich krank; ſo krank, daß er im Wirthshauſe liegen bleiben muſte. Seine Reiſegefährten trenten ſich von ihm mit dem Wunſche baldiger Beſſerung. Er ſelbſt, da ſein Fieber immer noch zunahm, ſchickte nach einem Arzt im Orte. Dieſer, Namens de la Motte, kam, verſchrieb ihm einige Mittel, und ſie würkten ſo erwünſcht, daß der Kranke bald des Doktors nicht mehr zu bedürfen glaubte. Er entließ ihn daher mit einem kleinen Geſchenk, und würde wahrſcheinlich bald, völlig geneſen, ſeine Heimreiſe vollendet haben, hätte

nicht ein unglückliches Schickſal es anders mit ihm gefügt.

Adrian, der Beſizzer des Gaſthofs, hatte indeß den unſeligen Wahn gefaßt, daß ſein Gaſt unermeßliche Reichthümer bei ſich führe; hatte den noch unſeeligern Entſchlus hinzugefügt, ſich deren zu bemächtigen, und den Reiſenden unbemerkt zu ermorden. Er entdeckte dieſen Vorſaz ſeinem Weibe; ſie ſchauderte zurück, und beſchwur ihren Mann mit Thränen einen ſo ſchrecklichen Gedanken aufzugeben. Der Nichtswürdige ſah bald, daß er ſie nicht zur Theilnahme bereden werde; er ſtelte ſich daher von ihren Bitten gerührt, von ihren Gründen überzeugt; unterm Vorwand, daß ihr Vater gefährlich krank ſei, wußt' er ſie einige Meilen weit zu entfernen, und ſchritt dann ſofort zur Sache. Noch ein anderer Böſewicht, durchs Angebot der halben Beute gewonnen, war ſein Gehülfe. Des Nachts überfielen ſie den Juwelier in ſeinem Bette, erwürgten ihn, und vergruben den Leichnam

auf

auf einer benachbarten Wieſe. Als zehn Tage drauf die Gaſtwirthin zurückkam, überredete ſie ihr Mann: Herr von Laurier ſei ſchon ſeit einer Woche friſch und geſund nach Dijon abgereiſt. Das Pferd des Ermordeten hatte Adrians Mordgehülfe im Wald geführt, und geſattelt und gezäumt laufen laſſen. Vielleicht, glaubten ſie, werd' es den Weg nach Hauſe finden, und die Familie des Unglücklichen, wenn ſie das Roß ledig ankommen ſähen, muthmaßen: ſein Herr, ihr Verwandter, ſei im Walde geplündert und ermordet worden.

Schlau genug waren dieſe Maasregeln. Ein Monat verging; niemand ſprach noch von dieſem Unfall. Nach dieſer Zeit gingen einige Perſonen aus der Nachbarſchaft bei der Wieſe vorbei, wo Lauriers Leichnam lag. Sie erblickten einen Wolf, der vom Walde hereingekommen ſeyn muſte, und an einem menſchlichen Körper zu freſſen ſchien. Theils in der Ungewißheit, ob ein Knabe vielleicht vom

Wolf getödtet worden; theils um das Thier ſelbſt zu erlegen, ſprangen ſie über den Zaun. Der Wolf entfloh. Es war Lauriers Leichnam, den er aus der Erde herausgeſcharrt hatte. Daß dieſer Körper noch nicht lange hier liegen konte, ſah man wohl; und da ihn niemand kante, ſo trug man ihn auf den Markt, um dort durch öffentliche Ausſtellung vielleicht hinter ſeinen Namen zu kommen. Würklich war er kaum dort, ſo ging der Arzt de la Motte vorbei, und erkante ihn für den Fremden, den er vor Monatsfriſt im Gaſthof behandelt habe. Auf ſeine Angabe umringten ſofort Gerichtsperſonen das Wirthshaus und hielten Durchſuchung. Die Wirthin nebſt allem Geſinde wurde verhaftet. Der Einzige Schuldige, ihr Mann, entkam diesmal noch.

Durch ein Ohngefähr war dieſer Nichtsnüzzige grade bei ſeinem Spiesgeſellen, und zechte mit ihm, als die Nachricht von dem gefundnen Leichnam und von des Raths ge-

nomnen Maasregeln erſcholl. Sie ergriffen ſofort die Flucht. Ihre Abſicht war, nur des Nachts zu fliehen, und des Tags hindurch ſich im Gebůſche zu verſtecken. Sie gingen wůrklich einige Nåchte hindurch. Aber am fůnften Morgen befanden ſie ſich zu ihrem großen Erſtaunen wieder am Eingange des Gebůſches ohnweit Salines. Ob auch hierbei eine hőhere Gerechtigkeit obgewaltet? Oder ob blos eine natůrliche, bei nåchtlichen Reiſen nicht ungewőhnliche Verirrung vorgefallen ſei? Wer kan dies zu entſcheiden wagen! Kurz, von Anſtrengung und Hunger ermattet konten die Schuldigen nicht weiter, ſondern warfen ſich im Schatten eines Baumes nieder, und ſchliefen ein. Kaum war dies geſchehen, ſo ritten grade bei dieſem Wege vorbei — der Sohn des Ermordeten, und der Arzt de la Motte, der ihn zur Leiche ſeines Vaters abgeholt hatte. La Motte erkante ſofort mit neuem Erſtaunen die beiden Schlafenden; da ſie es aber mit zwei verzwei-

ſelten Menſchen zu thun gehabt haben würden, ſo wagten ſie nicht dieſelben aufzuwecken und anzugreifen. Erſt als noch einige Landleute dazu kamen, bemächtigte man ſich ihrer, und zwar ohne den geringſten Widerſtand. Daß ſie iezt der Haft, und ſpäter dem peinlichen Gericht überliefert wurden, bedarf wohl nicht erſt der Erwähnung?

IV.

Im Dorfe Spreazo, funfzehn Meilen von Breſcia, im Gebiet der Republik Venedig gelegen, lebte auf einem kleinen Grundſtück ein Landmann, Alibius mit Namen, viele Jahre hindurch mit ſeinem Weibe, Menille, in friedlichſter Eintracht. Eine Tochter, Amalia genannt, war die einzige Frucht ihrer Ehe. Erſt als Alibius ſelbſt ſchon allmälig zu altern begann, ward er ſeiner, freilich auch nicht mehr reizenden, Frau überdrüßig. Häusliche Zwiſtigkeiten, immer von ihm zuerſt veranlaßt, ſchlichen ſich ein. Endlich verließ er Weib und Kind ganz; und ging nach Breſcia, um dort ſein Unterkommen zu ſuchen.

Er fand Eintritt im Hauſe eines Mannes vom Stande; und weil er ſich im Dienſte deſſelben einige Jahre hindurch mit vielem Eifer betrug, verhalf ihm ſein Gebieter endlich zur Belohnung ſeiner Treue beim Magiſtrat

dieſer Stadt zu dem kleinen Poſten eines Kanz-lei-Dieners. Auch hier fuhr er fort, ſich als ein Mann von Rechtſchaffenheit zu betragen; erwarb ſich das Zutrauen aller Nachbarn und Bekanten; und würde wahrſcheinlich bis an ſeinen Tod im beſten Rufe verblieben ſeyn, hätte nicht dieienige Leidenſchaft, die ſchon manchen braven Mann zum Schelmen, und nur ſelten dieſen Leztern zum redlichen Mann umformte, — hätte Liebe nicht ihm einen ſchlimmen Poſſen geſpielt.

Alibius hatte ſchon ſeit einiger Zeit Bekantſchaft mit einer iungen, ſchönen, bemittelten Wittwe gemacht. Sie gefiel ihm ausnehmend, und troz des merklichen Unterſchieds ihrer Jahre hatt' er auch ihr zu gefallen gewußt. Sie zu heirathen, es koſte auch, was es wolle, war ſein feſter Entſchlus; und da ſeine noch lebende Frau das Haupthindernis bei dieſem Vorſaz ausmachte, ſo ſuchte er ſich derſelben auf alle nur mögliche Art zu entledigen.

Er kaufte ſich in dieſer Abſicht zu Breſcia eine beträchtliche Doſis Gift; ritt dann nach Spreazo; ſtieg bei ſeiner Frau ab; überhäufte ſie mit Freundlichkeiten, und ſchien die vorige Eintracht wieder erneuern zu wollen. Dieſes gute Weib, die ſchon ſo lange von ihrem Manne nichts wußte, freute ſich bei dieſer ſcheinbaren Rückkehr von ganzem Herzen; und da er hier übernachten wolte, trug ſie ihm zum Abendeſſen auf, was ihre Armuth vermochte, — Milch und Früchte. Er aß von dieſen leztern, aber er warf, ſo wie die geſchäftige Alte nur einmal den Rücken wandte, einen guten Theil des Gifts in die Milchſchaale; blieb dann die Nacht bei ſeiner Gattin; und eilte des andern Morgens ſehr früh nach Breſcia zurück. Alle Tage hofte er nun: daß die Nachricht von Menillens Tode eintreffen werde.

Als eine reichliche Woche verfloß, und er zu ſeiner Verwunderung immer noch nichts erfuhr, wiederholt' er ſeinen Beſuch mit dem

Vorſaz, auch iene Doſin, wo möglich, zu verdoppeln. Er fand ſein Weib krank, und ſeine Tochter in Thränen. — »Die Mutter, erzählte ſie ihm, ſei nach dem Genuß derienigen Milch, die ſie ihm vorgeſezt, und die er ſtehn laſſen, tödtlich krank geworden.« — Alibius ſpielte zum Schein den Betrübten; im Herzen grollte es ihm zwiefach. Nicht nur, weil ſeine Abſicht vereitelt worden; (denn Menille befand ſich auf der Beſſerung;) ſondern weil er auch in dieſer Erzälung einige Spuren von Verdacht gegen ſich ſelbſt zu entdecken glaubte. Er liebte überhaupt Amalien nicht. Sie war während ſeiner Entfernung verheirathet, Mutter von mehrern Kindern, wieder Wittwe, und in ieder Rückſicht ein braves Weib geworden. Doch die Sorgfalt, die ſie für Menillen hegte, empfahl ſie ſchlecht in Alibius Augen. Er hütete ſich bei ſolchen Unſtänden wohl, nochmaligen Gebrauch von ſeinem Gifte zu machen. Er entfernte ſich vielmehr bald; kam aber tief in der Nacht zum drittenmal wieder, und pochte

halbleiſe an die Hausthüre. Seine Enkelin, ein Mädchen von neun oder zehn Jahren, öfnete dieſelbe. Er ſtürzte in die Kammer, wo ſein Weib lag und ſchlief. Mit einem Stück Holz zerſchmetterte er auf einen Schlag ihr die Hirnſchaale; ſprengte dann mit verhängten Zügeln nach Breſcia, und erſchien dort, ſchon des andern Morgens um ſechs Uhr, abſichtlich in einer Amtsverrichtung, damit Niemand ſeine Reiſe muthmaßen könne. Das Kind, das ihm die Thüre eröfnet, kante ihn würklich nicht. »Ein Räuber ſei mit Gewalt ins Haus gedrungen, und habe die Grosmutter getödtet!« das war deſſen ganze Ausſage vor Gericht.

Als dieſer Mord in Breſcia erſcholl, ſtellte ſich Alibius herzlich betrübt bei der Nachricht; heirathete aber bald darauf iene iunge, ſchöne Witwe, die ohne ihr Wiſſen die Veranlaſſung von dieſem allen war. Er hofte die Frucht ſeines Frevels nun in ſtolzer Ruhe zu genießen; aber die rächende Hand der allſe-

henden Vorſicht ſchwebte bereits über ihn. — Nur wenige Tage hatte er in ſeinem neuen Eheſtande verlebt, ſo kam einer von ſeinen alten Bekanten nach Breſcia, ging in ein Weinhaus, und erzälte daſelbſt halbberauſcht: Alibius und ſeine Tochter Amalia hätten zuſammen die alte Menille erſchlagen. Bald verbreitete ſich dieſes Gerücht weiter in der Stadt, und fand hier und da Glauben. Selbſt die Obrigkeit, als es ihr kund ward, ließ den Alibius und auch den Urheber iener Sage vorfordern, um beide gegen einander abzuhören. Alibius leugnete dreiſt; und auch der zweite verſicherte: Er habe zwar allerdings im trunknen Muthe dergleichen Reden ausgeſtoſſen; wiſſe aber nicht den geringſten Grund zu dieſem Argwohn anzuführen, und bitte, nach verflognem Rauſch, ſeinen alten Freund herzlich um Verzeihung.

Man entließ auf dieſe Erklärung beide. Da aber unter den Gerichts-Beiſizzern einer merkte: daß auch ein falſches Gerüchte nicht

leicht ganz ohne Grund, ſo wenig als ein Rauch ganz ohne Feuer entſtehe; da überdies Albinus zwar ſich ſelbſt vertheidigt, in Rückſicht ſeiner Tochter aber ſehr unbeſtimt ſich ausgedrückt hatte; ſo beſchlos man, doch noch mit der Unterſuchung nicht ganz abzubrechen, ſondern auch Amalien zu verhaften. Es geſchah. Sie ward vor Gericht geführt und befragt: Ob ſie an dem Morde ihrer Mutter keinen Antheil habe? Ganz ſchuldlos in ihrem Gewiſſen, erſchrack ſie bei einem Vorwurf, der ſo unerwartet und ſo ungerecht zugleich kam. Aber grade dieſes Erſchrecken galt für einen Anklage-Grund mehr gegen ſie. Man war grauſam genug, ſie auf die Folter zu werfen; und ſie überſtand ſolche mit einer Gelaſſenheit und Standhaftigkeit, wie man nur ſelten ſie findet.

Jezt hätte die Schuldloſe doch wohl entlaſſen werden ſollen! Und würklich wolte man es thun. Aber — ſchändlich und unglaublich beinahe! — iezt trat ihr eigner Va-

ter, der ſie ſchon erwähntermaßen haßte, noch einmal gegen ſie auf; ſagte gradezu: daß er ſchon lange einen Verdacht wider ſie hege; und rieth, ſie abermals zu foltern, weil ſie dann wohl die Wahrheit bekennen würde. Ohne Zweifel hofte der gräsliche Böſewicht, ſie würde den Schmerzen unterliegen. Auch unterlag ſie allerdings denſelben, nur nicht ſo wie er dachte. Denn empört in ihrem Innerſten durch eine ſo unnatürliche Grauſamkeit, bat ſie, als ſie das zweitemal auf die Folter gebracht ward, nur um das Gehör eines Augenblicks; und erhielt auch daſſelbe. Nunmehr erzälte ſie frei heraus: welchen Argwohn ſie ſchon ehmals gegen ihren Vater bei iener Milch gefaßt habe, welche die Mutter bei ſeiner Anweſenheit genoſſen, und gleich drauf tödtlich krank geworden ſei. Doch dieſe Ausſage ward wenig geachtet. Theils ſchien es eine Tücke zu ſeyn, womit Amalia an ihrem Vater ſich rächen — theils eine Liſt, wodurch ſie ihr

eignes Leben retten wolle. Man war daher im Begrif mit der Marter fortzufahren.

Aber zum Glück für die Aermſte war grade der Apotheker-Burſche zugegen, bei welchem Alibius das Gift gekauft hatte. Er erinnerte ſich noch genau des Tages, wo iener zu ſeinem Lehrherrn gekommen ſei; verglich ihn in Gedanken mit Amaliens Ausſage, und fand, daß die Zeit pünktlich eintreffe. Er benachrichtigte ſofort die Gerichte davon, und fügte hinzu: daß Alibius auch den Tag vor Menillens Ermordung ſich abermals mit Arſenikum verſehen habe. — Allein auch hieraus machte man noch nicht viel! Alibius bewieß mit leichter Mühe, daß er in ſeiner Wohnung gewaltig durch Razzen leide, und daß er, um ſolche zu tödten, würklich ſchon Gift aufgeſtellt habe. Ueberdies war Menille ia nicht durch Arſenikum, ſondern offenbar durch einen gewaltſamen, ihr Haupt zerſchmetternden Schlag umgekommen; und am Tage dieſes Mordes

hatte ſich Alibius, dem algemeinen Glauben nach, zu Breſcia befunden.

Ganz vorzüglich hatte der Böſewicht auf dieſen lezten Punkt ſich geſteift. Doch auch hier ergab ſich iezt ein Umſtand, der bedenklich zu werden drohte. Beim Ritt in iener Mordnacht hatte Alibius — wie ſchon erwähnt worden, — ſein Roß gewaltig geſpornt, und das arme Thier hatte ſich, bei dieſer Eil, den Vorderbug ein wenig verſtaucht. Der Hufſchmid, der ihm nachmals einen Verband aufgelegt, war iezt ebenfalls zugegen; gedachte an dieſen Vorfall, trat hervor, und zeigte an, was er wuſte. Noch verzagte Alibius nicht. Er geſtand den Zufall des Pferdes; aber er behauptete, daſſelbe damals einem iungen Mann aus Breſcia geliehen zu haben, durch deſſen alzuwilden raſchen Gallop das Thier angegriffen und ſeine eigne Güte gemisbraucht worden ſei.

Glaublich genug war die Ausflucht; doch fingen die Gerichte nun an Argwohn zu ſchöpfen. Da auch von Spreazo eine Menge Einwohner erſchienen; da alle der armen Amalie das beſte Zeugnis ertheilten; vom Alibius aber verſicherten: daß er vordem ſchon Frau und Tochter oft hart behandelt habe; da entſchlos man ſich endlich, dieſe Leztre wenigſtens vor der Hand loszulaſſen, und lieber mit der peinlichem Frage gegen den Alibius zu verfahren. Auf der Stelle ward dieſes leztere ins Werk geſezt; und der Nichtswürdige, der ſo gelaſſen ſein einziges Kind der Marter überliefern konte, fühlte nun kaum an ſich ſelbſt die nemlichen Qualen, als er alles geſtand, und nur inſtändigſt bat: daß man ſeiner iungen Frau verſchone, weil dieſe bei ſeinen Verbrechen ganz ſchuldlos und unwiſſend ſei. Man ſchauderte bei dieſem furchtbaren Beiſpiel eines wollüſtigen Alten, der grauſamer Gatte, unnatürlicher Vater, überdachter

Mörder und ſchändlichſter Heuchler zugleich geweſen war. Eben trat er in ſein ſechzigſtes Jahr, als er, mit verdienter Strenge, von unten herauf gerädert ward.

V.

Unglücklich — in mehr als einem Verſtande des Worts, — iſt derienige, der bei Ausführung ſeiner Rache zu Banditen ſeine Zuflucht nimt. Nichts hier über die Ungerechtigkeit einer ſolchen Handlung, über die Gewiſſensbiſſe, die ſie verfolgen, über die Schändlichkeit, die einen ſo feigen Mörder brandmarkt! Aber der Weg iener gedungenen Böſewichter führt auch gewöhnlich, nur bald früher, bald ſpäter, zum Galgen, wo ſie meiſtentheils durch ein öffentliches Geſtändnis ihrer Frevelthaten die hieſige Strafe und die dortige Pein zu lindern glauben. Unabläſſig ſieht daher derienige, der ihnen vertraute, ſein eignes Glück und Leben in den Händen der ſchändlichſten Menſchen. Unzäliche Beiſpiele beweiſen dies. Hier ſtehe nur eines von vielen!

In einem Flecken, ohnweit Sens in Bourgogne, lebten zwei Brüder, Vimorie und Harcourt mit Namen. Beide waren verheirathet, doch mit Frauen von ſehr verſchiednem Werthe. Meſſarine, Vimoriens Gattin, beſaß der körperlichen Reize nur wenig, des baaren Vermögens deſto mehr; Harcourts Gemalin hingegen hatte kein andres Heirathsgut, als eine blendende Schönheit. — Leider werden die Männer dieſer leztern in der Ehe gar bald gewohnt, wo nicht überdrüßig. Auch Harcourt bedauerte binnen kurzem, daß er nicht auch ſo wie ſein Bruder gewählt habe; ia er haßte ſogar denſelben dieſes Vorzugs halber und ſuchte ihn um ſein Vermögen und ſeine Frau, — doch ſo, daß er ſich desfalls nicht mit der Gerechtigkeit überwürfe! — zu bringen.

Nur alzubald gelang es ihm. Häslich von Seele, doch deſto angenehmer in ſeinem Aeuſſerlichen, vermocht er durch männlichen Reiz und durch die Kunſt der Verführung das Herz ſeiner Schwägerin leicht zu rühren, vermochte

es ſogar, daß ſie den raſchen Entſchlus ergrif, ihren rechtmäßigen Gemal zu verlaſſen, und ihren gleißenden Liebhaber in ein fremdes Land zu begleiten. Da ſie den Vimorie als Witwe geheirathet, und da ſie den ganzen Beſiz ihres Vermögens ſich vorbehalten, ſo nahm ſie auch faſt alles mit, was ſie hatte; übergab es völlig Harcourts Willkühr, und lebte als ſeine angebliche Gattin mit ihm zu Genua. Vimorie hingegen und Harcourts Gemalin blieben in ihrer Einſamkeit dahinten, und genoſſen, troz der Dürftigkeit ihrer Umſtände, eine Seelenruhe, wie ſie ienes treuloſe Paar in ſeinem verbotnen Umgang nie finden konte.

Indeß ſtarb Maſſerinens Bruder. Vimorie nüzte die Abweſenheit ſeines entwichnen Weibes, und trat eine beträchtliche Erbſchaft an. Harcourt erfuhr es zu Genua. Schon ging das große Vermögen, das Maßerine ihm überliefert hatte, almälig zu Ende. Der Unerſättliche beſchloß daher ſeinem Bruder auch

dieſe Erbſchaft und das Leben zugleich zu rauben. Den Entwurf dazu vertraute er ſeinem Kammerdiener, und bot ihm eine anſehnliche Summe, wenn er ſich der Ausführung unterziehe. Doch dieſer dachte zu rechtſchaffen, als in einen ſolchen Handel ſich zu miſchen. Der ungeduldige Harcourt verſteckte ſich daher in Bauerkleidung; ging in ſeine Heimath zurück, und ſchlich ſo lange um ſeines Bruders Wohnung herum, bis er ihn einſt in der Abenddämmerung einige Schritte weit vom Hauſe luſtwandeln ſah; raſch ſprang er dann hervor; ſchos ihn mit einer Piſtole darnieder; beraubte ihn ſogar, damit man deſto eher auf einen gemeinen Straßenräuber rathen möchte; und eilte dann, ſo ſchnell er konte, nach Genua zurück. Seine Entfernung war aufs beſte verborgen worden. Kein Menſch muthmaßte dieſe Schandthat. Harcourt konte nun vollkommen zufrieden ſeyn.

Dennoch hatte er noch eine Hinderniß zu überſteigen. Maßerine, die ihn immer noch

blindlings liebte, wolte ihm gern öffentlich ihre Hand, und mit ſolcher das ihr wieder zugefallne Vermögen überliefern. Um dieſes durchſezzen zu können, muſte Harcourt ſich erſt ſeines Weibes entledigt haben. Der meuchelmörderiſche Böſewicht trug kein Bedenken den Vorſchlag anzunehmen. Ein Marktſchreier und Halb-Arzt, Tiroli mit Namen, ward durch eine anſehnliche Summe Geldes beſtochen; ging nach Sens; wußte ſich bei Harcourts Frau Eintritt und Zutrauen auf ſeine Kunſt zu verſchaffen, und räumte ſie durch ein ſchleichendes Gift aus dem Wege. — Kaum vernahm ienes laſterhafte Paar die Nachricht ihres Todes, ſo kehrten beide nach Sens zurück, ehlichten ſich und genoſſen einige Jahre hindurch die Früchte ihres Laſters in Ruhe.

Doch indeß trieb Tiroli auf mancherlei Art ſein Unweſen fort; und da er endlich, eines Straßenraubes halber, in die Hände der Gerechtigkeit fiel, ſo geſtand er unter andern

Schandthaten auch, gleichſam als Zugabe betrachtet: daß er auf Maßerinens und Harcourts Bitte die Gemalin des Leztern vergiftet habe. Noch hätte man vielleicht darauf nicht, wie man ſolte, geachtet. Doch ſonderbar genug muſte grade damals auch iener Kammerdiener erkranken, deſſen Rechtſchaffenheit Harcourt vergebens auf die Probe geſtellt hatte, und auch dieſer erzälte in der Fieber-Hizze ienen Antrag, der ihm zu Vimories Ermordung gemacht worden ſei. Auf dieſe doppelte Anklage, von noch andern Umſtänden begleitet, wurde unſer Ehpaar plözlich in ſeiner ſchönſten Sicherheit verhaftet; geſtand auf der Folter alles; und ward wenige Tage drauf, von Niemanden bedauert, zum Tode geſchleift.

VI.

Im Winter des Jahrs 1611 fiel zu Konſtantinopel — was in dieſen warmen Ländern äußerſt ſelten iſt! — ein ziemlich tiefer Schnee. Einige Bedienten des engliſchen Geſandten, Ritter Glovers, warfen ſich bei dieſer Gelegenheit mit Schneeballen; verſchiedne Türken ſahen dieſem Scherz-Gefechte zu; aber leider ward es am Ende nur alzu ernſtlich. Denn einen vorbeigehenden Janitſcharen traf ein, vielleicht zu hart gedrückter Ball ſo heftig ins Auge, daß er nicht nur dieſes einbüßte, ſondern daß auch der Brand hinzuſchlug, und der Unglückliche ein fremdes Spiel mit ſeinem Leben bezalen muſte.

Dieſer Vorfall machte unter ſeinen Gefährten gewaltigen Lermen. Der Janitſcharen-Aga ſelbſt beſchwerte ſich beim Grosvezier, und dieſer forderte vom Ambaſſadeur die Auslieferung des Thäters. Vergebens erwieder-

te der Geſandte: daß ia der Wurf offenbar nicht in feindlicher Abſicht geſchehen, ſondern nur durch ein Ohngefähr ſchädlich geworden ſei. Der Vezier blieb unerbittlich. Ja, als der Geſandte erklärte: daß er durchaus nicht wiſſe, welcher unter ſeinen Bedienten den unglücklichen Ball geworfen habe, rüſtete ſich alles zu einem ernſtlichen Sturm des Pöbels aufs engliſche Geſandten-Haus; ſo daß Glover endlich verſprechen muſte, alle ſeine Hausgenoſſen vortreten zu laſſen, und den Schuldigen, wenn er erkant werde, auszuliefern.

Kaum war die Dienerſchaft vorgetreten, ſo fielen fünf Türken, die iener erſtern Szene zugeſehen hatten, zu gleicher Zeit über einen gewiſſen Simon Dibbins her, der vor kurzem erſt von Kandia nach Konſtantinopel gekommen war; und ſie ſowohl, als auch noch andre Janitſcharen beſchwuren einmüthig: daß er der Thäter ſei. Von neuem that der Ambaſſadeur iezt Vorſtellung. Er wuſte ganz gewiß, daß dieſer Dibbins unſchuldig und damals

ſogar nicht zugegen geweſen ſei. Er führte dies zum Beweis für ihn an; und erbot ſich auch eine anſehnliche Summe für ſeine Befreiung herzugeben. Nichts half! Jene Gründe wurden als ein blos erdichteter Vorwand betrachtet, und das Löſegeld ſchlug man aus. Der Geſandte, wolte er anders nicht das Leben von mehrern Menſchen in Gefahr ſezzen, mußte ſich endlich entſchließen, einen ſeiner Ueberzeugung nach ganz Unſchuldigen aufzuopfern.

Dies ſchmerzte ihn gewaltig. Noch den Morgen vor der Hinrichtung ſchickte er ſeinen Sekretair zu dem Gefangnen, um ſich gleichſam mit der Nothwendigkeit gegen ihn zu entſchuldigen. Dieſer fand ſeinen Landsmann des Todes gewiß, und doch ſehr gelaſſen. Noch mehr! Dibbins trug es ihm ſogar auf, den Geſandten ſeinetwegen zu beruhigen. — „Ich ſterbe," ſprach er, „zwar unſchuldig in „dieſem Punkt, doch nicht ſchuldlos. Ich ha„be, was ich nun geſtehen will, in England

»einen Mord begangen; habe deshalb aus »meinem Vaterland entweichen müſſen; bin »deshalb nach Kandia geflohen! Daß ich hier »nun für einen andern angeſehen werde, daß »ſo viele, die ich nie beleidigte, einmüthig mei»nen Tod begehren, — darinnen ſeh' ich nichts »anders, als eine Spur verdienter göttlicher »Vergeltung; und ich ſterbe gern!«

Wenige Stunden nachher ward er würklich vor der Thüre des Geſandten aufgeknüpft; und dieſer war es allerdings nun zufrieden, daß mit dem Tode eines eingeſtandnen Mörders das Leben eines ganz unwillkührlichen Todſchlägers erkauft werde.

VII.

Signor Albemane, ein vornehmer iunger Mailänder, verliebte ſich in eine, gleichfals iunge Dame, Klara mit Namen; warb um ſie, erhielt die Einwilligung ihrer Eltern, konte aber ihre eigne nicht erhalten; denn ſie hatte ſchon Wort und Herz an einen gewiſſen Graf Barentano verſchenkt. Albemane wußte dieſes; aber, durchglüht vom Wunſch ihres Beſizzes, beſchloß er ihren begünſtigten Nebenbuhler umbringen zu laſſen; dingte hierzu zwei der entſchloſſenſten Banditen, ieden mit hundert Dukaten; und war vorſichtig genug, am Tage der That, einige Meilen weit von Mailand zu verreiſen, ſo daß er würklich bei dieſem Morde ganz verdachtlos blieb.

Nachdem Klara einige Monate lang dem Andenken ihres Barentano manche bittre Thräne gewidmet hatte, milderte ſich endlich ihr Schmerz, und ſie reichte dann Albemanen

würklich ihre Hand. Er ſah ſich im vollſten Genuß ſeines ſo heiß gewünſchten, durch Frevel erkauften Glücks. Doch eben dieſer Genuß kühlte, wie gewöhnlich, die Leidenſchaft ſelbſt ab. Der iunge Schwärmer ward der Liebkoſungen ſeiner nun im Ernſt für ihn zärtlich geſinten Gemalin bald ſatt; und begann andern ſchwelgeriſchen Lüſten nachzuhängen.

Inzwiſchen hatte Pedro, einer von ienen Banditen, den Sündenlohn der hundert Dukaten längſt wieder verpraßt, und war bei Gelegenheit eines Straßenraubs der Obrigkeit in die Hände gefallen. Aus ſeinem Gefängnis ſchrieb er an Albemanen, bat um Rettung, und drohte zugleich, ihn als Mordbeſteller anzugeben, wofern er ihn nicht iezt von dem ſchon zugeſprochnen Strange befreie. Albemane beantwortete dieſen Brief ſehr herablaſſend; verſprach dem Gefangnen ſeine Hülfe, und ließ ihm des andern Tags durch ſeinen Kammerdiener melden: die Begnadigung ſei ſchon unterzeichnet. Doch dieſe Freundlich-

keit und dieſe Bothſchaft waren nur eine Kriegsliſt, um Pedros Mund ſo lange zu ſchließen, bis er das Gift getrunken habe, welches der Kammerdiener in einer Flaſche Wein ihm zuſtecken ſolte. Des Morgens, als die Hinrichtung vor ſich gehen ſolte, fand man den Verbrecher todt auf der Streu. Alle glaubten, er habe ſich ſelbſt vergiftet, um einem ſchmählichern Tode vorzubeugen. Auf Albemanen rieth wieder Niemand.

Kaum ein paar Tage drauf erhielt er auch vom zweiten Banditen, Leonardo, der ſich zu Pavia befand, einen Brief mit der Bitte: Ihm eine Summe von funfzig Dukaten, womit er ſich aus großer Verlegenheit zu ziehen gedenke, zu verehren, oder wenigſtens vorzuſtrecken. Albemane nahm auf dieſes Begehren keine Rückſicht. Leonardo ſchrieb daher abermals, und drohte ſogar, ienen Mord des Barentano anzugeben, wenn er die begehrte Summe nicht ſobald als möglich erhalte. Denn es gelte ihm (ſo waren ſeine Worte) in dieſer

Bedrängnis gleichviel, am Galgen oder Hungers zu ſterben.

Dieſer zweite Brief kam in Albemanens Abweſenheit; ward von deſſen Kammerdiener in Empfang genommen, und auf ſeines Herrn Tiſch gelegt, damit er gleich bei der Ankunft ihn finde. Da aber Albemane, nach damaliger Sitte vornehmer Perſonen, auch einen Narren in ſeinen Dienſten hatte, ſo traf ſichs, daß dieſer Narr den Brief früher erblickte, ihn nahm, damit im Hof ging, und ausrief: So eben hab' ſer ein Schreiben vom lieben Gott erhalten. Die Frau vom Hauſe hörte dies, nahm dem Narren das noch verſiegelte Papier ab, und da ſie ſah, daß die Aufſchrift an ihren Gemal gerichtet ſei, ſteckte ſie ſolches in die Taſche, um es bei ſeiner Heimkehr ihm ſelbſt einzuhändigen. Doch äußerſt unwillig geberdete ſich der Narr dabei; unaufhörlich ſchrie er: „dieſer Brief komme grade vom Himmel her, und ſei an ihn ſelbſt, nicht an ſeinen Herrn gerichtet.“ — Das Sonderbare in

dieſen Worten, die Hartnäckigkeit des Narren, und ſein öfteres Wiederholen des Ausrufs, fiel endlich ſeiner Gebieterin auf. Eine weibliche Neugier wandelte Klaren an; ſie erbrach jenes Schreiben und las in ihm — das ſchreckliche Geheimnis: daß ihr Gemal ein Mörder, — ein Mörder ihres Geliebten ſei.

Ganz verſteinert wußte ſie eine lange Weile ſelbſt nicht: welche Wahl ſie zu treffen habe? Ob ſie den Meuchelmord ihres Geliebten verſchweigen, oder die Anklägerin ihres Gatten werden ſolle? Doch da die Mitwiſſenſchaft um eine ſolche Frevelthat ihr die Seelenruh auf immer zu rauben drohte; und da ihr in jenen Worten des Stocknarrn ein höhrer Wink zu liegen ſchien, ſo glaubte ſie endlich durch ihr Gewiſſen verbunden zu ſeyn, dieſen Brief der Obrigkeit nebſt der Anzeige, wie ſie dazu gekommen ſei, auszuhändigen. — Dies geſchah; Albemane ward ſofort verhaftet, Leonardo von Pavia herbeigeholt. Der Leztere, als man ſeinen Brief ihm vorlegte, ſtuzte, erblaßte, be-

kante ſofort alles. Albemane wolte läugnen; aber iene Ausſage und die gedrohte Folter zwangen ihn bald zum Geſtändnis. Er war nichtswürdig genug, nun auch den Kammerdiener anzugeben, deſſen er ſich zu Pedros Vergiftung bedient hatte; und als ſie alle drei zum Tode verurtheilt wurden, ſtieß er noch mit ſeinem lezten Odem Flüche gegen ſeine Gattin, ſeinen Narren und Leonarden aus.

VIII.

VIII.

Lauriette R**, ein iunges, ſchönes Mädchen zu Avignon, konte, inſofern ſie reizend, wohlerzogen und die Erbin eines anſehnlichen Vermögens war, Anſpruch auf eine der vortheilhafteſten Heirathen in der Provinz machen. Aber ihr Herz war verdorben; ihre Sitten waren zügellos; ohne Wahl und Maas verſchwendete ſie ihre Gunſtbezeugungen. Unter ihren Liebhabern zeichnete ſich vorzüglich ein gewiſſer Graf von Poligni aus, ein iunger Mann der allerdings viel Liebenswürdigkeit beſaß. Eines Abends, als er von ihr ging, ward er meuchlings ermordet. Der größte Verdacht dieſer That fiel auf einen gewiſſen Herrn von Belville, der früher Lauriettens begünſtigter Anbeter geweſen, und vom Poligni verdrängt worden war.

Hinlängliche Beweiſe, Belvillen öffentlich anzuklagen, fehlten; doch Lauriette im Herzen

überzeugt, daß er um ihren Liebling ſie gebracht habe, war ſich und dieſen Leztern zu rächen entſchloſſen. Unter der freundlichſten Larve verbarg ſie ihren feindlichen Plan. Ein Billet von ihr lud ihn zum Beſuch ein. Mit aller Wärme eines Verliebten nahm er dieſes Anerbieten auf. Der Empfang war zärtlich. Doch ſie ſowohl, als auch Lucette, ihre Kammerfrau, hatten ſich mit Piſtolen bewafnet. Als Belville, nach den erſten Umarmungen, nur einen Augenblick ans Fenſter, den Rücken gegen die Thüre gekehrt, trat, nüzten ſie ſofort dieſe Gelegenheit. Ein Schuß von hinten ſtürzte ihn zu Boden. Er blieb alsbald todt, doch begnügten ſie ſich nicht damit, ſondern durchbohrten noch ſeinen Leichnam mit mannichfachen Dolchſtichen. Dann trugen ſie gemeinſchaftlich den todten Körper in Keller, und vergruben ihn unter einen Holzſtoß.

Des andern Tags erkundigte man ſich nach Belvillen. Er war nirgends zu finden. Sein Bedienter verſicherte: ihn bis an Lauriettens Woh-

nung begleitet, und daß er zu ihr hinein gehe, geſehn zu haben. Man befragte ſie deshalb. Sie erwiederte: daß Belville allerdings zum Beſuch gekommen, aber gar nicht lange geblieben ſei; was nachher mit ihm geworden wäre, wiſſe ſie nicht. — Dieſe Antwort gnügte den Gerichten keineswegs. Man glaubte Grund genug zu haben, Lauriétten auf die Folter zu werfen; *) ſie geſtand keine Silbe. Lucette, die indeß beſorgte, daß ihre Gebieterin beichten und ſie als Mitſchuldige angeben würde, entfloh heimlich aus der Stadt, und erſäufte ſich in dem See, der zwiſchen Avignon und Orange liegt. Ihre Flucht vermehrte den Argwohn gegen Lauriétten. Sie ward zum zweitenmale gefoltert, und blieb bei ihrer erſten Standhaftigkeit. Endlich ſprach man ſie frei, und ſie

*) Wahrlich abſcheulich genug, daß man das glaubte! Woher Lauriétten (wenn nicht andre Umſtände obwalteten) die Schuldigkeit oblag, für Belvillen zu haften, läßt ſich ſchwer begreifen. M.

feierte dieſe Anerkennung ihrer Unſchuld mit einem frölichen feſtlichen Male. Dennoch blieb ihre Frevelthat nicht lange unentdeckt und unbeſtraft.

Ihre Ausgaben überſtiegen ihre Einnahme bei weiten. Bald war der anſehnlichſte Theil ihrer Erbſchaft verpraßt. Das Haus, wo ſie wohnte, eines der prächtigſten in ganz Avignon, gehörte ihr nicht eigenthümlich. Schon ſeit drei Jahren war ſie dem Beſtzzer deſſelben, einem Herrn von Richecourt, den Miethzins ſchuldig geblieben. Nachdem er oft genug ſie vergebens um Bezalung gemahnt hatte, nahm er zur gerichtlichen Hülfe ſeine Zuflucht. Nicht nur ihr Hausgeräthe, ſondern auch ihre Weine und die Holzvorräthe im Keller wurden in Beſchlag genommen und verkauft. Indem man bei dieſen leztern einen kleinen Schutthaufen wegräumte, ward man einige Spuren von Blute gewahr, grub weiter und fand Belvillens Leichnam noch unvermodert. Man trug ihn ſofort zu Lauriettem. Beim Anblick

deſſelben ſank ſie ohnmächtig zur Erde. Zu laut und zu ſtark ſprach nun alles gegen ſie. Ihr Verbrechen ließ ſich länger nicht läugnen; ſie ſelbſt bequemte ſich nun zum Geſtändniß. Die Richter verurtheilten ſie, vor der Thüre desjenigen Hauſes, wo ſie gewohnt und geſündigt hatte, aufgeknüpft zu werden. — Daß man dann ihren Leichnam, und Lucettens todten, in die Stadt zurückgeſchleiften Körper verbrante, und die Aſche in die Luft verſtreute, gehört zu den zweckloſen Ueblichkeiten ehmaliger Gerichtspflege.

IX.

Ein Kaufmann zu London hegte gegen einen ſeiner Nachbarn einen ſo bittern, unbeſchränkten Haß, daß er endlich unter mancherlei, ſeine Bosheit und Grauſamkeit noch erſchwerenden Umſtänden, einen Meuchelmord an ihm beging. Da er nun, wie ſehr natürlich, vor Unterſuchung der Gerechtigkeit ſich ſcheute, ſo entfloh er nach Frankreich und lebte alda verſchiedne Jahre. Seine Einkünfte waren beträchtlich; häusliches Bedürfnis drängte ihn keineswegs; aber die Stimmung ſeiner Seele war äußerſt traurig. Tag und Nacht ſtand der Schatten des Ermordeten vor ſeinen Augen. Um dieſem Schreckbild zu entgehen, durchreiſte er Teutſchland und Italien. Doch ſeine Reiſen nüzten ihn nichts. Jener Schatten begleitete ihn über die Alpen und über den Rhein.

Nach zwanzig Jahren eines unſtäten, kummervollen Lebens entſchloß der Unglückliche ſich nach England zurück zu kehren. Hier

hoft' er abermals die Ruhe wieder zu finden, die ihm ſeit der Entfernung aus dem Vaterlande fremd geworden war. Zeit und Reiſen, ſchmeichelte er ſich, würden ſeine Geſichtszüge verändert und unkentlich gemacht haben. Im Winkel einer Provinz, fern von der Hauptſtadt, unter fremden angenomnen Namen, wolte er den Ueberreſt ſeiner Tage verleben. Sein Plan war weislich genug überdacht; aber doch ſchien ihn dadurch das Verhängnis nur zum Empfang' einer längſt verdienten Strafe zu berufen.

So wie er in London ausſteigt, und bei dem Hauſe des Kaufmanns, den er vordem getödtet, vorbeigeht, hört er hinter ſich eine Stimme erſchallen: »Haltet ihn! Haltet ihn! das iſt er!« Sofort ergreift er aus allen Kräften die Flucht. Eine Menge Volks ſtürzt hinter ihm her. Binnen wenigen Minuten ſieht er ſich umringt und ergriffen. Erſchreckt durch dieſen Vorfall, und durch dieſen Haufen ſeiner Verfolger, bekennt er ſofort: »Ja, ia! er ſei

ſchuldig!« Kaum hört der Pöbel dieſes Geſtändnis, ſo ſezzen ſich einige davon in Bereitſchaft ihn ins Waſſer zu werfen; nur begehrt man: daß er zuvor das Geſtohlne wieder ausliefre. Er weiß nicht, was er hierauf antworten ſoll. Er betheuert, daß er freilich ſeinen Nachbar (den er mit Namen nennt) ermordet hätte; aber er verſichert zugleich, ihn nie beraubt zu haben. — Jezt klärt es ſich erſt auf, daß bei der ganzen Geſchichte ein Irrthum obwalte. Jenes Rufen und Verfolgen hatte einem Beutelſchneider gegolten, der in dieſem Hauſe grade damals auf einem Diebſtahl ertappt worden war. Er hatte ſich gerettet, indem man dieſem nur nachſezte. Voll Verwundrung blickte man ſich nun wechſelſeitig an. Sogar den Angehaltnen wieder loszulaſſen, hatten mehrere von der Menge Luſt.

Doch in eben dieſem Augenblick erinnerten ſich ein Paar von den Umſtehenden an den

Namen ienes getödteten Kaufmanns und an den gegen ihn verübten Mord. Man brachte daher den Verhafteten zu einer Gerichtsperſon, und er wiederholte daſelbſt ſein voriges Geſtändnis. Bald drauf ward er zum Strange verurtheilt; und noch wenige Minuten vor ſeinem Tode betheuerte er, dieſe zwanzig Jahre hindurch, ſeit ienem verübten Morde, nicht einen ruhigen Tag, nicht eine frohe Stunde nur, gekant zu haben.

X.

Ein Geiſtlicher in Nord-England — wahrſcheinlich in der Grafſchaft Lankaſter, — ward einſt, als er auf die Kanzel kam, und ſeine Bibel aufſchlug, in ſolcher ein Blättgen Papier gewahr, welches er beim erſten Blick für einen kirchlichen Aufgebots-Zettul hielt, worauf er aber beim genauern Anſchauen folgende Worte las:

»Johann P* und Jakob D* haben einen Reiſenden, der bei ihnen einkehrte, Namens N** geplündert, ermordet, und ſeinen Leichnam im nächſten Wäldchen an dem und dem Orte verſcharrt.«

Voll Erſtaunen rief der Pfarrer ſofort ſeinen Schulmeiſter, und fragte ihn: Ob er wohl ein Billet ihm in die Bibel gelegt habe? Dieſer verneinte es, und der Prediger wolte nicht weiter darnach fragen; denn die Namen der angeblichen Mörder auf dieſem Zettul waren

grade die Namen des — Schulmeiſters ſelbſt und des Küſters. Beim Herausgehn aus der Kirche begab er ſich zu einem Friedensrichter; ſagte ihm, was er gefunden und geleſen habe; zeigte auch das Papier ſelbſt vor. Aber wie ſtaunte er von neuem, als dieſes — ein vollkommen weiſſer Zettul war. Der Friedensrichter behandelte den Pfarrer als einen Schwärmer und Thoren; ſchmälte ihn weidlich aus, und ſchickte ihn wieder nach Hauſe.

Aber einige Stunden ſpäter kam er von neuem wieder; betheuerte, daß bei ienem Leſen keine Schwärmerei und eben ſo wenig ein vorhergegangner Argwohn obgewaltet; kurz, ſprach mit einer ſolchen Ueberzeugung, daß der Richter endlich in die Verhaftung des Schulmeiſters willigte. *) Sie wurden beide

*) Mit welchem Rechte, mag ich nicht entſcheiden. — Ein Geſicht dieſer Art, auch mit der innigſten Ueberzeugung von einem einzelnen, noch ſo glaubwürdigen Mann angezeigt, verdient vor Gerichte doch wohl ohne Zweifel, Anhörung aufs höchſte, und dann —

beſonders befragt; leugneten beide den Mord, widerſprachen ſich aber gleichwohl ſtark in ihrer Ausſage. Der Küſter, der zugleich einen Gaſtſchank unterhielt, geſtand: daß der erwähnte Reiſende bei ihm eingekehrt, übernachtet, und des andern Morgens wieder weggereiſet ſei; der Schulmeiſter hingegen verſicherte, alle ſeine Abende ſchon ſeit geraumer Zeit beim Küſter zugebracht, und doch nichts von dieſem Reiſenden geſehn oder gehört zu haben. Man ſchritt nunmehr zu einer Haus-Unterſuchung. Sowohl beim Küſter, als beim Schulmeiſter, fand man mehrere Goldſtücke und verſchiedne Kaufmanns-Waaren. Doch beim Verhöre deshalb wußten beide davon ſo genaue Rechenſchaft zu geben, daß der Richter ſich damit befriedigen muſte.

Endlich erinnerte ſich der Geiſtliche — und ſtaunte nicht eher darauf gefallen zu ſeyn! —

Abweiſung! Selbſt das nachmalige Eintreffen entſchuldigt die vorhergegangne Ungeſezlichkeit nicht. XX.

daß iener wunderbare Zettul ia auch den Ort angegeben habe, wo der Leichnam verſcharrt worden ſei. Man begab ſich dorthin; fand würklich vor kurzem erſt aufgewühlte Erde; grub nach, und traf glücklich den Körper des Ermordeten an. Als man dieſen dem Küſter vorlegte, da erſchrack er; bekante alles; gab den Schulmeiſter als Mitgenoſſen ſeiner Frevelthat an; und erlitt bald drauf mit ihm zugleich die verdiente Todesſtrafe.

XI.

In Frankreich hatte ein Mann von Stande verſchiedne Offiziere von der Beſazzung zum Mittagsmale geladen. Unter ihnen war auch der Vater desienigen iungen, glaubwürdigen Mannes, der Fieldingen, dieſe, und die nachſtehende Geſchichte erzälte. — Schon eine Weile war die Geſellſchaft beiſammen; doch indem man ſich eben zur Tafel ſezzen wolte, hob einer dieſer Offiziere von ohngefähr die Augen auf, erſchrack und rief: »Gott im »Himmel, ich bin verloren! Schafft ſie weg »— weg von mir! Ich kan ihren Anblick »nicht aushalten!« — Mit dieſen Worten warf er ſeinen Stuhl um, und fiel ſelbſt zur Erde. Ein algemeines Getümmel erhob ſich; man bracht' ihn wieder auf ſeinen Seſſel; man kam ihm ſo ſchnell und ſo gut als immer möglich zu Hülfe; aber indem er noch einmal ſein Geſicht gegen die vorige Seite des Zimmers

richtete, rief er wiederum: »Ha, immer noch »da? Fort aus meinen Augen! Oder ich »will lieber alles geſtehn; will mich der Stra»fe unterwerfen, die ich verdient habe!« — Man glaubte, er ſprech' in einer Fieber-Hizze; der Herr von Hauſe ließ ihn auf ein Bett im andern Zimmer bringen, und ſchickte nach einem Wundarzt, der ihm die Ader ſchlagen ſolte.

Sehr natürlich war durch dieſen Vorfall die ganze Tafel etwas geſtört worden, und man ſprach, auch nach des Offiziers Entfernung, über die muthmasliche Urſache ſeiner Krankheit. Eine Perſon in der Geſellſchaft hatte bemerkt, daß die Anfälle des Kranken geſtiegen wären, ſo oft er ein gewiſſes Portrait an der Wand des Zimmers betrachtet habe; und ſie fragte daher: Wen dieſes Bildnis vorſtelle? Man antwortete ihr: Es ſei das Bildnis einer Dame, die vor ohngefähr zwei Jahren, einige Meilen von hier, auf ihrem Landſiz von Meuchelmördern überfallen, geplündert und getödtet

worden wäre. Der Reſt ihres Hausgeräths ſei in eine öffentliche Verſteigerung gekommen, und da dieſes Bild von der Hand eines geſchickten Künſtlers ſtamme, habe man es gekauft und aufgehängt. — Der Hausherr aber fragte die Offiziers nun gegenſeitig: Wer eigentlich dieſer krankgewordne Herr ſei? denn blos weil er zu ihrem Regimente gehöre, hab' er aus Achtung für die Uebrigen ihn geladen, ohne ihn iemals vorher zu kennen.« — Alle erwiederten: daß auch ſie nicht eigentlich wüßten, wer und woher er ſei? denn erſt ſeit kurzem hab' er ſich bei ihrem Regiment eingekauft, ohne ſonſt eine Empfehlung für ſich, oder einen Tadel gegen ſich zu haben.

Während dieſes Geſprächs kam der Wundarzt an, um dem Kranken zur Ader zu laſſen. Einige von der Geſellſchaft begleiteten ihn zum Bette deſſelben. Er war wieder bei völliger Beſinnung; aber in ſeinen Blicken war doch immer noch eine gewiſſe Aengſtlichkeit zu ſpüren. Als man ihn um die Urſach fragte, war

ſeine

ſeine ganze Antwort: daß er ſchon mehrmals dergleichen Anfälle gehabt; und ſo oft der Chirurgus ſich ihm nahte, ſtieg ſeine Verlegenheit ſichtlich. — Alle dieſe Umſtände fielen dem Herrn von Hauſe auf. Er winkte dem Wundarzt, führt' ihn ins Nebenzimmer, und fragte ihn: Ob er vielleicht dieſen Herrn kenne? — Der Wundarzt erwiederte: Er glaube, nein! weil er ihn in Offiziers Uniform finde; denn ſonſt hab' er allerdings einmal einen Landſtreicher gekannt, der dieſem Fremden ſehr geähnelt habe. — Der Hausherr bat ihn, doch wieder zum Kranken zu gehn, und ihn gradezu unterm Namen jenes Landſtreichers anzureden. Man könne ja ſehen, was es für eine Würkung mache. Im Fall eines Irthums werde man mit einer kleinen Bitte um Verzeihung leicht durchkommen. Auch ſteh' er für die Folgen.

Der Wundarzt war willig hierzu; ging hinein, nahm den Offizier bei der Hand, und ſagte in einem zuverſichtlichen Tone: »Aber, Bernard, wie befindeſt du dich denn eigentlich?

Warlich in dem Aufzuge hätt' ich dich doch nicht wieder zu treffen verhoft!« Bei dieſen Worten erblaßte iener von neuen. »Ich ſeh's, rief er, ich bin verrathen! Ja, ia! ich will alles bekennen!« Die Geſellſchaft ward nun herbeigerufen. Er geſtand laut, daß er derienige ſei, den der Wundarzt in ihm erkant habe — ein Landſtreicher, ein Räuber, ein Mörder ſogar! Durch Beihülfe eines treuloſen Bedienten habe er ſich vor zwei Jahren ins Haus derienigen Dame, deren Bildnis ihn an der Tafel ſo erſchreckt, heimlich eingeſchlichen, habe ſie mit ienem Böſewicht erſt beraubt und dann ermordet; habe dann eben ſo raſch ſeinen Spiesgeſellen auch umgebracht, und den Leichnam deſſelben im Keller verſcharrt, damit man glauben ſolle: dieſer habe die That gethan, und dann die Flucht ergriffen. Im Schreibeſchrank dieſer Dame wären unter andern fünfhundert Louisd'ors befindlich geweſen; mit ihnen hab' er ſich eine Stelle in der Armee gekauft. Die Juwelen hingegen und das Silberzeug,

das er damals erbeutet, hab' er, aus Furcht verrathen zu werden, bisher noch in der Erde vergraben.

Er gab den Ort an, wo dieſes geſchehen ſeyn ſolte. Man ſchickte ſofort Leute dorthin, und fand alles noch unverſehrt. Auch die Gebeine des ermordeten Bedienten wurden angetroffen und ausgegraben. Der Verbrecher aber ward nunmehr ins Gefängnis gebracht, genauer verhört, und als ſeine Strafwürdigkeit auch nicht dem geringſten Zweifel mehr unterlag, zum Rade verdamt.

XII.

In einer Stadt des nördlichen Frankreichs fand man eines Morgens einen iungen Mann vom Stande in ſeinem eignen Zimmer aufs grauſamſte ermordet. Die Obrigkeit des Orts ſtelte zur Entdeckung des Mörders die ſorgfältigſten Nachſuchungen an. Alles vergebens! Eine geraume Zeit verlief. Niemand gedachte mehr an den Ermordeten.

Doch ſieben Jahre nach dieſer Frevelthat durchlief auf einmal die ganze Stadt ein Gerücht: Herr von S**, ein angeblicher Buſenfreund des Ermordeten, habe dieſe Schandthat begangen. Den ganzen Tag ſprach man überall, und als ſei es ausgemacht, davon. Woher die Erzälung komme, wuſte niemand; aber viele wunderten ſich ſogar, daß die verdächtige Perſon noch nicht verhaftet werde. Würklich hatten die Gerichte auch davon gehört; doch einen Mann von Stande und unbeſcholtnem

Ruſe auf eine ſo ſchwankende, unbezeugte Rede einziehn zu laſſen, trugen ſie, (wie billig!) Bedenken; und am andern Morgen dachte ſchon wieder kein Menſch daran.

Des andern Jahrs, an eben demſelben Tage, erneut ſich plözlich die Sage wieder, und verſtärkt ſich noch mit dem Zuſazze: Herr von S** ſei bereits verhaftet; habe vor Gericht alles geſtanden, und einen Ort in ſeinem Garten angezeigt, wo man den Hirſchfänger, mit welchem er das Herz ſeines Freundes durchſtoßen, und einige Kleidungsſtücke, vom Blut des Erſchlagnen befleckt, vergraben finden werde. — Der Pöbel umringt ſofort ſchaarenweis das Haus des angeblichen Thäters und verlangt in den Garten hineingelaſſen zu werden. Erſchrocken über dieſes Getümmel fährt Herr von S** mit dem Kopfe zum Fenſter hinaus. Man lärmt, man ſchimpft, man wirft mit Steinen nach ihm. Er glaubte im Ernſt als derienige, der er würklich war, entdeckt worden zu ſeyn; eilt durch eine Hintertreppe hinab;

ſattelt ſelbſt ſein beſtes Pferd, und ſprengt damit im ſchnellſten Gallop der nicht alzuweit entfernten franzöſiſchen Grenze zu.

Die Stadt-Gerichte, die am beſten wuſten, daß an keine Verhaftung gedacht worden, und daß mithin auch ienes Geſtändnis eine Fabel ſei, ſchickten indeß einige Stadtſoldaten ab, mit dem Befehl: den Pöbel zu zerſtreuen, und Haus und Perſon des Herrn von S** vor aller Thätlichkeit zu ſichern; als ſie aber gleich drauf vernahmen: daß S** bereits mit aller möglichen Eil die Flucht ergriffen habe, da ſtuzten ſie ſelbſt über das Sonderbare dieſes Zufalls. Der Urheber des ganzen Gerüchts ließ ſich durchaus nicht ausfindig machen. Eine höhre Kraft ſchien hier im Spiele zu ſeyn, um den Urheber ienes grauſamen Meuchelmords ans Licht zu bringen. Man ließ aufs Gerathewohl im Garten nachgraben; und ſiehe da, alles traf buchſtäblich mit der allgemeinen Sage überein. Ja, um das Sonderbare noch ſonderbarer zu machen, das

Blut auf den Kleidern ſchien dieſe acht Jahre hindurch noch ganz friſch geblieben zu ſeyn.

Jezt ſchickte man ſofort Häſcher nach, den Entflohnen zu verfolgen. Anſehnlich genug war der Vorſprung, den er — hätte gewinnen können. Doch kaum zwei Meilen von der Stadt erhaſchte man ihn bereits. Sein Pferd war mit ihm geſtürzt; er ſelbſt hatte ſich eine Hüfte ausgefallen. Man brachte ihn zurück. Er geſtand ſofort alles; und ward dafür, wie natürlich, im Verfolg öffentlich hingerichtet.

XIII.

Ein Irrländer, und zwar ein Mann von anſehnlichem Stande, *) hatte ſeinen Freund im Zweikampf erlegt; und muſte deshalb vor Gericht ſich ſtellen. Er vertheidigte ſich unerſchrocken, und alle Umſtände waren ſo günſtig für ihn, daß er am Ende des vorſäzlichen Mordes quitt geſprochen, und ihm nach Landes-Gebrauch ein Buch, um den Reinigungs-Eid zu leiſten, dargeboten wurde. Aber indem er darauf blickte, trat er erſchrocken zurück, nahm es zwar; konte iedoch für Beſtürzung kein Wort herleſen. — Man fragte ihn um die Urſach ſeiner Betretung; und er antwortete: »Er wundre ſich allerdings, daß

*) Derienige, der Fieldingen dieſe Anekdote erzälte, verſicherte: Sein eigner Grosvater ſei Richter des Verklagten geweſen. Aber weil die Familie dieſes Leztern zu den Erſten Familien im Königreiche gehörte, verſchwieg er den Namen deſſelben.

»man ſo mit ihm umgehe. Die Buchſtaben »dieſer Schrift wären ia über und über voll »Blut!«

Einige Perſonen, die neben ihm ſtanden, warfen nun ſofort ihre Blicke auf dieſes Blatt; aber ſie ſahen auch nicht die geringſte Spur von Blute; im Gegentheil war die Schrift rein, groß und leſerlich. Sie ſagten ihm dies; ſeine Beſtürzung nahm zu; er blickte noch einmal hin; ſeufzte tief, und rief aus: »Ich Unglücklicher, nun seh' ich, daß die göttliche Rache mich verfolgt; daß ſeine Langmuth mich nicht länger ertragen will! Zwar bin ich in Rückſicht meines Freundes würklich ſchuldlos. Ich tödtete ihn wider Willen; indem ich mich blos zu vertheidigen ſuchte. Doch hab' ich leider die Todesſtrafe nur alzuwohl verdient. Denn vor fünf Jahren ſchon hab ich heimlich meinen eignen Vater getödtet.«

Das Schrecken der Richter bei dieſem ganz unerwarteten Geſtändnis läßt ſich ermeſſen. Sie gaben dem Selbſt-Ankläger Zeit zu be-

denken, was er ſage. Doch dieſer blieb auf ſeiner Rede; erzälte umſtändlich, auf welche liſtige Art er Vater-Mörder geworden ſei; und erkante noch nachher, als das Todes-Urtheil über ihn geſprochen ward, mit reumüthiger Ergebung die ſonderbaren Wege der göttlichen Gerechtigkeit. *)

*) Sonderbar genug iſt dieſer Vorfall; doch daß man eine Art von Wunder in ihm ſuchen müſte, glaub' ich keineswegs, und wahrſcheinlich hat es auch Fielding nicht geglaubt. Wer nur einigermaßen mit den großen Würkungen der Ideen-Aſſociation und einer einmal erregten Einbildungskraft bekant iſt, erklärt ſich Vorfälle dieſer Gattung — wiewohl ſie allerdings merkwürdig bleiben! — doch gar leicht. Man laſſe in der Seele des Verbrechers, indem das Buch zum Schwur ihm dargereicht wird, den in ſeiner Lage ſehr natürlichen Gedanken aufſteigen: „An dieſem Blute biſt du zwar rein! Aber möchteſt du es „doch auch ſo am Blute deines Vaters ſeyn!“ ſo iſt das Schrecknis, welches ihn verblendete, vielleicht ſchon da; iſt ein Geſchöpf ſeiner eignen Seele; und iſt würkſam genug, ſeinen bisher verſchloßnen Mund zum Geſtändnis zu öfnen.

XIV.

Welche unendlich kleine Kleinigkeit oft hinreiche ſelbſt ſtörrigen Verbrechern ihr Geſtändnis zu entwinden, zumal wenn ihre eigne Einbildungskraft gegen ſie auftritt, davon führt Fielding noch ein Beiſpiel auf, das zu ſeinen Zeiten vorfiel.

Katharina Hayes ward angeklagt und überwieſen ihren Ehmann umgebracht zu haben; ward deshalb den Geſezzen nach zum Feuer verurtheilt. Sie bewieß anfänglich in ihrem Verhör äußerſt viel Kühnheit und Dreiſtigkeit; leugnete auch alles friſchweg. Doch indem die Zeugen abgehört wurden, brachte man vor die Schranken unter andern ein Kleid, das ihr Mann getragen, und womit ſie einem ihrer Nachbarn ein Geſchenk gemacht hatte. Dieſes Kleid, auf eine Stange mit einem Queerholz aufgehängt, glich gewiſſermaßen dem Körper eines Menſchen, dem der Kopf ab-

geſchlagen worden, weil man freilich oben nichts als den Rand ſehen konte; daß die Aehnlichkeit iedoch nicht groß ſeyn konte, ergiebt ſich von ſelbſt. Als man aber daſſelbe (und vielleicht ein wenig unerwartet,) vor die Gefangne hinſtellte, ward ſie ſo betreten hierüber, daß ſie ohnmächtig hinſank, und beim Wieder-Erwachen mit keinem Worte mehr ihr Verbrechen ableugnete.

Warnung zur rechten Zeit. *)

Daß Zufälle, die ſich nicht vorher ſehn laſſen, oft noch laſterfreie Seelen allmälig ins Verderben verwickeln können, davon zeugten ſo manche vorhergehende Fälle; doch zu zweifeln, daß auch ſchier eben ſo oft ein Zufall günſtiger Art den angehenden Verbrecher zurückſchrecken, — auf den Marſch des Laſters gerade da zurückſchrecken kan, wo beim nächſten Schritt ein tiefrer Fall nothwendig, und Rückkehr unmöglich geweſen wäre — daran zu zweifeln wäre einer Gotteslästerung ähnlich; und auch hier bietet ſich dem Geſchichtſchreiber, dem Dichter und

*) Dieſe und die folgende Erzälung ſtand in vorigen Ausgaben unter den Kriminal-Geſchichten. Da ſie eigentlich nicht drunter gehören, ſo habe ich ſie iezt lieber ihnen wollen folgen laſſen. Ueberhaupt thut wohl die Stelle wenig zur Sache ſelbſt.

dem Menſchenkenner ein weites, noch ziemlich ungenüztes Feld an. Eine kleine Anekdote, die ein berühmter, nun verſtorbner Schauſpieler — wir wollen ſeinen Namen mit St* bezeichnen, — ſeinen Freunden dann zu erzählen pflegte, wenn er bei guter, und ich will hoffen, auch bei wahrhafter Laune ſich befand, ſcheint mir darauf zu paſſen.

St* jugendliche Aufführung war nicht die beſte. Nur alzuoft bewieß er Ungehorſam gegen älterliche Vermahnung, Troz gegen den Ernſt ſeiner Lehrer, und einen Hang zu wilden Ausſchweifungen in ſeinen Ergözlichkeiten; auch dann und wann eine Kleinigkeit zu entwenden macht' er ſich kein Gewiſſen, ſo ſcharf ihn beim Entdeckungsfall ſein Vater zu züchtigen pflegte. Er war ungefähr funfzehn Jahr alt, als dieſer Vater ſtarb. Mütterliche Zucht dünkt' ihm nun eben ſo ſtreng, und noch um ein gutes Theil ſchimpflicher. Er hatte mehrmals von einem Onkle reden gehört, der in einer Entfernung

von nicht minder als dreiſſig Meilen wohne; dorthin ſich zu flüchten, beſchloß er; freilich war es ein unſinniger Einfall; doch auf unſinnigen Einfällen beharrt die Jugend ja grad' am liebſten. Schon am zweiten Morgen entlief unſer Jüngling wirklich; daß ſein ganzes Vermögen nur in ein paar Gulden, und ſein ganzes Fortkommen in ſeinen Füßen beſtehe, das dünkt ihm eine Kleinigkeit zu ſeyn; am dritten Abend, als er ohne einen Pfennig in der Taſche, ohne einen Biſſen Brod für den Mund, ſich auf des Weges Hälfte ſah, begrif er die Wichtigkeit gar wohl. Zwar ſah er ein Dorf und eine feine Schenke vor ſich; doch auch da einzukehren wagt' er nicht, weil der Schlafgroſchen ihm gebrach. In dieſer Verlegenheit ſah er an der Thüre einer Mühle den Müller ſtehen, grüßt' ihn, und erhielt einen ſo freundlichen Gegengrus, daß er plözlich Herz und Zutrauen faßte, hinging, mit ein paar Worten ſeine Lage, freilich unter etwas verſchönerten

Umſtänden, entdeckte, und zum Beſchluß um ein Nachtquartier ihn anſprach.

Der Müller, der in ſeiner Miene einen leutſeligen Mann nicht nur verſprach, ſondern in ſeinem Betragen auch hielt, beſah ſich einige Augenblicke den Jüngling, und mußte doch mit deſſen Aeußerlichen zufrieden ſeyn, denn er antwortete lächelnd: „Meintwegen! ſeyd mir, Herr Abentheurer, zum Abendbrod und zum Frühſtück obendrein willkommen. Auch an ein paar Federbetten ſolls nicht fehlen; doch müßt ihr mit der Ofenbank vorlieb nehmen; an einer Bettſtelle für Gäſte gebricht mirs gerade.“ — Ein ſolcher Vorſchlag ward mit Dank angenommen. Die Abendmahlzeit war reichlich; nach geſättigtem Hunger nahm St* von ſeiner Ofenbank Beſitz.

Es war ein geraumes Zimmer, die Nacht mondhell, unſer Jüngling befand ſich ganz allein im Unter-Stockwerke. Das Getöſe der nahen Mühlgänge war ihm etwas ungewohntes; ſein Geiſt hatte der Sorgen, der

Pläne,

Pläne, der Hofnung, der Furcht, vielleicht auch ſchon der Reue ſo äußerſt viel. Sehr natürlich, daß er wenig oder gar nicht ſchlief. Indem er ſo lag, und was er gethan, und was er noch zu thun habe, überdachte, vernahm er, troz dem Lärmen der Mühlräder, noch ein kleines, ihm weit näheres Geräuſch. Bald erkant er daſſelbe für das Picken einer Taſchen-Uhr; richtete ſich auf, ſah genauer um ſich herum, und erblickte ſie an einem Schränkchen hängend. Noch waren Uhren damals nicht ſo algemein und ſo wohlfeil, wie iezt. Der Handwerksmänner, zumal auf dem Lande, gab es äußerſt wenig, die zehn bis zwölf Dukaten auf einen ſolchen Hausrath verwandten. Unſer Jüngling wunderte ſich daher allerdings hier eine zu erblicken; ſeine Neugier trieb ihn zu ihr hin; ſeine Unwiſſenheit ſchäzte ihren Werth zwiefach hoch; und ſeine Bedrängniß ſpann ſogleich einen weitläuftigen Faden von Gedanken an. Er ſah ſich unbemerkt, unbewacht; in der Nacht war es ſchon ſpät und

alles todt; die Fenſter des Zimmers gingen im Garten; den Garten umgab eine kleine, leicht überſteigbare Mauer; die Mauer lag an der Landſtraße. Er ſelbſt war ohne Geld, ohne Hofnung. Wenn er dieſer Uhr ſich bemächtigte; ſich damit entfernte; ſie im nächſten Städtchen verkauft' oder verſezte — würd' er dann nicht reichliche Wegzehrung haben? Wer würde wohl hier ihn kennen? Wer ihm nachſezzen? — O es war unbeſchreiblich, wie nüzlich und wie leicht ein ſolcher Schritt ihm dünkte!

Doch wieder die Einwendungen ſeines Gewiſſens! Dieſer Fremde hatte ſo liebreich ihn aufgenommen, ſo gütig ihn bewirthet; ihm ganz allein ſein Zimmer anvertraut, ſelbſt dieſe Uhr nicht weggenommen. Welche Menſchlichkeit und welch' eine Zuverſicht! Es war nicht Diebſtahl allein, es war Verlezzung der Gaſtfreiheit, es war der ſtrafbarſte Undank, wenn er ſie raubte! — Freilich blos ein Schritt der Bedrängniß, aber doch in den Augen

der Welt eine ſchändliche That! Nur Menſchen, bei denen ſchon auf ähnliche Art Noth und Pflicht, Laſter und Redlichkeit kämpften, können die Lage faſſen, in der St* ſich iezt befand. Zwanzigmal ſtreckt' er ſeine Hand darnach aus; zwanzigmal zog er ſie zurück. Jezt auf einen Ruck, möchte man ſagen, ward ſein guter Geiſt Ueberwinder; daß in der Flucht allein noch Rettung von ſeinen Begierden ſei, das empfand der Jüngling, und beſchloß daher eben ſo ſchnell, wirklich zu fliehen; im Hui waren ſeine Kleider angelegt; im Hui öffnete er das Fenſter, ſprang zu ihm hinaus; überſtieg die Mauer; befand ſich auf der Landſtraße. So ſchnell iſt nach vollbrachtem Raube kaum ie ein Dieb geflohen, als St** es iezt that, um keiner zu werden.

Auch hier der menſchlichen Leidenſchaften gewöhnlicher Gang! Dann erwachen ſie noch einmal und oft am heftigſten wieder, wenn ſie alle Hofnung zur Befriedigung ſich abgeſchnitten ſehen. Kaum war St* von der Mauer

herab — die von auſſen wohl noch einmal ſo hoch als von innen war — kaum hatt' er ein paar hundert Schritt' immer noch im vollen Gallop zurückgelegt; ſo hätt' er gern wieder — vor ienem Schränkchen ſich befunden. Die vollſtändigſte Reue wandelte nunmehr ihn an; er glaubte ein ſicheres, und noch dazu leicht verzeihliches Mittel zu ſeinem Fortkommen verſchmäht, glaubte die lächerlichſte Gewiſſenhaftigkeit begangen zu haben. Schon war er nahe dran wieder umzukehren, die Mauer, wo möglich, wieder hinan zu klimmen. Doch ihre Höhe ſchreckt' ihn ab. Die Hunde im Dorfe bellten. Weitere Flucht ſchien ihm unumgänglich; er legte binnen einer Stunde faſt eine Meile zurück. Ein neuer Umſtand erſchwerte dann ſein Fortkommen. Die Nacht war bisher hell und wolkenleer geweſen. Jezt, da der Morgen noch fern war, ging der Mond unter; Gewölke verdeckten den Schimmer der Sterne. Eine dichte Finſternis verbreitete ſich. Unſer Jüngling, in einer Gegend, die

er niemals noch am Tage geſehn, konte in der Nacht deſto minder Weg und Steg erkennen. Bald kam er von der rechten Straße ab; Berg auf, Berg abwärts mußt' er mehr ſtolpern als gehen. Unausgeruht, und einer ſolchen Wanderſchaft ungewohnt, ermüdete er bald. Kaum ſah er die Hand vorm Auge; kaum wolten ſeine Füße ſich noch heben. Auf einem Hügel, den er wohl fühlte, doch auf welchem er ſich nicht zu beſehn vermochte, warf er ſich endlich nieder. Hier beſchloß er den Morgen abzuwarten. Hier erneuerte er ſeine Reue über verſäumte Gelegenheit zur Verbeſſerung ſeiner Umſtände. Nacht, Finſterniß und Müdigkeit wirkten. Er ſchlief ein.

Drei Stunden mocht' er ſo gelegen haben. Die Sonne war indeß aufgegangen; ihr warmer Stral und das Lied der Vögel weckten den Schläfer. Er ſchlug die Augen auf, dehnte ſeine Arme, ſah über ſich, und ſah — wer faßt hier ſein Schrecken und ſein tauſendfaches Gefühl? — ſah, daß er grad' unterm —

Galgen lag. Ein unlängſt Gehenkter ſchwebte über ihm. Die Steine, an die er, einige Stunden vorher, als er ſich niederließ, geſtoßen zu haben glaubte, waren einige Menſchenknochen. Erſchrockner ſpringt der Soldat nicht auf, der in ſorgloſer Ruhe zecht, und plözlich einen feindlichen Säbel über ſich blinken ſieht; ängſtlicher bebt ein unglückliches weibliches Geſchöpfe nicht, wenn es halbnackend ſchon in der Folterkammer ſteht und ſeinen Peiniger ſich rüſten ſieht; als St* jezt aufſprang und bebte. Nicht das ſchreckliche Bild der Gegenwart allein, auch der Gedanke: welcher That er dieſe Nacht nahe geweſen ſey? welche Unterlaſſung er noch vor kurzem bedauert habe? — auch die Ahndung: wozu ein ſolcher Schritt ihn hätte führen können; — auch das Gefühl: Wahrſcheinlich hängt dieſer Leichnam hier eines Diebſtahls willen! Wer weiß, ob ſolcher viel mehr, ia wohl minder noch als derienige betrug, dem ich ſo nahe war? — Alles dies ergrif ihn.

Drei oder vier ſtumme Minuten ſtand er da. Dann warf er ſich plözlich auf ſeine Knie, dankte dem Himmel: daß er ihm Stärke ſich loszureißen gegeben; gelobte heilig, vor einem Laſter, wogegen er ſo gewarnt worden ſei, ſich lebenslang zu hüten; und hielt in dieſem Stücke ſeinen Eid. — Wie er ſich weiter bis zu ſeinem Oheim fortgeholfen; das gehört nicht hieher.

D. Junker und der Deſerteur,

wahre Geſchichte, nebſt einer andern zur Vergleichung.

Johann Junker war ein verdienſtvoller Arzt und Lehrer zu Halle. Sein Kopf hatte Gelehrſamkeit, ſein Herz Gefühl; mit Beifall bekleidete er ſchon eine geraume Zeit den Lehrſtuhl der Zergliederungskunſt.

Einſt wurden an ihn die Leichname von zwei Gehenkten abgeliefert. Es waren Soldaten von der dortigen Beſazzung; ſie hatten, wie man ihm erzälte, einen Bund mit Mehrern gemacht, von der Wache aus durchzugehn; waren ertappt und nach den Kriegsgeſezzen beſtraft worden. Junker ließ dieſe Unglücklichen, wahrſcheinlich mit heimlichen Mitleiden, auf den Zergliederungsſaal bringen; dort ſol-

ken ſie des andern Morgens zum augenſchein-
lichem Unterricht gebraucht werden.

Dieſer anatomiſche Saal ſtieß an Junkers
Studierzimmer. Gegen Mitternacht, als der
Profeſſor noch ruhig an ſeinem Schreibetiſche
ſaß und arbeitete, vernahm er nebenan ein
großes Getöſe. In der Beſorgnis, daß viel-
leicht Kazzen über ſeine Leichname gekommen
ſeyn dürften, ſonſt von ieder andern abergläu-
biſchen Vermuthung frei, ſtand er auf, um
ſelbſt nachzuſehen, was es denn gäbe. Als
er mit dem Lichte im Saal hinein trat, ſtaunt'
er ein wenig, als er das Tuch, welches die
Leichname bedecken ſolte, ganz verriſſen fand;
ſtaunte noch mehr, als er daſſelbe aufhob, und
einen dieſer Körper vermißte. Die Fenſter
waren zu, die Thüren verſchloſſen; ein Dieb-
ſtahl ſchien weder wahrſcheinlich noch möglich
zu ſeyn. Junker blickte im ganzen Saal um-
her, und ein ſeiner Menſchheit wohl verzeih-
licher Schauder überlief ihn, als er in einem
Winkel den angeblichen Leichnam ganz geduckt

und hinein geſchmiegt erblickte. Unter hundert Perſonen wären iezt vielleicht neun und neunzig davon gelaufen; doch Junker ging näher, und fand ſeine Muthmaßung gegründet. Dieſer Unglückliche war wieder lebendig geworden.

Auf Junkers erſtes Wort fiel er ihm demüthig zu Füßen; mit dem Zittern der Kälte ſowohl als der Todes-Angſt bat er ihn um Stillſchweigen und Erbarmen; bat, ihn, der einer alzuharten Strafe wunderbar entkommen ſei, nun auch dieſes Leben zu friſten. Natürlich, daß dieſer Anblick, dieſer Ton und dieſe Bitte den menſchenfreundlichen Gelehrten rührten; daß er ſeinen Gefangnen aufhob, und ihn mit Bedauern fragte: wer er denn ſei, und was er eigentlich geſündigt habe? — »Er ſei, war die Antwort, ein Ausländer und der Sohn wohlbemittelter Eltern. Im Rauſche einer unvorſichtigen Minute hab' er ſich anwerben laſſen; habe ſich zweimal vergeblich loszukaufen und endlich in einem noch un-

glücklichern Augenblick zu flüchten verſucht. Auch dann würd' er wahrſcheinlich mit Spiesruthen nur beſtraft worden ſeyn; wär' er nicht, nebſt noch einem Unglücks-Gefährten, für die Häupter eines ganzen Komplotts angeſehn worden.

Daß dieſem Armen geholfen werden müſſe — darüber war Junkers Mitleid längſt bei ſich ſelbſt einig; auch ein Ausweg fiel ihm, wiewohl etwas ſpäter, ein; Er gab dem Nackenden eines ſeiner eignen Kleider, und einen Mantel zum Umwerfen; befahl ihm dann eine Laterne in die Hand zu nehmen, und ihm vorzuleuchten. So kamen ſie an ein Stadtthor. Der Vorwand, daß man ihn zu einem tödtlichen Kranken in der Vorſtadt gerufen habe, öfnete Junkern, den man kante, ohne Anſtand die Pforte. Sein angeblicher Bedienter kam ganz natürlich auch mit. Kaum waren ſie draußen, ſo wolte dieſer Leztere nochmals das Knie ſeines Retters umfaſſen; bekam aber von Junkern nebſt einem kleinen Zehr-

pfennig die Ermahnung ſich keinen Augenblick zu verſpäten, und entfloh. Nach einem ziemlich langen Spaziergange — den das Bewußtſeyn einer guten Handlung kürzte — kam D. Junker wieder ans Thor; daß iezt ſein voriger Begleiter mangle, fiel als eine Kleinigkeit Niemanden auf; etwas ſchwerer, doch nicht minder glücklich, wußte Junker auch am nächſten Morgen ſeinen Zuhörern den Abgang eines Leichnams zu verſtecken. Keinem Menſchen ſagt' er ein Wort von der ganzen Geſchichte.

Nach zehn oder zwölf Jahren riefen Junkern einige wichtige Geſchäfte nach Holland. In Amſterdam ging er unter andern auch verſchiedne mal auf die Börſe. Hier in dieſem Gewimmel von Menſchen nahte ſich ihm ein Mann von mitlern Jahren; wohlgekleidet, wohlgebildet, und auch, wie Junker gleich drauf von demienigen, der ihn hingeführt hatte, erfuhr, ſeinem Kredit nach einer der redlichſten und reichſten Kaufleute in ganz Holland. Aeuſ-

ſerſt höflich nante er ſofort Junkern bei ſeinem Namen, kante — was an einem Amſterdamer Kaufmann etwas ſeltnes war — die Schriften des teutſchen Gelehrten, und lud ihn endlich, ſo verbindlich als möglich war, zu einem Mittagsmal ein.

Junker wunderte ſich freilich über dieſe Bekantſchaft und Einladung; nahm aber die leztre an; fand eine vortrefliche Tafel, eine noch iunge artige Haus-Frau, einige hofnungsvolle Knaben, und vorzüglich einen überaus freundlichen Wirth. Er befand ſich unter dieſen Menſchen vollkommen wohl. Nach Tiſche ward er im ganzen Hauſe herumgeführt; Wohlſtand, Nettigkeit und Reichthum zeigten ſich überall. Endlich führt' ihn ſein Wirth auch in ſein Schreibkabinett, und fragte ihn, als ſie ſich hier beide ganz allein befanden: ob er ſich ſeiner denn gar nicht mehr erinnere? Junker, wie ſehr natürlich, verneinte es mit einiger Verwunderung.

„Nun! rief der Kaufmann, ſo werd' ich doch hoffentlich nie den Mann zu kennen verlernen, dem ich Lebens-Rettung, und alſo auch alles, was ich hier bin und beſizze, zu verdanken habe! Entſinnen Sie ſich nicht jenes Deſerteurs, der einſt in Ihrer Behauſung vom Tode wieder erwachte; den Sie ſo menſchenfreundlich retteten; den Sie mit Kleidung und Geld beſchenkten? Der — der bin ich!“

Junker ſtaunte nicht wenig. Dieſer Glückswechſel ſchien ihm zu unglaublich groß. Doch ſein Wirth fuhr fort ihm zu erzälen: Wie er ſich mühſeelig nach Hamburg, und auch von da — weil immer die Furcht der preußiſchen Gerichte hinter ihm hergegangen — bis nach Amſterdam durchgeholfen habe; wie ihn hier ſein Rechnen und Schreiben, vielleicht auch ſeine günſtige Geſichtsbildung, in die Dienſte eines der reichſten Kaufleute gebracht; wie er ſich almälig das Wohlwollen ſeines Herrn, die Kentnis des Handels, einen ein-

träglichen Plaz in ſeiner Schreibſtube und endlich die Liebe ſeiner iezzigen Gattin, der einzigen Tochter vom Hauſe, zu erwerben gewußt; wie dieſe leztere von vielen Freiwerbern geſucht, alle ausgeſchlagen, und als der Vater ernſtlich in ſie gedrungen, ſich erklärt habe: Dieſen oder gar keinen Mann! Wie Jener zwar ein Weilchen ſich geſträubt, doch endlich eingewilligt, ihn zum Schwiegerſohn angenommen und bald drauf als ſeinen einzigen Erben hinterlaſſen habe; wo er nun ein Leben in Zufriedenheit und Ueberfluß führe; oft ſchon ſeinem Retter dafür danken wollen, und immer von einem kleinen Ueberreſt der Furcht, weil die Hände der Könige ſo weit reichten, zurückgehalten worden ſei.

Nun war alzuviel Wahrſcheinlichkeit, ia ſichtliche Gewißheit da, als daß Junker länger hätte zweifeln ſollen. Innigſt freut' er ſich vielmehr über den guten Ausſchlag iener That. Dankbar bot der neue Holländer alles auf, was ſein Haus vermochte. So lange

Junker noch in Amſterdam verzog, mußt' er hier wohnen. Als ihn Amt und Pflicht nach ein paar Tagen wieder heim ruften, drang ihm ſein Wirth noch einige Geſchenke von beträchtlichem Werth auf.

* * *

Auf — ich glaube ſagen zu können — unbezweifelten Zeugniſſen *) beruht die Wahrheit der vorſtehenden Geſchichte. Junker, der ſie in den leztern

*) Auch hat, ſo viel ich weiß, ſeit 1784 — wo ich ſie zuerſt in der Quartalſchrift: für ältere Litteratur und neuere Lektüre, bekant machte, — niemand von allen denienigen Perſonen, die ſie vielleicht berichtigen könten, ihr widerſprochen. Im XIten Stück des Muſeums fürs weibl. Geſchlecht 1793 iſt ſie ſpäter, blos mit einigen kleinen Aendrungen, erſchienen — Der dortige Erzäler nimt ſeine Rückſicht vorzüglich auf den Scheintod, und auf die Möglichkeit wieder lebendig zu werden. In dieſem Geſichtspunkte iſt freilich zwiſchen ihr und der nachſtehenden keine Aehnlichkeit.

leztern Jahren ſeines Lebens mehrern von ſeinen Freunden erzälte, war ein Mann von unbeſcholtenſter Redlichkeit, in ſeinen Worten von allen dem, was einer Erdichtung oder Pralerei nur nahe kam, weit entfernt. — Um deſto ſonderbarer ſcheint mir die Aehnlichkeit zu ſeyn, die, in Anſehung der Entwicklung, zwiſchen ihr und einer andern herrſcht, die ſich, im vorigen Jahrhundert ſchon, in Frankreich zugetragen haben ſoll, *) und die ich, der Vergleichung wegen, hier beifügen will. — Auch ſie trägt den Stempel der Wahrſcheinlichkeit (wenigſtens!) an ſich; und iſt zugleich

*) Sie ſtand zuerſt in einer franzöſiſchen Samlung von mehreru merkwürdigen Fällen, die gleich mit Anfang des Jahrhunderts erſchien; die ich mich, als Knabe ſchon, geleſen zu haben entſinne; deren Titel ich aber vergaß. — Aus dieſer wahrſcheinlich kam ſie auch in die Briefe der Madame Montier. Als ich dieſer Anekdote in der ältern Ausgabe der Skizzen Vorbeigehungs Weiſe gedachte, ward ich ſo oft befragt: welche ich gemeint hätte? daß ich glaube: auch hierdurch ſei gegenwärtige Einrückung entſchuldigt!

ein Beiſpiel mehr, wie ſehr ſich die Begebenheiten unter verſchiednen Himmelsſtrichen, Zeiten und Vorderſäzzen gleichen können.

Pater Raphael, Geiſtlicher zu C. einem kleinen Städtchen in der Normandie, ward eines Tags aufs Land gerufen, um einen Straßenräuber zum Tode zu bereiten. Es war ein Burſche von kaum zwei oder drei und zwanzig Jahren, gar nicht übler Geſichtsbildung, verführt durch böſe Geſellſchaft. Er hatte alles rein heraus geſtanden; die Ketten waren ihm bereits, wie gewöhnlich kurz vor der Hinrichtung geſchieht, abgenommen worden, und da man im Gefängniſſe keinen bequemen Plaz hatte, ſo verſchloß man den Geiſtlichen und den armen Sünder in einer kleinen Kapelle, die am Ende des Dorfes, abgeſondert von den übrigen Gebäuden ſtand, und gewölbt nach der gewöhnlichen Art, ihr ganzes Licht durch eine Oeffnung in der Mitten erhielt.

Der Seelenarzt ſchritt hier ſogleich zu einer ernſten Bußermahnung, machte ſolche ſo ſchön

und rührend, als immer möglich, und fand doch, daß der arme Sünder verzweifelt wenig — drauf Acht gab. Da er, der Geſtalt, dem Alter und dem freimüthigen Geſtändnis nach, auf keinen verſtockten Böſewicht geſtoßen zu ſeyn beſorgte, ſo wunderte er ſich über dieſe Unachtſamkeit; ſchrieb ſie auf Rechnung eines natürlichen Leichtſinns; ſtrafte aber auch dieſen ernſtlich und erinnerte ihn mit der kurzen, noch übrigen Zeit ia ſparſam und gut umzugehn.

„Allerdings, erwiederte der Gefangne, allerdings, Hochwürdiger Vater, möcht' ich das gern thun. Auch ſind Ihre Ermahnungen vortreflich. Ob aber an meiner Stelle Ewr. Hochwürden ſelbſt, auch auf die ſchönſten Gebete viel achten würden, — daran zweifl' ich doch. Denn nicht gerechnet, welche verdamt häßliche Empfindung es iſt, zu wiſſen, daß einem in wenigen Stunden bei geſundem Leibe das Genick gebrochen werden ſoll, ſo drängt ſich auch noch e i n Gedanke bei mir

empor, der mir durchaus den ganzen Kopf einnimt.«

So! und der iſt?

»Daß ich doch noch mit einem blauen Auge davon kommen kònte, wenn Ewr. Hochwùrden nur Luſt hàtten, mir das Leben zu friſten.«

Ich? Ich? — Wie meinſt du das?

»Sehn Sie nicht hier die Oefnung an der Decke?«

Nun ia! aber was weiter?

»Hoch iſt ſie freilich, das giebt der Augenſchein. Doch wenn man grade unter ſolche ienen Altar ſezte, auf den Altar dieſen Stuhl — wenn auf den Stuhl Ewr. Hochwùrden tràten, und dann endlich mir auf Ihre Achſel zu ſteigen erlaubten, ſo wùrd' ich ganz gewiß bis zu ihr hinauf kommen.«

Und wenn du dann oben wàreſt?

»O dann wàr' ich wahrſcheinlich ſo gut ſchon als geborgen! Auf dem Dache kletterte ich bis zum Geſimſe; ein Sprung fùnf oder ſechs

Ellen herab iſt für einen Menſchen von meiner Lage eine Kleinigkeit. Daß dort draußen iezt Niemand Acht giebt, hof' ich. Die Kapelle ſteht einzeln; ein Wald iſt nicht ferne; daß ich dann laufen wolte, ſo weit mich meine Füße tragen, weiß ich.«

Der arme Sünder machte hier eine Pauſe. Der Prieſter, indem er ſich dieſe abentheuerliche Leiter und den Plan des Ganzen ſtillſchweigend überdachte, konte ſich eines unwilkührlichen Lächelns nicht enthalten; zwang ſich aber ſofort wieder, und entgegnete:

Vortreflich! Und dazu ſolt' ich helfen? Solte mit meiner eignen großen Gefahr einen Straßenräuber wieder in Stand ſezzen, Böſes zu thun? Alle Räubereien, die du künftig begingeſt =

»Nein, Hochwürdiger Herr, ich beginge ſicher keine mehr! Was Stehlen nach ſich zieht, weiß ich nun. Zu nahe iſt mir diesmal der Galgen gekommen, als daß ich ihm künftig nicht ausbeugen ſolte, ſo viel ich nur weiß

und kann. Arbeiten will ich, — will mich gewiß ehrlich, wenn gleich mühſam nähren. Helfen Sie mir nur dieſes einzigemal davon!

Noch ein paar Augenblicke ließ ſich der Pater bitten; noch ein paar Schwüre ernſtlicher Lebensbeſſerung ließ er den Gefangnen thun; und dann, im Herzen ſchon längſt erweicht, that er, was iener begehrte; half den Altar herbeiſchieben, ſezte ſelbſt den Stuhl drauf, und diente dann geduldig zur Leiter. Freilich koſtete es dem armen Sünder Mühe genug ſich empor zu heben; aber was ſezt Todesangſt nicht durch? Als er nun zur Oefnung hinaus gekrochen war; als der horchende Pater erſt den Sprung, dann aber kein Geſchrei oder Geräuſch weiter vernahm, bracht' er gemächlich Altar und Seſſel in die vorige Ordnung, und wartete wohl zwei Stunden lang ganz ruhig ab, wie das Ding weiter gehen werde. Endlich mochte es den Gerichtsperſonen doch dünken, als ob der arme Sünder nun Zeit genug gehabt habe, ſein Herz zu erleichtern. Der

Büttel und der Scharfrichter erſchienen den Verbrecher abzuholen. Der Erſtere klopfte an die Thüre. Der Geiſtliche erwiederte dies durch den Gegenruf: daß er ſich ſchon längſt nach Erlöſung ſehne. Verwundrungsvoll öfnete man die Kapelle; noch verwundrungsvoller ſah man in ihr den Pater ganz allein ſizzen. »Wo der Gefangne ſei?« war, ſehr natürlich, die erſte Frage.

»Dieſer Gefangne, erwiederte der Geiſtliche ganz gelaſſen, war entweder ein Engel oder Teufel; ein Menſch ganz gewiß nicht! Indem ich ihm nach möglichſten Kräften ins Gewiſſen ſprach, hob er ſich plözlich empor und — fuhr zu iener Oefnung oben heraus. Starr vor Entſezzen ſah ich ihm nach. Keinen Finger zu rühren, kein lautes Wort hervor zu bringen vermocht' ich. Erſt als ihr anpochtet erhielt ich die Kraft mich zu regen und zu reden wieder.«

Man hätte gern vermuthet, daß des Paters Verſtand gelitten habe; da aber doch zu-

gleich der Verbrecher unwiederbringlich verſchwunden war, ſo wußte man würklich nicht: ſolte man auf ein Wunder, oder auf eine Betrügerei muthmaßen. Mehrere Landleute ſammelten ſich. Alles guckte hinter und unter den Altar. Nirgends ließ ſich eine Spur des Verſchwundnen auffinden. Der Scharfrichter, der am meiſten bei dieſem Vorfall einbüßte, war gleich anfangs nach den Gerichtsperſonen gelaufen. Sie ſtelten ſich ein. Der Geiſtliche wiederholte vor ihnen die obige Erzälung. Er fügte noch hinzu: daß ihm zwar auf keinen Fall obliege, den Hüter eines Gefangnen zu machen; daß er aber faſt überzeugt wäre, dieſer angebliche Verbrecher müſſe ſchuldlos geweſen ſeyn. Er ſchwur feierlich, daß der Inquiſit zu iener Dachöfnung heraus gefahren wäre. Der Aberglaube der ganzen Menge rieth auf Zauberei. Der Pater gab ſich keine Mühe ihn zu widerlegen. Acht Tage lang ſprach man in der ganzen Provinz da-

von. Länger ſprach man damals über nichts in Frankreich.

Nach ohngefähr funfzehn Jahren fiel dem Pater eine wichtige Reiſe nach Languedok und grade zur Winterszeit vor. Die Börſe des geiſtlichen Herrn litt keinen großen Aufwand. Wenn ihn nicht hier und da gutmüthige Menſchen in ihren Wagen nahmen, ſo ging er zu Fuße. Vorzüglich oft traf ihn dieſes Loos in Guienne; und eines Tages, als er allein durch einen dichten Wald ſeinen Pfad fortſezzen wolte, hatt' er das Unglück vom rechten Wege abzugerathen. Faſt den ganzen Nachmittag bracht' er damit zu, daß er aus dem Gehölze zu kommen ſuchte, und immer — tiefer hinein kam. Endlich ſah er von weitem einen Mann, der einen Baum fällte, ging zu ihm, und fragte nach dem nächſten Wege auf Cahors zu.

„Da ſind Sie, Hochwürdiger Herr, war die Antwort des Bauers, der ihn ein Weilchen aufmerkſam betrachtet hatte, gewaltig

links abgewichen! Auch der nächſte Fußſteig braucht fünf Stunden Zeit, und iſt ohne Wegweiſer kaum zu treffen. An Ihrer Stelle würd' ich für heute auf eine Herberge, und morgen erſt auf eine weitre Reiſe denken.«

Ganz gut! Aber wo fänd' ich wohl heute Herberge in der Nähe?

»Bei mir! Ich bin der Beſizzer eines kleinen Meierhofs, kaum eine Viertelſtunde von hier. Wollen Sie nur noch ein Weilchen verziehen, bis dieſer Baum vollends ſtürzt, ſo nehm' ich Sie mit; und Sie werden bei mir zwar kein prächtiges, doch ziemlich gutes Nachtlager finden; ſollen auch morgen ein Pferd und einen Boten bis Cahors erhalten.«

Das war ein treflicher Vorſchlag, den ſich P. Raphael nicht zweimal thun ließ, denn er fühlte ſich herzlich müde und hungrig; auch behagte ihm der freundliche Ton des Landmanns, welcher mit dem Umfällen des Baums eilte, ſo viel er nur konte, bald fertig war, und dann ſich auf den Weg machte. Sie ka-

men an einen recht artigen Meierhof; ein junges, hübſches Weib ſchien an der Hofthüre ſchon auf ihren Mann zu warten, und ging ihm einige Schritte, mit einem Knaben auf dem Arm, und einem Mädchen, das hinterdrein hüpfte, entgegen. Auch den Geiſtlichen, der ihr als ein Gaſt bis morgen früh angemeldet wurde, empfing ſie freundlich. Nachdem ſie ſich im Zimmer — das für eine Land-Wohnung recht ſauber war — ein wenig ausgewärmt hatten, rief der Bauer ſein Weib bei Seite, kam nach einigen Minuten wieder, und ſprach mit einer gewiſſen frohen Haſtigkeit: „Nein Margarethe, ich irre mich nicht. Er iſt es! Mit mir zugleich falle nieder und laß uns dankbar die Knie meines ehmaligen Schuzengels umfaſſen!“ — Sie thaten es. Der Pater ſtuzte nicht wenig. Was dieſen beiden guten Leuten einfalle, war ihm unbegreiflich. Er wolte ſie aufheben, wolte fragen: was ſie begehrten? als ſein Wirth ausrief:

»Ehrwürdiger Herr, ſehn Sie mich genauer an! Vielleicht erinnert Sie doch noch irgend ein Zug an ienen Unglücklichen, der ohne Ihren Beiſtand längſt eine Speiſe der Raben geworden wäre; — den Ihre faſt übermenſchliche Güte rettete, und der iezt — ach, Sie noch wieder zu ſehn, Ihnen noch danken zu können, für ein Glück erkennt, das er ſchon zahllos wünſchte, ohne ie hoffen zu dürfen.

Das Erſtaunen des Paters fand eine lange Weile durchaus keine Worte. Doch ruhte er nicht, bis Mann und Frau wieder aufſtanden, und forſchte dann weiter. Die Erzälung ſeines Wirths war, wenn nicht wörtlich, doch inhaltsweiſe, alſo:

»Ganz unbemerkt ſei er damals, nach gewagtem Sprunge, entflohen. Noch dieſen Tag hab' ihn die Todesfurcht, ohne Speiß und Trank, ſieben Meilen weit fortgetrieben. Mit Almoſen ſuchen hab' er ſich dann immer weiter und weiter durchgebracht. Oft ſei es ihm trübſelig genug gegangen, doch hab' er feſt

an dem Entſchluß nie wieder zu ſtehlen gehalten. Ein paar Gelegenheiten unterwegens hätten ihn gereizt, doch nicht verführt. Stets in Sorgen, doch noch irgendwo entdeckt zu werden, ſei er immer tiefer gegen Mittag zugewandert, und habe einſt in der Abenddämmerung an der Thüre dieſes Meierhofes den Beſizzer ſelbſt um eine Gabe angeſprochen. Bitter hab' es ihm dieſer verwieſen, daß er, als ein ſo junger ſtarker Burſche, nicht lieber das Grabſcheit als den Bettelſtab wähle; und da er aus Schaam vorgegeben: daß er würklich Arbeit ſuche, ihm bei der nahen Erndte den Plaz eines Knechts im Hofe angetragen, wenn er anders Gutes thun wolle. — Dieſes leztre hab' er würklich gethan; ſei auch nach der Erndte geblieben, und bald ſeines Herrn Günſtling, aber bald drauf auch im Geheim — was freilich Entſchuldigung brauche! — der Günſtling der iüngſten Tochter im Hauſe geworden. Daß der Vater nicht gutwillig ſein Mädchen einem armen, herge-

laufnen Knechte geben werde, hätten zwar beide gemuthmaßt. Doch daß an ſolche Muthmaßungen die Liebe ſich nicht ſtoße, ſei ia bekant genug. Als der Vater etwas zu ſpät ihren Umgang entdeckt, hab' er zwar einige Tage heftig gezürnt, der Tochter vom Einſperren, ihm von Wegiagen manches vorgeredt, und doch endlich dem Vaterherzen und — der Nothwendigkeit nachgegeben. Kaum vier Wochen nach der Hochzeit ſei ſeine Frau durch den Tod der ältern Schweſter die einzige Erbin ihres Vaters, und ein paar Jahr drauf die würkliche Beſizzerin dieſes Meierhofs geworden. Daß er dieſer Frau, die freilich ſein Glück gemacht, und ihn noch iezt von Herzensgrund liebe, dies nach Möglichkeit zu vergelten ſuche, werde ſie ſelbſt bezeugen. Sie wiſſe bereits ſeine Geſchichte; aber auch ſie allein.

Ein Vater kann die Glücks- und Lebensrettung ſeines eignen Sohnes kaum mit gröſ-

rer Freude vernehmen, als P. Raphael dieſe Geſchichte. Er blieb zwei Tage bei dieſem im Ernſt glücklichen Paare. Als er am dritten Morgen fortwandern muſte, überhäuften ſie ihn nochmals mit Dank und Geſchenken.

Geiſtes = Gegenwart.

Wahre Anekdote.

Graf To**ben, durch ſeine mannichfaltigen Abentheuer und durch ſeine ſeltnen Glückswechſel ſo berühmt in der Geſchichte unſers Jahrhunderts, befand ſich einſt, da er noch nicht als General in R—ſchen Dienſten ſtand, auf der Reiſe von Warſchau nach Petersburg. Mitten auf derſelben, in einer leichten Kaleſche, von einem einzigen Bedienten begleitet, überfiel ihn eines Tages, ſchon auf Liefländiſchem Grund und Boden, noch zwei oder drei Meilen von der Stadt entfernt, wo er zu übernachten geſonnen war, ein gewaltiger Plazregen. Die Jahrszeit war kalt, der Abend ſchon nahe, er ſelbſt bis auf die Haut durchnäßt. Durch das Regenwetter ward die Dunkelheit verſtärkt. Ein feines Wirthshaus

haus, das grade am Wege, wiewohl einzeln ſtand, kam unſerm Reiſenden ſehr gelegen. Er kehrte hier ein, mit dem Vorſaz, des andern Tags ſich deſto zeitiger auf den Weg zu machen.

Die Leute im Hauſe ſchienen dienſtfertig und gutherzig genug zu ſeyn. Man räumte ſofort ein obres Zimmer, das ſauber und nett war; man verſprach für ein gutes Abendbrod zu ſorgen; kurz, To — ben hatte allen möglichen Grund mit ſeiner Einkehr zufrieden zu ſeyn. — Von Jugend auf des Herumſtreifens gewohnt, pflegt' er in Wirthshäuſern nur wenig auf ſeinem eignen Zimmer und deſto mehr in der allgemeinen Gaſtſtube ſich aufzuhalten; war da gegen Jedermann, er mochte einheimiſch oder fremd ſeyn, geſprächig, zuvorkommend, drollicht ſogar; gab Scherz aus und nahm ihn wieder ein; erzälte, ließ ſich wieder erzälen; und verband mit dieſer Geſelligkeit einen einnehmenden Ton und eine männlich ſchöne Bildung. Es gab ſelten einen Mann,

dem er nicht behagte; noch ſeltner eine Frau oder ein Mädchen, der er nicht, wenigſtens heimlich, gefiel. Ließ ſie ihre Geſinnung ihm merken, ſo verſtand er gegenſeitig ieden Wink, und nüzte denſelben mit bereitwilligſtem Herzen.

Auch iezt hieng er ſeiner gewöhnlichen Laune nach; brachte wohl ein Stündchen und drüber unten im Schenkzimmer zu; unterhielt ſich mit dem Wirth, der ſonſt Kriegs-Dienſte gethan; unterhielt ſich noch mehr mit der Wirthin, einem iungen, faſt bildſchönen, aber iezt hoch ſchwangerm Weibchen; bot ſich ihr zum Gevatter für ihren Erſtling an; erkundigte ſich ſcherzend nach der Aufführung ihres Mannes, nach ihrer eignen Zufriedenheit mit dem Ehſtande; prophezeite ihr einen Sohn, oder wohl gar zwei auf einmal; mit einem Worte, erlaubte ſich mancherlei Kurzweil, die iunge Weiber von dieſem Stande und um dieſe Zeit gern hören, wenn ſie gleich thun, als ob ſie für Schaam nicht übers Buſentuch wegblicken konten.

Während dieſes Geſprächs lief in eben derſelben Stube ein iunges Dienſtmädchen oft auf und ab. Wohl möglich, daß der Graf ſie nicht einmal bemerkte! Aber um deſto genauer hatte ſie ihn bemerkt. Der ſchöne, wohlgewachsne Mann, die Munterkeit ſeines Geſprächs, ſelbſt die fremde Uniform, die er trug, gefielen ihr von ganzem Herzen. Sie hätte gern Tagelang ihm zugehört; ſie hätte noch lieber ſich ſelbſt mit ihm unterhalten. Sie wußte überdies würklich eine Sache, die ihn ſehr nahe anging; wovon er ſich nichts träumen ließ; die er bald erfahren muſte, oder es war nachher zu ſpät. Seine Unwiſſenheit, ſeine Sicherheit thaten ihr weh. Zwar ſie ſelbſt wagte, wenn ſie hier hinein ſich miſchte, unendlich viel. Aber ſo oft ſie ihn wieder anſah, dachte ſie bei ſich ſelbſt: Er iſt doch gar zu liebenswürdig! Sie konte ſich nicht erwehren, ſie muſte ihn, als ſie einſt wieder bei ihm vorbei lief, am Kleide zupfen.

To—ben ſpürte es; ſah ſie an; merkte, daß ſie ihm winke; wußte freilich nicht, warum? oder dachte ſich, nach einer gewöhnlichen Eitelkeit ſeines Geſchlechts, einen gewißen Grund, der wenigſtens für iezt noch Aufſchub leiden könne. Indeß — das Mädchen war iung, und wie es ihm ſchien, nicht übel gemacht. Anſehn und anhören kont' er ſie ia doch wohl. Als ſie daher wieder herausgegangen war, nahm er ſich bald drauf ebenfalls den Vorwand friſche Luft zu ſchöpfen. Sie wartete ſeiner bereits an der Küchenthüre; winkt' ihm im Hof zu gehn; folgte ihm ängſtlich und eilend, und ſprach:

Um Gottes Willen, gnädigſter Herr, ſehn Sie ſich vor! Sie ſind nicht unter ſo ehrlichen Leuten, als Sie wohl denken. Man weiß, daß Sie Geld bei ſich führen. Man iſt Willens, Ihnen dieſes ſowohl, als auch Ihr Leben, in nächſter Nacht zu rauben. Schon nach Helfershelfern wird geſchickt. Seyn Sie auf Ihrer Hut! Aber um Gotteswillen verrathen Sie

mich auch nicht! Merkt man, daß ich Sie warnte, ſo koſtet es mir das Leben. Das weiß ich, und kont's doch nicht übers Herz bringen, einen ſo braven Offizier und ſo hübſchen Herrn gleichſam in ſeinen Sünden erſchlagen zu laſſen.

To—ben ſtuzte bei dieſer Rede, wie man wohl denken kann, gewaltig. Ein Mann von gemeinem Kopfe hätte ſogleich nach der Flucht ſich umgeſehn. Er, wiewohl er nur ein Paar Sekunden Zeit zum Ueberdenken hatte, begrif doch leicht: daß ieder Verſuch zum Entfliehn, iezt, in der Nacht, in einem ſtockfremden Lande, und unter ſolchen Umſtänden gleich gefährlich, wo nicht gefährlicher noch als ruhiges Dableiben ſei. Eine faſt unglaubliche Gegenwart des Geiſtes leitete ihn daher ſofort auf ganz andre Gedanken. Er hielt das Mädchen, das ſich wieder entfernen wolte, ſchnell beim Arme zurück. — »Nur noch ein Wort, liebes Kind! ſprach er: Lebt der Wirth einig mit ſeiner Frau?« — Vollkommen! — »Hat er ſie

würklich lieb? ſehr lieb?« — Faſt wie ſein eignes Leben! — »Gut! gut! Nun geh! Rett' ich mich, so ſoll zum Dank auch dein Glück gemacht ſeyn. Sterb' ich, so ſtirbt deine Warnung mit mir. Verrathen werd' ich dich nie. Selbſt meinem Bedienten laß nichts davon merken!«

Das Mädchen flog in die Küche; der Graf kehrte ins Gaſtzimmer zurück. Keine Miene verrieth ihn; ſeine Laune war ganz die vorige noch; oder ſchien es wenigſtens zu ſeyn. Selbſt ſeine Abendmahlzeit ließ er ſich unten auftragen, und aß nur mit dem Bedinge: daß ſeine lieben Wirthsleute an den Speiſen ſowohl als an ſeinem Flaſchenkeller Antheil nähmen. In Freundlichkeit verhüllt' er, was nun ſchon leiſer Argwohn geworden war. Nach dem Eſſen befahl er dem Bedienten ſeine Chatulle, die noch angeſchraubt im Wagen ſtand, herzubringen. — »Herr Wirth, ſprach er, viel iſt nicht mehr drinnen. Doch ein paar hundert Rubel, die mich bis Petersburg brin-

gen ſollen, könte ſie wohl noch enthalten. Dieſe hätt' ich gern gut verwahrt, und wo könte das beſſer geſchehen, als in Ihren Händen? In acht Wochen, wenn ich wieder zurück komme, wird ſie hoffentlich in Golde ſchwerer, als iezt in Silber ſeyn. Dann kehr' ich ſicher wieder hier ein, und wenn ſich indeß, wie ich hoffe, mein Pathgen eingefunden hat, ſo bring' ich auch ihm ein Pathengeſchenk von wenigſtens funfzig Rubeln mit.« — Man nahm dieſe Zuſage mit tauſend Dank an, und verſprach, die Chatulle die Nacht hindurch unterm Kopfküſſen zu verwahren.

Gleich drauf verlangte der Graf Licht um auf ſein Zimmer und zur Ruh zu gehn. Der Wirth wolte ihm leuchten. — »Wiſſen Sie wohl, Frau Wirthin, hob To—ben lachend an, daß dieſes Leuchten ein Geſchäfte wäre, welches ich viel lieber Ihnen gönte? Scherz bei Seite, ſchönes Weibgen, ich habe den Aberglauben, daß ich allemal noch eines ſo gut ſchlafe, wenn mir eine hübſche Frau, ſtatt ei-

ner Mannsperſon, die Ruhſtätte anweißt.« — Die Frau ſchien ſich über dieſen Vorſchlag zu wundern, und keine rechte Luſt zu dieſer Mühwaltung zu haben. Aber immerfort ſcherzend drang der Graf das eine Licht ihr auf; nahm ſie unterm Arm, und mit ſtäten Scherzen: daß ſie doch ihrem künftigen Gevatter eine ſolche Kleinigkeit nicht abſchlagen werde; daß Bewegung nach Tiſche, zumal in iezzigen Umſtänden, ihr geſund ſei; daß ſie ia auch ihren ehlichen Ehrenwächter mit heraufnehmen könne; und mit dergleichen Poſſen mehr bewog er ſie endlich zum Mitgehn; oder vielmehr, Wirth und Wirthin leuchteten ihm.

Jezt traten ſie ins Zimmer. Hier hatte To— ben ſelbſt, ſo wie er vom Wagen abgeſtiegen war, einen doppel-läuftigen Karabiner, den er immer, mit Kugeln ſcharf geladen, auf Reiſen bei ſich zu führen pflegte, an einem Nagel aufgehängt. Er hütete ſich wohl, auch nur einen Blick vor der Zeit drauf zu werfen. Doch indem nun die Frau ihr Licht auf einen Tiſch

am Fenſter ſezte; indem ſie eben eine gute Nacht ihm wünſchen wolte, grif er raſch nach ienem Gewehr; trat noch raſcher zwiſchen Wirth und Wirthin; und rief mit einer Stimme, die von Scherz und Lachen plözlich in rauhſtem befehlendem Ton überging: „Nein, gute, iunge Frau, ſo hurtig ſcheiden wir nicht von einander! Auf dieſem Stuhle, vor dieſem Tiſch hier werden Sie ſich niederſezzen, und dieſe Nacht in meiner Geſellſchaft durchwachen. Ihre Keuſchheit, das ſchwör' ich Ihnen, ſoll dieſe Zeit über zwar keine Gefahr bei mir laufen. Aber beim mindeſten Lermen vor meiner Zimmer-Thüre, bei der kleinſten Widerſezlichkeit von ihrer oder einer andern Seite, beim geringſten Angrif auf mich ſelbſt, werden die drei Kugeln, womit ieder dieſer beiden Läufte geladen iſt, ihr und ihrem zukünftigen Söhnlein zugleich das Lebenslicht ausblaſen! Das ſchwör' ich bei meiner Seelen Seeligkeit.“

Wohl eher des Himmels Einfall als einer ſolchen Wendung, eines ſolchen Vorſchlags hatten Mann und Frau ſich verſehen. Wohl eine Minute ſchwiegen beide; dann thaten beide — was ſie konten. Die Frau bat flehentlich, ſie doch gehen zu laſſen, drohte in Ohnmacht zu ſinken, ums Kind auf der Stelle zu kommen, — zu ſterben ſogar; alles vergebens. Der Mann begrif anfangs gar nicht, was das heißen ſolle; nahm dann auch zu Bitten und zur Betheurung: daß der gnädge Herr hier in ſeinem Hauſe ſo ſicher, als in Abrahams Schoos ſei! ſeine Zuflucht; und drohte zulezt, als gar nichts verfing, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und ſeine Leute zu Hülfe zu rufen. — To—ben blieb ſich gleich. »Ich glaube allerdings, ſprach er, daß der Herr Leute und Hülfe genug in der Nähe haben mag; aber gewiß ſo nahe nicht, um ſeine Frau vorm Tode zu ſichern. Sobald ſich nur ein Hund an mich wagt; nur eine Hand ſich hebt, iſt ihr der Kopf zerſchmettert.

Auch hab' ich, außer dem zweiten Lauft meiner Büchſe, noch ein Paar Taſchenpuffer hier, die ihre Dienſte treflich thun ſollen. Ich kan übermannt werden, das geſteh' ich gern. Doch drei oder vier Menſchen werden mich hoffentlich dann begleiten; und dieſes reizende Weibchen ſoll den Vorreihn vor allen haben. Dies iſt ſo meine Art in manchen Wirthshäuſern. Gefällt ſie dem Herrn nicht, ſo ſorg' er dafür, daß Morgen fein zeitig meine Pferde gefüttert, geſtriegelt und angeſchirrt ſind! Jezt aber pack' er ſich ohne weitre Umſtände. Dieſes Zimmer iſt für heute Nacht mein Zimmer.«

Gegen wahre Entſchloſſenheit verlieren Böſewichter gewöhnlich ihren Muth. So ging es auch hier. Die Frau ſezte ſich und der Mann ging. In der ſonderbarſten Lage von der Welt brachten unſre Beide die Nacht wachend hin. To—ben, am Tiſche der Wirthin grade gegenüber, vertrieb ſich die Zeit mit Leſen und Schreiben ſo gut er konte. Immer hatte er dabei ſein Gewehr im Arm zum An=

ſchlag bereit. Beim kleinſten Geräuſch im Hauſe machte er ſich ſchußfertig. Aber auch eben ſo ſchnell zitterte das arme Weib dann ſichtlicher als ein Verbrecher am Hochgerichte, und bat flehentlich, ſich nur nicht zu übereilen, weil ihm gewiß nichts geſchähe. Würklich nahte ſich auch die ganze Nacht kein Fußtritt weiter dem Zimmer des Grafen.

Mit Tages Anbruch kam To — bens Bedienter; rief ſchon auf halber Treppe: daß er es ſei; überbrachte die Chatulle, das Frühſtück, und eine ſehr billige Rechnung. Der Wirth ſelbſt ließ ſich nicht mehr ſehen. Der Graf bot der Wirthin auch iezt die erſte Taſſe Kaffee dar, und nachdem ſie dieſelbe genoſſen, trank er den Ueberreſt ganz gemächlich. Als er hörte, daß ſchon alles zur Abfahrt bereit ſei, dankte er ihr lächelnd für ſo treulich geleiſtete Geſellſchaft; bat, ihm ſolche nun auch noch bis zum Wagen zu gönnen; und führte ſie ſo verbindlich, als ob es die erſte Hofdame ſei, am Arm die Treppe hinunter. An der

Hausthüre blieb er ſtehen, und fragte nach dem Dienſt-Mädchen, das er geſtern hier geſehen habe, und das er deutlich genug beſchrieb. Sie kam zitternd aus einem Winkel hervor. Schon war des Wirths ganzer Verdacht auf ſie gefallen; ſchon hatte er ihr, wie ſie ſpäterhin erzählte, mit ſchrecklichen Flüchen ihren Lohn auszuzahlen verſprochen, ſobald der Fremde nur weg ſeyn werde. Als To—ben ſie iezt beim Tagslichte und genauer beſah, fand er eine recht feine, ſchlanke Dirne in ihr. Er warf ihr eine volle Börſe zu. Nimm das, ſprach er, und willſt du hier bleiben, ſo kauf dir einen Mann damit! Trauſt du aber dem Hausfrieden nicht, ſo ſezze dich mit auf. Ich verantworte dein Durchgehn; und ſchwöre dir, dich lebenslänglich zu verſorgen!« — Mit einem Sprunge war das Mädchen im Wagen. Wie ſie ging und ſtand zum Mitfahren bereit, ließ ſie gern alle ihre Haabſeligkeiten, deren freilich nicht viel ſeyn mochten, dahinten. Der Graf beurlaubte ſich

nochmals von ſeiner ſchönen Wirthin; erſuchte ſie, ia die Gevatterſchaft nicht zu vergeſſen; bat um einen Kuß zum Abſchiede, und — die Reiſe ging dann weiter fort.

Von ſeinem Bedienten, der in der Gaſtſtube geſchlafen, erfuhr er nachher: daß um Mitternacht drei baumſtarke Männer leiſe zur Hausthüre hinein gekommen, mit dem Wirthe in eine beſondre Kammer gegangen, dann aber nach ziemlich langem Geſpräche wieder fortgeſchlichen wären. Das Mädchen, das ſchon faſt ein Jahr im Hauſe ſich befand, erzälte: daß während dieſer Zeit zwei Fremde, die alda eingekehrt, am Morgen verſchwunden geweſen wären, ſie wiſſe nicht, wohin. — In nächſter Stadt zeigte der Graf den ganzen Verlauf der Obrigkeit an. Es wurden ſofort Soldaten hinaus geſchickt; ſie fanden aber weder Wirth, noch Wirthin; oder wolten ſie nicht finden. — In eben dieſer Stadt kaufte To — ben ſeiner Retterin

anſtändigere Kleider. Sie blieb ſeine Begleiterin, vielleicht noch etwas mehr, bis Petersburg. Auch dort lebte ſie verſchiedne Jahre bei ihm. Endlich, als ihn der ſiebenjährige Krieg ins Feld rief, verheirathete er ſie anſtändig, und mit einer reichlichen Ausſteuer.

Die Ausfoderung.

Eine wahre Begebenheit.

Auf einem Kaffeehauſe zu B**n ſpielten zwei iunge Offiziere zuſammen Billard, und einer davon hatte grade heute, wie man zu ſagen pflegt, — ſeinen unglücklichen Tag. Sonſt dieſes Zeitvertreibs vollkommen kundig, ſeinem Gegner vollkommen gewachſen, verlohr er doch diesmal ein Spiel nach dem andern; ſtand immer im Anfang vortreflich, und verlief oder verſprengte ſich gegen das Ende. Wenigſtens acht bis neunmal ſchon hatt' er: quitt oder doppelt! geſagt. Stets hatte ſein Gegner dies gehalten und — gewonnen. Zu welcher ungeheuern Menge von Strichen auf der Tafel dies führte, läßt ſich denken.

Gelaſſen-

Gelaſſenheit mochte nie die Lieblings-Tugend unſers Lieutenants ſeyn; wenigſtens bracht' er ſie heute nicht in Ausübung. Er ſchmälte, fluchte, tobte — iezt auf den Burſchen, der nicht laut genug zälte; iezt auf die Lichter, die nicht hell genug branten; iezt auf dem Queue, der nicht ſcharf genug abſtieß. Alles das half ihm freilich nichts; aber er kühlte doch ſein Müthchen dran ab, und brachte ſich zugleich um den lezten, elenden, unſichern Troſt im Spiel-Verluſt — um das Mitleid der Zuſchauer.

Ohnweit des Billards, in einer Ecke des Zimmers, ſaß an einem kleinen Tiſchgen der Hauptmann W*, Offizier bei einem ganz andern Regiment, und trank ein Glas Limonade. Es war ein Mann von mitlern Jahren, von ernſtem, doch zutraulichem Geſichte. Er hatte noch kein Wort mit den übrigen Anweſenden geſprochen; ſondern ſchien ganz ſeinen eignen Gedanken nachzuhängen. Selbſt aufs Spiel warf er nur ſelten einen gleichgültigen Blick.

In ſeinem ganzen Leben war er, wie man nachher erfuhr, iezt zum zweitenmal auf dieſem Kaffeehauſe; doch kanten ihn einige von der daſigen Geſellſchaft dem Anſehn und Namen nach. In freundſchaftlichen Verhältnißen ſtand keiner mit ihm.

Jezt hatte iener iüngre Offizier abermals ein Spiel, das beiderſeitig auf eilfe ſtand, durch einen Fehlſtos von der Bande herab verloren, und indem er mit einem ächten Regimentsfluche ein paar Schritte zurück prallte, ſtieß er an den etwas vorgeſtreckten Fuß des Fremden. Anſtatt, wie es in der Regel geweſen wäre, desfalls um Verzeihung zu bitten, glaubt' er, oder ſtellte ſich wenigſtens ſelbſt der Beleidigte zu ſeyn. — »Daß es nicht Sitte wäre ſo nahe am Billard zu ſizzen oder zu ſtehen; daß es kein Wunder ſei, wenn der Spieler dann geſtört werde, und des Zwangs halber fehlſtoße!« Dies und noch mehreres murrte er halb laut und unwillig her. Um deſto gelaßner betrug ſich der

andre. — »Unglücklichen muß man einigen Unmuth zu gute halten!« — Mit dieſen Worten ſtand er auf und ſezte ſich an des Tiſches entgegen geſezte Seite. Doch eben dieſe Gelaſſenheit und dieſer an ſich ſo ſchuldloſe Ausruf erhizten den Spieler noch ſtärker. Seine Reden wurden immer lauter und beleidigender. Der Hauptmann konte, als Offizier und als Mann von Ehre, ſich einer Antwort nicht länger entbrechen. Zwar ermahnte er auch iezt den Zürnenden blos mit aller möglichen anſtändigen Kälte zur Mäßigung ſeiner Hizze. Doch der Wortwechſel grif bald weiter um ſich; und ſchon bei der dritten oder vierten Rede rückte der iunge Brauſekopf mit dem Vorſchlag heraus: Der Herr Hauptmann möchte die Güte haben, entweder gleich iezt mit ihm in ein Seiten-Gemach zu gehn, oder ihm morgen früh eine Stunde zu beſtimmen, wo er ſprechbar ſei.

Der Aeltere ſchwieg bei dieſem Antrag ein paar Augenblicke ſtille; und nicht mit verleg-

ner, aber mit einer zweideutigen, faſt lächelnden Miene ſagte er endlich: Nein, beim Kerzenlichte ſchlag ich mich keineswegs. Das taugt für die Zweikämpfe auf Theatern nur; auf würkliche Heldenthaten muß die Sonne ſcheinen. Haben der Herr Lieutenant daher morgen Luſt mich zu beſuchen, ſo werd' ich nach eilf Uhr gewiß zu — finden ſeyn. Früher hab' ich Geſchäfte. Auch ſteht es noch ganz bei Ihnen ſich dieſe Nacht über darauf zu beſinnen, daß Sie ſich ereiferten, ohne beleidigt worden zu ſeyn.« — Er ſagte ihm dann noch ſein Quartier, nahm Hut und Stock und ging. Die Empfindungen der Anweſenden bei dieſem Vorfall waren ſehr getheilt. Daß der Ausforderer Unrecht habe, darüber gab es freilich nur eine Stimme; doch auch das Betragen des Fremden gefiel nur halb. Er hätte, meinte man, doch raſcher zugreifen, und die Sache ſogleich ausfechten ſollen. Daß er es ſeinem Gegner ſogar freiſtellte ſich noch eines beſſern zu beſinnen, — pfui, das war Unrecht! Was

wiſſen denn die Geſezze einer gewißen Ehre vom Beſinnen und von Beſſerung!

Würklich dachte der Ausforderer auch ſtandsmäßig genug um von dieſer Erlaubniß keinen Gebrauch zu machen. Pünktlich hatte er ſich die Wohnung des andern gemerkt; minder pünktlich die anberaumte Zeit. Es ſchien ihm anſtändiger zu eilen als zu zögern. Gleich nach neun Uhr trat er daher raſch in des Hauptmanns Zimmer, und traf dieſen noch ganz in Nachtkleidern, beim Schreibetiſche ſizzend an. Wenigſtens ſieben Briefe, ſchon überſchrieben und geſiegelt, lagen um das Schreibezeug herum; am achten war er in vollſter Arbeit. Auf die Verwundrung des Eintretenden, ihn noch ſo unangekleidet zu finden, antwortete er blos mit Hinhaltung der Uhr und den kurzen Worten: Es iſt noch nicht eilfe! Alle Anfoderung, ſich wenigſtens iezt anzuziehn, widerlegt' er mit der trocknen Verſicherung: Unmöglich! dieſer Brief muß erſt geendet ſeyn!« Selbſt dem Erbieten ſeines Gegners, ſo lange hier zu war-

ten bis er ausgeſchrieben habe, ſezt' er ein aufrichtiges: Kommen Sie lieber wieder! entgegen.

Endlich als der iüngre Offizier immer hizziger in ſeinem Verlangen und abermals beleidigend in ſeinen Ausdrücken ward; als er von Leuten ſprach, die bei ieder Kleinigkeit Haus und Hof beſtellten, von Männern, die ihr Leben und ihre geſunden Gliedmaßen wenigſtens gern ein Stündchen noch friſten möchten; u. ſ. w. da erhob ſich zulezt der Hauptmann langſam vom Seſſel; ſah erſt vor die Thüre des Zimmers: ob vielleicht iemand lauſche; und ſprach dann ganz gelaſſen:

»Wohlan, iunger Kriegskamerade, weil Sie ſo gar ungeſtüm mir zuſezzen, ſo ſei es Ihnen dann frei heraus geſtanden: daß ich allerdings nicht die geringſte Luſt habe, mich mit Ihnen zu ſchlagen.

Der iüngre Offizier (voll Eifer) Wie, Herr? Wenn Sie ein Offizier — wenn Sie nur einigermaßen ein Mann von Ehre ſind —

Der ältere Off. (einfallend) Eben weil ich

es bin, und gern auch als ein ſolcher aus der Welt gehen möchte; weil ich mir ein Gewiſſen draus mache, einen Bettlerpfennig, eine ſchon verrufne Münze gegen eine nahmhafte Summe zu ſezzen; weil — (mit geändertem, faſt herzlich werdendem Tone) Junger Mann, wenn ich überzeugt wäre, daß Sie ſchweigen, nur zwei Stunden lang ſchweigen wollten, ſo würd' ich Ihnen — wiewohl Sie ſich mir zum Feinde gleichſam aufdringen, — ein Geheimnis entdecken, das ich ſelbſt meinen innigſten Freunden verſchwieg; das freilich mich am nächſten angeht; das aber doch auch Sie nahe genug betrift.

Der iüngre Off. (ſtuzzend) Auch mich? Und das wäre?

Der ältre Off. Erſt Ihr Ehrenwort, daß Sie ſchweigen — zwei Stunden lang mein Geheimnis verſchweigen wollen, gegen Jedermann und in ieder Rückſicht!

Der iüngere Off. Wenn es nichts gegen Staat und König iſt, ſo will ich es.

Der ältre Off. So wiſſen Sie dann, dieſe Piſtolen (die er von der Wand nimt) ſind allerdings ſchon geladen; werden ganz gewiß ihren Mann nicht verfehlen! Doch dieſer ſollen nicht Sie — auch nicht ſonſt ein Dritter — ſondern ich ſelbſt ſeyn. — Sie ſtarren mich an? Sie begreifen nicht? Junger Ungeſtüm, Sie ſehen hier einen Menſchen vor ſich, der ſchon ſeit acht Tagen feſt entſchloſſen war, ſein Leben zu enden, grade heute ſolches zu enden. Welche Unfälle, welche verwickelte Lage zu dieſem Entſchluß mich drängen, kann ich iezt erſt unmöglich Ihnen erzälen. Aber genug, es iſt ein Vorſaz, nicht etwa ſeit dieſem Morgen gefaßt! — Daher lächelte ich geſtern bei Ihrer Ausfoderung auf heute! daher ſagt' ich, daß Sie nach eilf Uhr mich finden, — blos finden würden! daher verbat ich mir früher Ihren Beſuch! Denn nur eine Stunde ſpäter durften Sie kommen, und Sie trafen mich nicht mehr lebend an.

Der iüngre Off. (nach einer kleinen Verlegenheits vollem Pauſe plözlich in ein bittres Lachen ausbrechend) Ha vortreflich! Ein Mährchen, das Ihnen ein andrer, als ich, glauben mag!

Der ält. O. (ſehr kalt) Und warum Mährchen? Was finden Sie unglaubliches dran? Bin ich der erſte Sterbliche, der, vom Unglück verfolgt, es wagen will, die Bürde des Lebens abzuſchütteln? Oder halten Sie mich für einen ſo feigen und zugleich ſo einfältigen Tropf, daß ich Sie nur durch eine Unwahrheit entfernen möchte, die zwei Stunden ſpäter — doch nicht mehr hülfe?

Der iüngre Off. Nun, um ſo beſſer für Sie! Wenn Sie würklich des Lebens ſo müde ſind, warum zaudern Sie noch ſich anzuziehn, und mit mir zu gehen? Kommen Sie!

Der ältre Off. Nein, hizziger Jüngling, nein! Das hieße Ihr Leben ſtehlen, wenn ich in iezziger Faſſung mit Ihnen mich ſchlüge, und ſiegte! — Mein eignes Blut hof' ich vor ienem Richterſtuhl — ſizz' auf ihm, auch

wer da wolle! — zu verantworten; aber ein fremdes möcht' ich grade iezt am wenigſten auf mich laden. — Was könt' es auch Ihnen gegenſeitig nüzzen, einen Menſchen zu tödten, der in wenigen Augenblicken ſich ſelbſt umgebracht haben würde; der Sie iezt nun zur Flucht, zur Verantwortung, vielleicht zum Verluſt Ihres Poſtens, und auf ieden Fall zur Erduldung mancher Verdrüßlichkeiten drängte? Dies iſt der Erfolg von der Ueberlegung meiner lezten Nacht! Mich heute freiwillig an Ihren Degen zu ſpießen, kam mir auch in ihr mehr als einmal im Sinn. Doch nicht gerechnet, daß dieſer Weg mir immer noch zu unſicher däuchte, ſo mag ich auch meine Ruhe nicht mit fremder Unruhe mir eintauſchen. — Gehn Sie, mein Herr! Nur eine Stunde noch laſſen Sie mich allein! Nur ienen Brief möcht' ich gern noch enden. Kommen Sie dann wieder, und finden Sie mich noch am Leben, dann behandeln Sie mich als die feigſte Memme, dem nicht dieſer Rock, dieſer

Degen — ia überhaupt nicht ein Mannskleid gebührt.«

Es war ſo viel Wahrheit in dieſen Worten, ſo viel Wärme im Tone derſelben, daß ſelbſt der bisher trozzige, ungläubige Ausforderer ſich unwillkührlich davon ergriffen fühlte. Beſtürzt und unentſchloſſen ſtand er einige Sekunden lang.

»Herr, rief er endlich, wenn Sie doch vielleicht im Ernſte ſprächen, im Ernſte ſich das vorgenommen hätten, ſo wäre es ia meine Pflicht auch dieſes Vorhaben zu hindern; ſo werd ich auf ieden Fall —

Der ältre Off. (mit halb freundlichem, halb mitleidigem Lächeln) Doch nicht etwa Menſchen rufen, denen Sie dies wieder erzälen? die mich bewachen ſollen? — Ich hab' Ihr Ehrenwort auf ein zweiſtündiges Schweigen; und darauf ſtüzz' ich mich. — Noch mehr, wer und wo iſt der Menſch, der einen andern Menſchen zu ſterben hindern kann? Auch wär' es ſeltſam genug, wenn Sie, grade Sie,

denjenigen zum Länger-Leben nöthigten, den Sie vor zwei Minuten noch zum Zweikampf zwingen wollten! — Nein, mein Entſchluß iſt unwiderruflich! Die Mittagsſtunde iſt für mich nicht mehr da. Gehn Sie, gehn Sie, mein Herr! Mein Blut ſoll in keinem Verſtande des Worts auf Ihnen laſten. Wann Sie erfahren werden, was in ienen Briefen ſteht, und was gewiß für Sie kein Geheimnis bleibt, dann werden Sie meinen Schritt als ſehr verzeihlich betrachten. —

Er hatte bei dieſen Worten des Lieutenants linke Hand ergriffen. Er führte ihn — nicht auf eine beleidigende, ſondern gleichſam vertrauliche Art gegen die Thüre ſeines Zimmers; und iener ging, wie im Traume, mit. Doch als ſein Führer nun das Schloß aufdrücken wolte, da riß er ſich noch einmal plözlich von ihm los, wandte ſich um, und rief:

„Element, Herr Hauptmann! Ich glaube beinahe nun, daß dies alles Wahrheit iſt; und dann — bei Gott! — dann haben Sie

edelmüthig gehandelt, daß Sie mich ungeſtümen Polterer nicht anlaufen ließen, oder mich nicht gar zum Spaß in iene Welt mitnahmen. Wenn Ihr Entſchluß, wie mir ſcheint, aus Geld-Verlegenheit entſpringt — wenn ſich der noch abhelfen ließe, — hier in dieſer Börſe ſind achtzig Friedrichsdor, und zu hunderten hätt' ich noch bis auf den nächſten Monat Kredit; nehmen Sie ſolche hin! Schalten Sie nach Belieben damit! Das verdamte Spiel von geſtern machte zwar eine gewaltige Lücke in meine Baarſchaft; aber ich würde mich herzlich über dieſen Verluſt erfreuen, wenn er mir die Gelegenheit verſchafte, das Leben eines Biedermanns zu erhalten.« —

In des Hauptmanns bisher trocknem Auge glänzte iezt ſchnell eine Zähre. Er fiel ſeinem vorigen Gegner um den Hals, und rief: »So irrt' ich mich doch alſo nicht in dir, als ich vermuthete: es müſſe hier unter rauher wilder Schaale ein ſüßer, edler Kern verborgen liegen; müſſe nur auf Zeit und Gelegenheit

warten, um hervorzubrechen! Aber behalte deine Börſe, lieber junger Freund! Dieſe Willfährigkeit iſt zwar meine lezte Freude hienieden; doch ſie rettet mich nicht. Tief — tief in die Tauſende hinein iſt meine Sache ſchlim!

Der iüngre Off. Viel! Aber auch dieſe ſind wohl noch zu tilgen! Wenn nicht iezt, doch künftig! Nur nicht zaghaft, nur nicht alzurasch, lieber Hauptmann! Ich will mir Mühe geben, will in meinem Namen bei meinen Bekanten nachfragen; will borgen, bitten ſogar! Ich hab' einen Onkel —

Der ältre Off. Alzuviel! alzuviel! Aber für mich iſt keine Rettung! — Schulden ſtößt man ab; doch ein verlorner guter Name iſt unwiderbringlich. Regiments-Gelder, die ich angrif — Vorgeſezte, die ſchon argwohnen, bald alles wiſſen werden — Jüngling, mache mir meinen Abſchied durch deine Vorſtellungen nicht noch ſchwerer! Ich war ſchon ſo ganz gefaßt; iezt — Geh, geh! Komm in einer Stunde wieder! Leb' ich dann

noch, ſo ſteh ich dir zu Dienſte, für deine Gutthaten oder deinen Degen, wie du willſt. Aber komm gewiß wieder! denn es iſt wohl möglich, daß du unter meinen Papieren auch für dich noch ein Vermächtnis findeſt. —

Er eröfnete bei dieſen Worten ſelbſt die Thüre ſeines Gemachs, ſchob leiſe, doch ernſtlich, ſeinen Beſuch hinaus, und drückte ſofort das Schloß ab. In einem Taumel von Betäubung wankte der Lieutenant hinweg. Noch wußt' er ſelbſt nicht, was er zu thun oder zu laſſen habe? Sein Ehrenwort verband ihn zum Schweigen; ſein inres Gefühl hätte ihn lieber zum Lautrufen aufgefordert; und gewiß hätt' er dieſem leztern gefolgt, wäre nur eine Möglichkeit zur Hülfe ihm ſichtbar geweſen. Er wankte auf einem nicht weit entlegnen Spaziergange eine reichliche Stunde auf und ab, ohne iedoch zu ſehen und zu hören, was um ihn vorging. Jezt ſchlug es eilf Uhr; ſein Rauſch verſchwand, und er flog nach dem bewußten Hauſe.

Noch that er es mit einem kleinen Reſte von Hofnung. Doch auch dieſer verſchwand, als er ein Getümmel von Menſchen vor dem Hauſe, ein noch gröſʒres in demſelben erblickte. Er drängte ſich durch. Was er beſorgte, war geſchehen. Im Zimmer des Hauptmanns hatte man vor kurzem einen Schuſʒ fallen gehört. Verſchiedne von den Hausgenoſſen waren herbeigeeilt, hatten die Thüre zu öfnen verſucht, und zulezt ſie geſprengt. Der Hauptmann lag todt auf dem Boden, herunter geſunken vom Seſſel; durch den Mund hatte er das Piſtol abgedrückt; vom Leben war keine Spur mehr in ihm. Alles klagte um ihn. Alles bedauerte dieſen guten Herrn. »In den zehn Jahren, die er hier wohne, hab' er nie auch nur ein Kind beleidigt!« Dies war das einſtimmige Lob von ieder Seite her. Jene acht oder neun Briefe fand man auf dem Schreibtiſche. Sie waren an Verwandte, Freunde, ſeinen General und Oberſten gerichtet. Ein kleines Billet war auch noch für unſern Lieutenant beſtimt. Er

erbrach

erbrach es mit Zittern und Thränen. Es lautete alſo:

»Sie werden, mein Lieber, bei Leſung dieſes Briefes nun finden: ich hatte Ihnen kein Mährchen erzält! — Empfangen Sie meinen Dank, daß Sie die lezte Bitte eines — faſt möcht' ich ſagen, ſchon Sterbenden nicht unerfüllt ließen; und achten Sie auch, ich beſchwöre Sie, auf deſſen lezte Warnung nicht minder! Schulden, wie Sie wiſſen, bringen mich zu dem Entſchlus, den Sie umſonſt bekämpften. Leidenſchaftliches Spiel in iüngern Jahren war der erſte Schritt zu dieſen Schulden. Ich trat in einen Wirbel und verſank. Auch Sie ſpielen, und ſpielen nur alzuwarm. Dies beweißt Ihr geſtriger Abend und ſeine Folgen. Wie ſo bald wurden Sie ungerecht gegen mich, gegen andre, gegen ſich ſelbſt! Junger, braver Mann, wachen Sie künftig über ſich ſelbſt, damit Sie nicht auch einſt, wie ich, oder dem ähnlich enden!«

Es waren Worte, die nicht auf die Erde fielen! Mit tiefer, dauernder Rührung ging

der junge Mann in ſich; gelobte Beſſerung und hielt ſie. Nie ſah man ihn wieder bei einem Spiel, wodurch ſich das Blut erhizt. Höchſtens unter Freunden gab er den Anſprüchen der Geſellſchaft nach, und that es auch dann nur unter Beſchränkungen, die leidenſchaftliche Theilnahme unmöglich machen. Ueber ſein ganzes Leben, zumal über ſeine jugendliche Wärme, wachte er von nun an mit Sorgfalt.

Nachtrag zu den Kriminal-Geſchichten der dreizehnten Samlung.

I.

Militairiſche Gerichtspflege übertrift bekantermaßen faſt bei allen Völkern Europens die gewöhnliche bürgerliche Juſtiz weit an Schnelligkeit und Strenge. Oft gründet ſich dieſe Leztere auf das Geſez der Nothwendigkeit, noch öfterer auf den Nuzzen abſchreckender Beiſpiele. Dieſen Nuzzen zu bezweifeln wäre Thorheit. Aber daß eben derſelbe, oder vielmehr der Vorwand deſſelben, ſchon in mancher Hand ein Schwert ward, das den Unſchuldigen würgte, und den unwillkührlich oder unbeträchtlich Fehlenden mit barbariſcher Härte beſtrafte, — das wird wohl keiner läugnen können, der nur ein wenig, zumal in

Kriegszeiten, um militairiſche Gerichte ſich bekümmerte. Eine Samlung von Beiſpielen, wo dieſe Strenge ausartete, dürfte freilich auf allgemeinen Dank kaum, zumal iezt nicht, rechnen; aber verdienſtlich und nüzlich würde ſie dennoch ſeyn. Hier ein kleiner Beitrag dazu! Das Schlachtopfer, deſſen hier erwähnt wird, ſah ich ſelbſt in meiner Jugend zum Tode führen.

Als zu Ende des Jahrs 1761 die preußiſche Kriegsmacht ihre Winterquartiere, wie gewöhnlich, in Sachſen bezog, und ſich, während derſelben, durch neue Anwerbungen, ſo viel immer möglich, zu verſtärken und zu ergänzen ſuchte, traf ſie hier das gewöhnliche Schickſal aller derienigen Heere, die nicht aus bloßen Landskindern und Freiwilligen beſtehen, — die Unannehmlichkeit, viel Ausreißer zu haben. Mancherlei Mittel, dieſem Uebel Grenzen zu ſezzen, wurden verſucht; keines fruchtete hinlänglich. Endlich kam es dahin, daß alle Schildwachten, zumal auf etwas entleg-

nen Poſten, doppelt ausgeſtellt wurden; daß immer ein alter zuverläßiger Krieger neben einen iüngern Ausländer zu ſtehn kam; und daß im eigentlichſten Sinne des Worts dieſe beide nicht nur ihren Poſten, ſondern auch ſich gegenſeitig bewachten.

Einſt ſaßen zu Löbau in der Oberlauſiz einige preußiſche Soldaten im Bierhauſe zuſammen; ſprachen von dieſer neuen Einrichtung, und meinten gröſtentheils: daß es nunmehr auf ieden Fall ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich geworden ſei, durchzugehn. — »Poſſen! rief einer von ihnen: wenn ich ſonſt Luſt hätte, Reisaus zu nehmen, mein Wachtkammerade ſolte mich doch nicht hindern.« — »Weil er vielleicht mitginge?« — »Nicht doch! da wüßt' ich noch andern Rath!« — »Und welchen?« — »Ich ſuchte weiter nichts, als ein einziges mal ſein Gewehr in die Hand zu bekommen; und ſchüttete oder blies ihm dann das Pulver von der Pfanne.« — »Nun,

und das nüzte?« — »Unendlich viel! Ich liefe dann vor ſeinen Augen davon; ſicher, daß er mir nicht nachſchießen könte!«

Man lachte über dieſen Einfall, und ſprach bald drauf von etwas anderm. Aber ein iunger Burſche, der mit an dieſem Tiſche ſaß, erſt ſeit zwei Monaten die Muskete trug, und grade ſo lange ſie auch gern — wieder losgeworden wäre, lachte nicht viel mit, ſondern dachte bei ſich ſelbſt: das Mittel will ich mir merken! Vier oder fünf Tage nachher kam er würklich ſelbſtander auf einen etwas entlegnen Poſten zu ſtehen; verſuchte ienen Kunſtgrif, und entkam. — Aber nicht alzuweit! Er war zwar richtig ſchon außer Gefahr; da er aber, einfältig genug, erſt nach ſeiner Heimath zulief, um alda Abſchied von ſeinem Mädchen zu nehmen, ſo fand ihn eine nachſezzende Patrouille und brachte ihn zurück. Beim Verhöre war eine der erſten Fragen: Wie er zu dieſem Einfalle gekommen ſei? Er hätte ihn dreiſt für ſeinen eignen ausgeben können; aber er geſtand alles nur alzu aufrichtig.

Sofort ward der Erſtere auch verhaftet. Jenes Geſpräch ward ihm vorgehalten; er konte oder mochte daſſelbe nicht läugnen. Das Standrecht erkante: dem Ausreißer zwei Tage Spiesruthen, dem unvorſichtigen Redner den Strang! Vergebens ſuchte dieſer ſich zu entſchuldigen; bewieß, daß er mit keinem Odem dran gedacht, ſelbſt zu entweichen; daß er nur aus Unvorſicht etwas herausgeſchwazt, was er freilich ſich als möglich vorgeſtellt, doch keineswegs ſelbſt zu thun vorgenommen habe. — Alles dies ward ihm geglaubt. »Aber er hat, hieß es, Rathſchläge ertheilt, die den König um noch mehrere ſeiner Soldaten bringen können. Er hat Anlaß zu Komplotten gegeben! Er iſt ſtrafbarer, als der Ausreißer ſelbſt!« — Die Strafe erging würklich. Ob man dieſes Urtheil Gerechtigkeit oder Todſchlag nennen konte, mögen andre entſcheiden.

II.

In der Neumark lebte vor einigen Jahren ein Schäfer; ein Mann, der bei allen, die ihn kanten, den Ruf eines ehrlichen, ſtillen, frommen Mannes hatte, und ihn auch würklich verdiente; vielleicht ein wenig alzuſtill, alzufromm, denn er war ein Herrnhuter.

Einſt, als er auf dem Felde hinter ſeiner Heerde ging, geſelte ſich zu ihm der Schulmeiſter des Dorfs, ſein Freund und Glaubensgenoſſe. Ihre Geſpräche lenkten ſich bald von häuslichen Gegenſtänden auf Angelegenheiten der Religion und des Herzens; und der Schäfer konte nicht Worte genug finden: wie glücklich er ſich iezt in dieſem Punkte fühle.

„Endlich, ſprach er mit innigem Ton, hat Gott mein Gebet erhört; hat mir nach manchem harten Kampf ſeinen Frieden geſchenkt;

hat mich des wahren Glaubens theilhaftig werden laſſen! O wie ſo wohl mir dabei iſt! Wie ganz gewiß ich mit keinem Fürſten tauſchen würde!«

Er fuhr noch lang' in dieſem Tone fort, bis er ein gewißes Kopfſchütteln bei dem Schulmeiſter bemerkte, das ihn Wunder nahm, und nach deſſen Urſache er fragte.

»Es iſt wohl recht gut, lieber Bruder, um eine ſolche Seelenruh; war ienes Antwort: auch zweifl' ich nicht, daß es ganz heimlich mit deinem Herzen ſtehn mag. Aber unſer iezzige Glaube — unſer iezzige Glaube — ſo ganz lauter wie der Glaube der Alten mag er doch wohl nicht ſeyn.«

»Und warum ſolt' er das nicht, lieber Bruder? Ich habe ia ſo andächtig zu Gott gebetet; ſo ganz in die Wunden des Lammes mich geflüchtet, und empfind' auch dafür ſo eine Heiterkeit, ſo eine Gewisheit meiner Verſöhnung . .

»Alles ſchon gut! recht gut! Aber den Glauben der Patriarchen? den Glauben Abrahams, der Gott ſeinen einzigen Sohn darbrachte; wer kan den iezt noch zu beſizzen hoffen?

Hätte der Schulmeiſter auch nur den hundertſten Theil der Würkung ſich gedacht, den dieſe unglücklichen Worte auf den armen Schäfer hatten, gewiß würd' er ſich vor ihnen ſorgfältig gehütet haben. Traurig, in tiefen Gedanken verſenkt, in ſeinem Glauben erſchüttert, ging dieſer nun den ganzen Tag ſeiner Heerde nach; hört' und ſah nichts rund um ſich her; erwiederte, als er heim kam, nur kalt die Liebkoſungen ſeiner Gattin und Kinder; verſchmähte, unterm Vorwand einer Unpäslichkeit, ſein kleines Abendbrod, und hielt ſelbſt ſeine Betſtunde ohne Freudigkeit.

Die Ruh ſeiner Seele, ſeine feſte Zuverſicht auf göttliche Gnade war verſchwunden. Tauſendmal las er in der Bibel das zwei und zwanzigſte Kapitel des erſten Buch Moſis von

der Aufopferung Iſaaks. Sie war ſein einziger Gedanke, des Tags über und wenn er ſchlaflos auf ſeinem Lager lag; ſie war ſein Traum in iedem Morgenſchlummer; raſch fuhr er dann auf und flehte mit gefaltnen Händen, mit unterdrücktem Schluchzen und deſto häufigern Thränen zu Gott: auch ihn mit dem Glauben Abrahams zu beſeeligen.

So rang er ein Paar Wochen lang; und achtete ſich endlich ganz mit dem Heldenmuthe geſtärkt, den die Aufopferung ſeiner Kinder erfodere. Seit geraumer Zeit war er nicht freudiger und heiterer aufgeſtanden, als an dem Morgen dieſes dazu feſtgeſezten Tages. Seine Gattin merkte ſolches und freute ſich dieſer Aenderung; er ſelbſt verrichtete ſeine Hirtenarbeit mit gröſter Genauigkeit, und kam dann heim, ſein eignes Vieh zu melken.

Er war Vater von drei Söhnen, und bisher immer der beſte Vater geweſen. Seine Kinder liebten ihn daher zärtlich, und folgten ihm, wo er ging und ſtand, fleißig nach.

Vorzüglich pflegte der Kleinſte, ſein Augapfel, ein Knabe von zwei bis drei Jahren, ihm beim Melken nachzulaufen, mit der Bitte: daß er ihn doch in die Gelte ſezzen und hin und herſchaukeln möchte. Alle dieſe Kleinigkeiten geſchahen auch heute. Dann aber, als er alle Pflichten des ganzen Tages erfüllt zu haben glaubte, entfernt' er unter irgend einem Vorwand ſeine Frau; rief ſeine drei Söhne zu ſich, und verſchloß ſich mit ihnen in der Stube.

Kaum hatt' er dies gethan, als er eine Axt ergrif und damit dem älteſten von ihnen den Kopf zerſpaltete; dem zweiten, der erbärmlich zu ſchreien anfing, widerfuhr ſofort ein gleiches; aber der iüngſte, der ängſtlich ſeine Füße umſchlang, mit Thränen ihn nicht auch zu tödten bat, erſchütterte auf einige Minuten ſeinen feſten Entſchlus. Es war ſein Liebling! ſein Jüngſter! ſein Lezter! Zwei Opfer hatt' er, ſeinem Bedünken nach, Gott ſchon dargebracht! Der Arme bat ſo innig! — Alles dies, geſtand er nachmals oft, bewegte das

Innerſte ſeines Herzens. Er betete aufs fle-hendlichſte zu Gott, ihn mit Kräften auszurü-ſten; und das Werkzeug des Tödtens entſank aus ſeiner Hand. Aber der Gedanke: Was opfere er denn eigentlich Gott, wenn er nicht auch ſein Leztes und Liebſtes ihm opfern wolle? gab ihm endlich Muth genug, Vaterherz und Menſchenſchwäche zu überwinden, und der arme Knabe ſank mit zerſchmettertem Haupte zu Boden. — Ganz gelaſſen hob er nun alle drei Leichen von der Erd' empor, trug ſie auf ſein Bette, und zog die Decke über ſolche.

Allein das Geſchrei der Unglücklichen war bis zur Mutter gedrungen; ſie lief erſchrocken herzu, und verlangte, da ſie die Stubenthüre verſchloſſen fand, ſo ungeſtüm hereingelaſſen zu werden, daß er ihr endlich, obſchon mit den Worten: Ach bleib draußen, Mutter! es iſt des Elends bereits genug drinnen! auf-machte. Ihr Entſetzen beim Anblick des Blu-tes in der Stube, ihr noch größeres bei Weg-reißung der Decke, können Gedanken nur müh-

ſam, Worte unmöglich faſſen. Seine Ruhe hingegen blieb unerſchüttert. Er weint' auf ihre Leichname; aber er blieb dabei: es ſei verdienſtlich, ſie geopfert zu haben; ließ ſich willig ins Gefängnis führen, und behauptete auch dort ſeine Gelaſſenheit.

Was ſeinen Richtern Ehre macht, iſt: daß ſie nicht auf Todesſtrafe, ſondern auf lebenslängliches Zuchthaus ſtimten; und König Friedrich, als er dies Urtheil unterſchreiben ſolte, ſtrich auch ienes Wort noch aus, und ſezte dafür: Tollhaus!

III.

Bei einer ſehr großen iüdiſchen Diebesbande, die ſich ums Jahr 1733 im fränkiſchen Kreiſe furchtbar genug zu machen wußte, und die endlich in Coburg beim Einbruch in eine dortige Goldfabrik entdeckt wurde, zog man unter andern auch einen gewißen Moſes Hoyum ein. Das Geſtändnis ſeiner Mitgenoſſen ſowohl, als auch eine Menge andrer Umſtände zeugten deutlich, daß er nicht nur Helfershelfer und Theilnehmer, ſondern auch Anſtifter und Oberhaupt von faſt unzähligen Räubereien geweſen ſei. Nichts fehlte zur Gewißheit noch, als — ſein eignes Geſtändnis; aber eben daſſelbe war auf keine Art und Weiſe von ihm zu erhalten. Ob man ihm drohte oder zuredete; ob man ihn zehnfach verhörte; ob man das Bekentnis ſeiner Mitgefangnen ihm vorlas; ob man ſie perſönlich ihm unter die Augen ſtelte, und durch ihre Vorwürfe und Vorſtellungen ihn zum Mitge-

ſtändnis aufforderte; ob man endlich auch ſogar zur Folter ſchritt und hart genug damit gegen ihn verfuhr; — nichts half! Er beharrte auf ſeiner Unſchuld und auf dem hartnäckigſten Läugnen.

Eben dieſer Moſes Hoyum hatte ein Weib, die noch iung und hübſch, auch bei allen ienen Diebſtälen wenig oder faſt gar nicht mit beſchwert war. Höchſtens ein paar Kleinigkeiten von Mitwiſſenſchaft, Hehl und Verkauf konten ihr — ia auch das nicht ganz erwieſen! — beigemeſſen werden, und die Haft, in welcher ſie gehalten wurde, war daher auch weit gelinder, als die Haft der Uebrigen. Dieſes Weib liebte Moſes aufs innigſte. Von ſich ſprach er faſt nie; aber ſie war der Gegenſtand ſeiner zärtlichſten Bekümmerniße. Für ſie ſparte er ſich von dem wenigen Gelde, das er zum Unterhalt erhielt, beinahe die Hälfte ab; für ſie nur bat er bei ieder Gelegenheit, und fragte ieden Tag: wie es ihr gehe? Ob man ihr auch ein Leid zugefügt

habe?

habe? und ſo weiter. — Einſt, als er wieder dieſe Frage ergehen ließ, ward der Kerkermeiſter aufmerkſamer als bisher; dachte ein wenig nach; ging dann zum Vorſizzer der Gerichten, und verſicherte: Nun hab' er das Marter-Inſtrument gefunden, welches dem Räuber gewiß ſein Geſtändnis entreißen ſolle. Er begehre nichts, als die Erlaubnis: die junge Hoyum im Nebenzimmer ihres Mannes ſtäupen zu laſſen; daß er die Anhörung ihrer Wehklage und ihre Verſchonung überhaupt durch ſein Geſtändnis gewiß abkaufen werde, dafür ſei er Bürge.

Dieſe grauſame Erlaubnis ward ihm ertheilt; noch den Abend kündigte man Hoyum iene Seelen-Folter für den nächſten Morgen an. Er erblaßte und erſchrack. Er weigerte ſich Speiſe zu ſich zu nehmen, und brachte die ganze Zwiſchenzeit, verſenkt in unbeſchreibliche Traurigkeit zu. Noch ſchwieg er. Aber als die beſtimte Stunde kam; als er würklich das Jammergeſchrei ſeines Weibes vernahm; da

bat er um Gotteswillen nur damit einzuhalten, weil er gern alles geſtehen wolte; und was keine körperliche Qual von ihm erpreßt hatte, erpreßte Liebe in der erſtem Minute.

* * *

In einem Briefe von E. datirt, ohne Unterſchrift, erhielt ich dieſe Anekdote. »Sie »ſei, ſagte der Briefſchreiber, aus einer da»mals öffentlich gedruckten, aktenmäßigen »Nachricht, und buchſtäblich wahr.« — Da ich dieſe gedruckte Nachricht nie ſah, ſo kan ich freilich die Anekdote ſelbſt auch nur unter der Bürgſchaft liefern, mit welcher ich ſie empfing. Wenn ſie aber pünktlich wahr iſt, wie mir aus Angabe der Namen, des Orts und der Jahrzahl ſcheint, ſo iſt ſie immer kein ganz unverächtlicher Beitrag, nicht etwa zur Macht der Liebe, ſelbſt über rohe Seelen, — denn dieſe Macht iſt längſt unbezweifelt! — ſondern auch zu der traurigen Wahrheit: wie ungerecht oft Richter verfahren können, indem ſie der Gerechtigkeit einen Dienſt zu leiſten glauben.

IV.

In einem anſehnlichen Dorfe *) des Canton B** lebte der Schulze W** (wiewohl er noch kaum ſechs und dreißig Jahr alt ſeyn mochte,) ſchon in der dritten Ehe. Seine erſten beiden

Ii 2

*) Auch dieſe Geſchichte hab' ich von unbekanter Hand, wahrſcheinlich aus der Schweiz, eingeſchickt erhalten. Dieſes Incognito, und weil mir immer iſt: als hätt' ich ſchon irgendwo eine ähnliche Geſchichte geleſen, bewegt mich zu dem Wunſche: daß man ſie hier auch nur als eine Zugabe betrachte. — Solte ſie würklich ſchon irgendwo gedruckt ſeyn, ſo bitt' ich um Verzeihung. An fruchtloſer Mühe mich davon zu überzeugen, habe ich gewiß es nicht mangeln laſſen. Sie ganz zu verwerfen glaubt' ich mich doch nicht berechtigt. Daß ich übrigens die Träume des Vaters von der Ermordeten nicht für eine übernatürliche Ahndung, ſondern für ein ſehr natürliches Mistrauen halte, – wiewohl die ſpäte Aeußerung deſſelben, und das nachherige Beharren darauf allerdings merkwürdig iſt, — brauch ich wohl kaum zu erinnern?

Weiber, gegen welche er ſich immer äußerſt gut und freundlich betragen hatte, waren ihm im erſten Wochenbette, und zwar beide ſehr ſchnell geſtorben. Die dritte, die er iezt hatte, und die er ganz vorzüglich zu lieben ſchien, war ein iunges, ſchönes, ſtarkes und geſundes Weib. Ein Kind, das ſie ihm am Ende des erſten Jahres ihrer Ehe gebohren hatte, war wenig Stunden nach der Geburt wieder erbli-chen; bald drauf ging ſie mit dem zweiten ſchwanger. Er ſelbſt galt für einen braven, ſein Amt mit Einſicht und Redlichkeit verwal-tenden Mann, der von ſeinen Mitbrüdern ge-liebt und geachtet wurde. Als ihm ſein Weib diesmal einen geſunden, rüſtigen Jungen — die Kinder der vorigen Frauen waren Mäd-chen — zur Welt brachte, war er für Freu-den faſt außer ſich. Das halbe Dorf ward zum Kindtaufs-Schmauſe eingeladen. Die Wöchnerin ſelbſt befand ſich nach der Geburt ſo gut als immer möglich. Diesmal konte der Schulze gewiß ohne Sorgen ſeyn die Gat-tin zu verlieren!

Dennoch, am dreizehnten oder vierzehnten Tage, als er grade in Amtsgeſchäften ausgegangen war, und am Ende des Dorfes ſich befand, kam ihm einer ſeiner Dienſtboten mit der Schreckenspoſt nachgeeilt: Man habe ſeine Jungefrau todt im Bette gefunden. Ohne Zweifel müße ein Schlagflus ſie getroffen haben. — Selbſt beinahe halbtodt ſank der Schulze bei dieſer Nachricht auf die nächſte Bank. Mit Mühe brachte man ihn zur Beſinnung zurück. Kaum war er ſeiner wieder bewußt, ſo eilte er heim, warf ſich auf den Leichnam ſeines Weibes; heulte, ſchrie, jammerte — faſt mehr, als ſich für einen Mann geziemt; was nur Chirurgus, Hebamme und die alten Weiber des Dorfes riethen, ließ er verſuchen, um die Erblichne ins Leben zurückzubringen. Doch der Tod gab, nach gewöhnlicher Weiſe, ſeine Beute nicht heraus; und die junge, frühverſtorbne Wöchnerin ward am dritten Tage beerdigt.

Sie hatte, als ſie ſtarb, keine Mutter mehr am Leben, wohl aber noch einen Vater, deſſen einziges Kind ſie war, und von dem ſie unſäglich geliebt wurde. Daß dieſer ebenfalls bitterlich bei ihrem Leichenbrete und ihrem Grabe weinte, läßt ſich leicht denken. Aber was dem ganzen Dorfe höchſt unerwartet kam, war: daß eben dieſer, am vierten Tage nach iener Beerdigung vor den Dorf-Gerichten erſchien, und ſeine Rede alda ohngefähr folgendermaßen anbrachte: „Ihr wißt, daß ich eine Tochter verlo„ren habe, die mir über alles werth war. Sie „lebte mit dem Schulzen hier in einer Ehe, die „mir immer als äußerſt glücklich vorkam. „Ihre Geſundheit ſchien unverwüſtlich zu ſeyn. „Ich hofte nichts gewißers, als daß ſie mir „einſt die Augen zudrücken ſolte. Jezt iſt ſie „plözlich geſtorben; wie mich das ſchmerzt — „nein, das läßt ſich nicht ausſprechen. Aber „um meinen Jammer recht überſchwenglich zu „machen, ſeh' ich ſie, ſeit ihrer Beerdigung, „alle Nächte im Traume. Sie deutet dann

„aufs Grab hin, und ſagt mir: Sie ſei er„mordet worden. Es iſt freilich nur ein „Traum. Aber zu meiner Beruhigung er„laubt mir nur das einzige, daß ich ſie noch „einmal ausgraben und beſichtigen laſſen „darf!“

Man fand dieſe Bitte ſehr unſtatthaft; man war eben im Begriff ſie ihm ganz abzuſchlagen, als der gebeugte Vater bei ſeinem Verlangen noch einen Vorſprecher fand; und dieſer war — der Schulze ſelbſt. „Bei dieſem Todesfall „habe Niemand,“ ſagte er, „ſo viel oder we„nigſtens mehr, als Er, verloren. Das Leben „der Erblichnen mit zwei Drittheilen ſeines „Vermögens zu erkaufen, ſei er gern bereit. „Auch ihm, wenn er oft für ſich allein nach„denke: wie unerwartet ihn dieſer Schlag ge„troffen; dann ſei ihm auf Augenblicke: als „wäre dies alles unmöglich! als wäre die Ge„ſtorbne nicht todt! Um ſo minder könne der „Schmerz des Vaters ihn befremden; und „ſelbſt der Verdacht der Ermordung ihn be-

»leidigen. Freilich habe der Vater nicht ge»ſagt: Wen er fur den Mörder halte. Aber »um ſo wichtiger ſei es, auch den kleinſten »Schein des Argwohns zu zerſtreuen; und er »begehre nun ſelbſt, daß der Leichnam zur Be»ſichtigung wieder ausgegraben werde.«

Jezt hatte Niemand weiter etwas dagegen einzuwenden. Die Ausgrabung ging noch dieſen Morgen vor ſich. Chirurgus und Hebamme — kein Arzt war in der Nähe! — wurden zur Beſichtigung gerufen. An andern gültigen Zeugen gebrach es auch nicht. Aber am ganzen Leichnam fand ſich nicht die kleinſte Spur einiger Gewaltthat. Einige blaue Flecke an der linken Seite galten für deutliche Kennzeichen des Schlagfluſſes. Das einſtimmige Urtheil aller, die es verſtanden, oder zu verſtehen glaubten, war: Natürlicher Tod! Der Leichnam ward wieder in Sarg und Gruft gebracht. Der Geiſtliche ſprach dem iammernden Vater Troſt zu. Der Schulze, der ebenfalls häufige Thränen vergoſſen, ließ ge-

gen dieſen Leztern auch nicht ein Sonnenſtäubchen von Unwillen blicken. »Gott geb' uns beiden Lindrung unſers Jammers!« Das war ſein frommer inniger Wunſch, als ſie vom Gottesacker wieder heimgiengen.

Vier bis fünf Tage verſtrichen abermals. Im Dorfe ſprach faſt Niemand mehr von jenem Todesfalle, als plözlich wieder der Vater vor Gericht erſchien. — »Was er begehren wolle, ſagte er, davon ſehe er ſelbſt das Sonderbare, beinah Unbillige ein; und dennoch könne er ſeinen innern Drang nicht bezähmen. Immer noch, wo er gehe, ſteh und liege, verfolge ihn die qualvolle Vorſtellung: Deine Tochter iſt doch ermordet, und zwar von ihrem Manne ermordet worden! — Warum? und Wie? das wiße er nicht. Daß man keine Spur an ihrem Körper gefunden habe, ſag' er ſich allſtündlich ſelber vor. Dennoch könn' er nicht ruhen! dennoch wolten iene Träume und das Bild ſeiner iammernden Tochter von

ſeinem Lager nicht weichen; und er bitte, flehe, beſchwöre ſie daher, nur noch eine Beſichtigung anzuordnen.«

Die Gerichten ſtaunten, ſehr natürlich, iezt noch mehr, als das erſtemal. Dieſe Bitte ſchien ihnen ein wahrer Unſinn zu ſeyn. Die Beleidigung ihres Oberhaupts verdroß ſie; der Schulze ſelbſt blieb nicht mehr, was ihm auch alle verziehen, bei ſeiner erſten Gleichmuth. — »Er ſei, ſagte er, nun namentlich von ſeinem Schwiegervater der ſchändlichſten Bosheit beſchuldigt worden. Nur die einzige Vorſtellung: daß der Kummer des Alten in Wahnſinn übergehe, könne ihn noch ein wenig beſänftigen, und von gerechter Klage zurückhalten. Schon ſei der Leichnam ſeiner ſeeligen, geliebteſten Frau einmal vergebens in der Ruhe geſtört worden. Zur Gewiſſens-Sache werd' es ihm, dieſes noch öfterer zu thun. Nicht der geringſte Grund zu ienem ſchmählichen Verdacht ſei vorgebracht worden. Billig verdiene daher auch iene Bitte Abweiſung und Bedrohung im Wiederholungsfall. In-

deſs, da er ſeines guten Namens und der Be=
friedigung ienes alten, ihm ſonſt ehrwürdigen
Vaters halber, eher zu viel als zu wenig thun
wolle, ſo laſs' er ſich alles gefallen, was man
beſchlieſsen werde.« — Man wolte nun den
Greis abweiſen; allein dieſer fuhr ſo inſtän-
dig zu bitten fort, daſs man doch am Ende
noch einmal ihm nachgab. Der Leichnam ward
wieder ausgegraben.

Jezt, da der Körper ſo lange ſchon in der
Erde war, fing er bereits ſehr merklich an,
in Fäulnis überzugehen. Die Perſonen, die
ihn beſichtigten, wozu noch ein neuer Chirur-
gus genommen worden, muſten daher ſehr be=
hutſam mit ihm umgehen, und fällten dann
— ganz den vorigen Ausſpruch. Eben
war man im Begriff ihn wieder in Sarg
zu legen; als der alte Mann, der dies=
mal gleichſam in Betäubung da geſtanden
hatte, ſobald er vernahm: Man finde auch
iezt nichts verdächtiges! auf einmal ausrief:
Nun, ſo muſs ich mich wenigſtens mit eignen
Augen, mit meiner eignen Hand davon über-

zeugen! — Er faßte, indem er dies ſprach, den Leichnam ſeiner Tochter; hob ihn empor; fing an ihn zu befühlen; und ein Ohngefähr — oder warum Ohngefähr? wahrſcheinlich eine Beſtimmung vielmehr! — machte, daß er gleich zuerſt unter die linke Bruſt griff, und ihr ſolche empor hob. — In dieſem Augenblick ſtürzte der Schulze mit dem Schrei zuſammen: »Ich bin verlohren. Er hat es entdeckt!« — Mit welcher Beſtürzung man ihm zu Hülfe kam, läßt ſich vermuthen. Seine erſten Worte, als er die Augen wieder aufſchlug, waren: »Ich will ia alles bekennen! Ich habe ſie ermordet! Grade dort ermordet! Nur noch ein paar Augenblicke Zeit laßt mir.« — Man drang eben dieſes Begehrens halber noch ſtärker in ihn, ſich genauer zu erklären. Die Summe ſeines Geſtändnißes war dieſe:

Der Schändliche hatte würklich alle ſeine drei Weiber ermordet! Nicht aus Haß, nicht aus Ueberdrus; aus Habſucht vielmehr! Alle drei waren vermögend geweſen; alle dreie hatte er

zu beerben, und dann nach einer neuen ſich umſehn zu können, gewünſcht. Deswegen legt' er nicht eher Hand an ſie, bis ſie ein lebendes Kind ihm geboren hatten; und auch nur um dieſe Zeit ſchien es ihm möglich ſeinen verruchten Plan unentdeckt auszuführen. Mit einem dünnen, dreiſchneidigen Eiſen — einer Ahle, wie ſie die Schuſter brauchen — durchſtach er ihnen dann den Ort unter der linken Bruſt, wo das Herz liegt; ſtieß das Eiſen ſelbſt mit hinein. Die dreieckigte Wunde ſchloß ſich ſogleich wieder. Der um dieſe Zeit faſt übervolle, durch ſein Gewicht herabhängende, weibliche Buſen verdeckte iezt ſelbſt das faſt unmerkliche, und doch tödtlich geweſene Fleckgen. Da er ſich immer dann, wann ſie ſchliefen, an ihr Lager ſchlich, ſo war dieſe entſezliche That das Werk eines Augenblicks. Die erſten beiden Frauen waren mit einem einzigen halblauten Ausruf geſtorben. Die leztere, ſagte er nachher aus, habe etwas mehr gelitten; habe gerufen: Gott! Gott! Du tödteſt mich! Aber

es wird nicht ungerächt bleiben. — Auch habe er ſich würklich nach ihrem Tode mehr, als bei den vorigen, ein Gewiſſen draus gemacht. Doch habe er gehoft, daß man nichts entdecken werde, und daher ſelbſt auf die Ausgrabung, wenigſtens das erſte mal, geſtimmt. — Jener Ausruf, als der Vater grade nach dem Herzen zuerſt gegriffen, ſei ihm entfahren, er wiſſe ſelbſt nicht, wie? Denn faſt überzeugt ſei er iezt: daß auch dieſer kaum etwas entdeckt haben werde.

Der Schauder, der alle, die von dieſer Unthat hörten, ergriff, und die harte Todesſtrafe, die über den Verbrecher verhängt ward, gehören nicht weiter zur Sache ſelbſt.

V.

Einem Menſchen, der dem ſchimpſlichen Tode des Hochgerüſtes ſchon unaufhaltbar ſich nahte, doch noch ſein Leben gerettet — blos durch Kunſt und Eifer es ihm gerettet zu haben! gewiß dieſes Gefühl muß etwas ſehr ſüßes, ſehr großes, ia faſt etwas göttliches in ſich enthalten! Wenn Voltaire die Sirvens und die Martins rettet; wenn Erskine's Demoſtheniſche Beredſamkeit das ſchon auf den Lippen der Geſchwornen ſchwebende Guilty in ein Losſprechungs-Urtheil verwandelt; und ſelbſt dem allmächtigen Pitt die Schlachtopfer entreißt, die er ſeiner Miniſter-Sicherheit zu bringen gedachte; — welcher Biedermann möchte in dieſem Augenblicke nicht Erskine zu ſeyn wünſchen! Nicht etwa, weil das Volk ſich vor ſeinen Wagen ſpannte, — denn, guter Gott, vor welche Wagen hat ſich nicht ſchon das Volk geſpannt! — ſondern

weil ſein eignes Herz ihm dann die ſchönſte Bürgerkrone bieten muſte.

Indeß, daß es dennoch Fälle geben kann, wo ſelbſt der ſchönſte, edelſte aller Wünſche, der Wunſch ein Menſchenleben zu retten, Beſchränkung leidet; daß zumal derienige Sachwalter, der gern ieden Verbrecher, wo möglich, vom Tode befreien möchte, in Lagen kommen kann, wo ihn ſein Gewißen für iene Mühe nicht mit Freude belohnt, ſondern mit Reue beſtraft; auch dies iſt unbezweifelt. Unter mehrern Beiſpielen, die mir desfalls bekant wurden, wähl' ich nur eines aus; theils weil ich den gröſten Theil dieſer Geſchichte aus dem Munde der Hauptperſon ſelbſt erfuhr; theils weil ſie die nicht ganz algemeine Eigenſchaft beſizt, daß ihr Anfang und Mittel warnt, ihre Schlus-Wendung zur Nachfolge aufmuntert.

In Kur-S— und andern teutſchen Staaten iſt es bekante Sitte, daß iungen Advokaten die Vertheidigung eingezogner Verbrecher

brecher von Gerichtswegen zugetheilt wird. Es iſt ſehr begreiflich, daß bei ſolchen Vertheidigungs-Schriften die Verfaſſer keinen großen baaren Gewinn, aber wohl Gelegenheit ſich auszuzeichnen, und für die Zukunft zu empfehlen finden; und es iſt noch augenſcheinlicher, daß dieienigen, welche ein wahres Ehrgefühl und den Wunſch ſich weiter zu bringen beſizzen, keine Mühe ſparen, um ihre Sache recht gut zu machen. — Doktor P., ſpäter nachher einer der angeſehendſten Rechtsgelehrten in **, und von erſter Jugend an mit einem beträchtlichen Antheil von Ehrgeiz begabt, ſchritt vor ohngefähr ſechs und dreißig Jahren nun eben von akademiſcher Laufbahn ins eigentliche bürgerliche Leben, als er iener Gewohnheit nach die Vertheidigung eines Menſchen empfing, deſſen Hals allem Anſehn nach ſchon ſo gut als halb geliefert war. Er ſaß Straßenraubes halber. Mehrere ſeiner Spiesgeſellen hatten ihn angegeben, und zum Theil ihre Ausſage bereits durch den Tod bekräftigt.

Verſchiedne geſtohlne Sachen waren bei ihm gefunden worden. Das Zeugnis ſeiner Nachbarn beſchuldigte ihn eines zügelloſen, wüſten Lebens. Er ſelbſt wußte ſich durch nichts zu vertheidigen, als durch bloßes Läugnen. Da er hierauf unerſchütterlich verharrte, ſo kam das Urtheil: Inquiſit ſei peinlicher Maaßen zu befragen.

Aber freilich an dieſer Art von Frage war Inquiſiten verzweifelt wenig gelegen. Er war im Grunde eben ſo weichlich als nichtswürdig; eben ſo furchtſam, wenn Schmerzen und Gefahr ihm näher rückten, als trozzig, wenn er ſie noch weit entfernt vermuthete. In einem Geſpräch' unter vier Augen erklärt' er D. P'n geradezu: »Er ſei zwar an ienen Diebſtälen ſo ſchuldlos wie ein ungebornes Kind. Aber eh' er ſich viel an ſeinen Daumen quetſchen, an ſeinen Füßen ſägen, an ſeinen Armen renken laſſe, eher geſteh' er alles, was man begehre. Sein unſchuldiges Blut werde dann Zeit genug Stadt und Gerichte hart drücken!«

Wie viel es mit dieſer Unſchuld und dieſem Druck zu bedeuten habe, begrif D. P. vollkommen wohl; dennoch misfiel ihm iener gutmüthige Vorſaz herzlich. Seine ganze Schuzſchrift war dann vergebne Arbeit; die Hofnung ſich beim Publikum und ſeinen Zunftgenoſſen in Achtung zu ſezzen, fiel dann wenigſtens für diesmal hinweg. Dem Verbrecher ſelbſt konte daher kaum viel mehr an Abwendung der gedrohten Folter liegen, als ſeinem Vertheidiger. Er forſchte ſorgfältig: ob der Gefangne keinen Leibſchaden habe? — »Nicht den geringſten!« — Oder ſonſt den Hang zu einer ſchweren Krankheit? — »Auch das »nicht, dem Himmel ſei Dank! Nur aus die»ſem verzweifelten Käficht heraus, und ich »befinde mich wahrſcheinlich wie ein Fiſch im »Waſſer.« — D. P. hätte heimlich berſten mögen über dieſe Geſundheit. Immer noch nicht abgeſchreckt fuhr er ſo lange mit Fragen fort, bis er vernahm: »Inquiſit habe ſchon

»mehrmals Anfälle von Hämorrhoiden ge-
»habt.«

Auch damit entſchlos ſich D. P. ſein Heil zu verſuchen. Drei oder vier Aerzte wurden befragt: Ob Anlage zur goldnen Ader durch die Folter nicht zur tödtlichen Krankheit werden könne? Alle meinten: o nein! Zulezt verſicherte doch ein Fünfter: Möglich ſei es allerdings! Schon dieſe Möglichkeit gnügte. Der Arzt ward dringend um ein ausführliches Gutachten erſucht. Zum Glück war es grade ein Mann von Kopf, dem es für ſeine Meinungen ſelten an Gründen fehlte. Was er als bedenklich angab, wußte der Rechtsgelehrte zum Höchſtgefährlich aufzuſtuzzen. Die Vorſtellung gegen alle peinliche Befragung ward eingereicht, und fand — der Himmel weiß durch welchen Zufall! — günſtige Richter. Dem Inquiſiten ward, ſtatt der Folter, der Reinigungs-Eid zuerkant. Daß er dieſen ſchwur, verſteht ſich von ſelbſt. Die Todesſtrafe blieb nun aus; doch ward ihm, ei-

niger kleinen unleugbaren Diebſtähle und Diebshehlereien wegen, dreiiährige Zuchthausſtrafe zuerkant. Er überſtand ſie, und ging dann von dieſer hohen Schule der Verbrecher, wahrſcheinlich mit mancher neuen Kentnis ausgerüſtet, wieder aus, um ſeine Praxis weiter fortzuſezzen. Er verſchwand; dreizehn oder vierzehn Jahre hörte kein Menſch eine Silbe von ihm.

D. P. hatte alſo diesmal ſeine Abſicht vollkommen erreicht; hatte bei ſeinen Mitbrüdern Lob und Neid eingeerndtet; ging bald zu Rechtshändeln beßrer Art — das heißt, die mehr einbrachten! — über; heirathete, ward Vater, galt für einen der erfahrenſten Praktiker im Lande, und vergaß ienes Vorfalls faſt ganz. Nur wenn zuweilen ein iüngrer Anfänger ſeinen Rath in mislichen Kriminalfällen begehrte, erzält' er lachend das Kunſtſtückgen, um darzuthun: daß auch gegen verzweifelt ſcheinende Uebel ſich manchmal ein Mittel ausfindig machen laſſe.

Einſt, als er im Verdauungs-Stündchen ſich mit der Halb-Arbeit des Zeitungs-Leſens den Schlaf, — ich weiß nicht, ob vertreiben oder befördern wolte, fiel ihm ein Artikel, aus der Schweiz geſchrieben, ins Auge, der alſo lautete: »Zu B. iſt den zehnten September, Friedrich »Schulze, ein Böſewicht und vielfacher Mörder, »der hoffentlich ſeines Gleichen wenig hat, ver»dienter Maaßen von unten herauf gerädert »worden; und iſt geſtorben, wie er lebte.« Wohl dreimal überlas D. P. betroffen dieſe Zeilen; aller Mittagsſchlaf verging ihm. Friedrich Schulze hieß der Verbrecher, den er ehmals von der Folter losgeſchwazt hatte. Daß es der Nichtswürdigen, die dieſen Namen führten, mehrere geben könne, das unterlag freilich keinem Zweifel. Doch befremdete ihn dieſes Uebereintreffen; doch verfolgt' ihn nun der Gedanke: Wie? wenn es eben derſelbe wäre! auf ieden Schritt und Tritt. Da er Bekante zu B* hatte, ſo ſchrieb er ſchon des andern Tags hin; erbat ſich nähere Nachricht

von der Geſtalt, von dem eigentlichen Verbrechen, und, wo möglich, auch von dem frühern Schickſal ienes Hingerichteten; verſchwieg zwar, wie ſehr begreiflich, die wahre Urſache ſeiner Fragen, geſtand aber doch, daß ihm viel an beſtimter Nachricht liege. Seine Miene war in der Zwiſchenzeit viel düſtrer als ſonſt, ſeine Laune nie roſenfarb. Seine Gattin, die ihn liebte, und auch viel über ihn vermochte, merkte dieſe heimliche Unruhe bald, forſchte nach der Urſache und erfuhr — nichts. Nach drei Wochen ließ er ſich faſt alltäglich auf der Poſt erkundigen: ob nicht Briefe für ihn da wären? Als er endlich einſt, grade bei der Mittagstafel, ein dickes Paquet empfing, beſah er ſich mit unruhigem Blick wohl ſechsmal das Siegel; wolt' es brechen, und brach es nicht. Nach Tiſche verſchlos er ſich in ſeinem Kabinet; kam erſt in der Abenddämmerung wieder zum Vorſchein, und ſah aus, als wär' er indeß zwanzig Jahr älter geworden, ſo ernſt, ſo bleich und in ſich ſelbſt gekehrt.

Es war nur zu gewiß, iener Hingerichtete, und der durch D. Ps. Liſt ehmals Gerettete machten nur eine Perſon aus. Ihre körperliche Geſtalt, ihr Alter, ihr Geburtsort, ein Fehler in der Sprache — alles traf überein. Auch den lezten, noch möglichen Zweifel zernichtete ein beigelegter aktenmäßiger Auszug. In ihm ſtand ausdrücklich: »Inquiſit ſei in »** ſchon einmal dem Galgen nahe geweſen; »ein geſchikter iunger Advokat hab' ihn von »Folter und Tode gerettet. Ein zwiefacher »Mord und ſechsmaliger Diebſtahl habe da»mals ſchon auf ſeinem Herzen gelegen. Seit»dem hab' er noch funfzehn Menſchen, mei»ſtentheils auf ofner Straße getödtet. Fünf »iunge Mädchen hätten erſt ſeinen Lüſten »fröhnen müſſen, bevor ſie erwürgt worden. »Seine Räubereien ließen ſich kaum zälen.« — Ein Schauder überlief den Doktor, indem er dieſes las. Je mehr er drüber nachdachte, ie unruhiger ward er. Er — er ſelbſt dünkte ſich der Mörder iener Ermordeten, der Thä-

ter iener Schandthaten zu ſeyn. Ohne ihn hätte vor dreizehn Jahren ſchon die Folter den Unmenſchen zum Geſtändnis, das Geſtändnis zum Tode gebracht. Daß er gar wohl geahndet habe: dieſer Verhaftete ſei ſtrafbar; daß er deſſen verdiente Strafe blos aus Eitelkeit hintertrieben; daß er noch oft mit dieſem glücklichen Betruge ſich gebrüſtet habe; — alles dies fiel ihm iezt zentnerſchwer aufs Herz; und ſein Gewißen (ſo nachgiebig ſonſt das Gewißen eines Rechtsgelehrten zu ſeyn pflegt!) erwachte nun mit furchtbarer Stärke. Ihm ſchmeckte nun an der Tafel weder Speiſe noch Trank; ihn floh am Tage iedes noch ſo kleine Vergnügen; ihn floh des Nachts der Schlaf. In iedem Traume glaubt' er das Winſeln der Ermordeten zu hören, in iedem dunkeln Winkel ihre Geſtalten zu ſehn. Sein eigner Körper ward faſt ein Schatten; ſein Antliz verfiel. Alle Fragen ſeiner Bekannten: ob irgend ein Unfall ihn betroffen habe? beantwortete er mit — Stillſchweigen. Auch den

abermaligen Bitten ſeiner Gattin, allen Künſten ihrer Weiblichkeit, ihren Schmeicheln, Liebkoſen, Thränen ſogar widerſtand er. Der Arzt, den ſie rufen ließ, fällte beim Weggehn das Urtheil: Hier ſei eine ſchwarzgallichte Schwermuth im Anzuge, wo nicht ſchon da! Er würde allem Anſchein nach Wahrheit verkündigt haben, hätte ſich nicht noch ein Dritter zur rechten Zeit ins Spiel gemiſcht.

D. P. hatte einen Schwager, der Landgeiſtlicher, und überdies nur Landgeiſtlicher bei einer kleinen dürftigen Gemeinde im V — diſchen war, der aber manche Eigenſchaft beſaß, die allen Hoch = Ehrwürden und Hochwürden zu — wünſchen wäre. Zwar ob er die Bücher Moſes im Grundtext, oder nur in Luthers Ueberſezzung las; ob er alles das für Kern-Wahrheit hielt, was in den ſimboliſchen Büchern ſteht, und iährlich durch viele tauſend — Meineide befeſtigt wird; ob er auch pünktlich zweimal im Jahr über Chriſtus Einzug in Jeruſalem und funfzehnmal über ſeine Wun-

der predigte, das wäre noch eine ſtreitige Frage. Doch daß er ächte Gottesfurcht mit eben ſo ächter Menſchenliebe, tiefe Herzenskentnis mit leichtem faßlichen Vortrag vereint; daß er im ganzen Kirchſpiel der Tröſter aller Unglücklichen, der Rathgeber aller Bedrängten ſei; daß er ſein Amt nie zum Fluch, und deſto öfterer zum Seegen anwende; darüber gab es in ſeiner Gemeinde nur eine Stimme. Schon zweimal hatt' er ſeine kärgliche Stelle mit einer einträglichern vertauſchen können. Die laute Wehklage ſeiner Kirchkinder hatt' ihn beidemal zur Aufopferung ſeines eignen Nuzzens bewogen. Selbſt nur auf Tage trente er ſich ungern von ſeiner großen Familie, wie er ſich auszudrücken pflegte. Jahre vergingen und er kam nicht ins nächſte Städtgen. Doch da er ſeinen Schwager liebte; da er kurz hintereinander drei iammernde Briefe von ſeiner Schweſter erhielt, ſo macht' er ſich iezt auf den Weg, um da den Seelen-Arzt zu verſuchen,

wo der körperliche Arzt bereits ſein Unvermögen eingeſtanden hatte.

Seit einigen Monaten zum erſtenmal zeigten ſich in Ps Geſichte Spuren der Heiterkeit, als dieſer ſeltne Beſuch zu ihm eintrat. Grade nach ihm hatte ſich ſein Geiſt ſchon eine geraume Zeit im Stillen geſehnt. Von ieher ein Feind aller Pfaffen und Leviten hegte er doch immer für den wahren Prieſter dieienige Hochachtung, die ihm auch würklich gebührt. Sein iezziger Zuſtand hatte ſolche eher vermehrt als vermindert. Seinen Kummer, ſo ſorgfältig er ihn bisher verſchwiegen, länger allein zu tragen, fand er unmöglich; aber auch nur einem Mann dieſer Art glaubt' er ſich entdecken zu müſſen. Aeltere Freundſchaft des Blutes und des Geiſtes kam hinzu. Kaum ſah ſich daher Paſtor Maier mit ihm allein; hatte ſich kaum mit einer gewißen Theilnahme ohne Zudringlichkeit, mit Wärme ohne Ungeſtüm nach der Urſach ſeiner Schwermuth erkundigt; ſo begehrte der Doktor zuerſt den Handſchlag der Verſchwie-

genheit und ſchüttete dann ſein ganzes Herz aus. — Der Geiſtliche ſtuzte anfangs allerdings ein wenig. Er hatte ſich auf ein paar mögliche Fälle ſchon vorbereitet; doch der würkliche überſtieg ſeine Erwartung. Er überdachte einige Minuten lang ſchweigend die Lage des Ganzen. Er geſtand dann, daß er an P's Stelle auch Gewiſſens-Schmerzen fühlen würde; er fand daher auch die Reue deſſelben nicht nur billig, ſondern ſogar nothwendig. Aber er bemerkte doch, indem er den einmal aufgenommenen Faden weiter fortſpann: daß ſelbſt in dieſer Reue Uebermaas ſtatt finden könne, und vielleicht — iezt ſchon finde. Er machte die große Wahrheit mit warmer Beredſamkeit geltend: daß Gott gewiß nicht richte, wie ein ſtrenger, menſchlicher, am Buchſtaben gebundner Richter; daß er auf Abſicht und Willen nur, nie auf den Erfolg der That ſelbſt ſehe. Freilich, fuhr er fort, ſei auch Ps Abſicht nicht tadellos zu nennen; doch ertrage ſie wenigſtens einige Entſchuldigung; ſei mehr Schwä-

che, als Laſter. Ehrgeiz und Eitelkeit, nicht Mordluſt oder Raubſucht, hätten bei iener Vertheidigung ihn geleitet. Billig zieh' er ſich hieraus eine Warnung für die Zukunft; aber ſtäte Trauer über Vergangenheit ſei unnüz; ſei gewißermaßen eine Verſündigung an ſich ſelbſt, und an der Idee eines allgerechten, allgütigen Höchſten-Weſens.

Dies nur ein magrer Auszug von Maiers Geſpräche! — Denn daß er in Geſprächs-Form, nicht in zuſammenhängender Rede ſeine Gründe entwickelte, verſteht ſich wohl auch unerinnert! — Was P. hierauf erwiederte; wie er noch ein Weilgen fortfuhr, ſich ſelbſt anzuklagen; wie er dann doch allmälig den linden Troſt in ſeines Freundes Worten verſtand, ergriff, benüzte; wie es in ſeiner düſtern Seele nach und nach wieder zu tagen anfing; dies auszuführen, wäre nuzloſe Mühe. Kurz, drei Tage brachte der rechtſchafne Pfarrer bei ſeinem Schwager — nicht vergebens hin; als ihn ſein Amt wieder heim rief, verſprach er mit Hand und

Mund in Monatsfriſt einen zweiten Beſuch; und hofte ihn dann ſchon ganz geneſen zu finden.

Nur halb ging dieſe Hofnung in Erfüllung. Ps Schwermuth entfloh; doch eine völlige Unthätigkeit blieb zurück. Vor aller Arbeit ſeines Standes bezeugt' er Abſcheu. Keinen ſeiner alten Prozeſſe erledigte er; iede neue Partei wieß er von ſich ab. Daß bei ſolchen Maasregeln ſeine Haushaltung bald in Unordnung kommen, er ſelbſt mit Weib und Kindern darben werde, ließ ſich voraus ſehn. Auch ſchlos der Geiſtliche nicht ohne Grund: iener Mismuth ſei noch nicht geheilt; ſei nur für ein Weilchen unterdrückt. Vorzubeugen, daß er nicht wieder aus ſeinem Hinterhalte hervorbreche, war nothwendig, aber nicht ganz leicht. Ein Lindrungs-Mittel ausfindig zu machen iſt nie ſo ſchwer, als eine Heilung von Grund aus. Paſtor Maier wußte gleichwohl auch hier ſich zu rathen.

Zweimal hatte er ſchon ſeinen Freund frucht-los zu neuer Thätigkeit aufgemuntert. D. P. geſtand frei heraus: daß ihm ſein ganzes Gewerbe anekle. Er ſchilderte ſolches als eine Zuſammenhäufung von Ränken, Betrügereien, Verdrehungen des Rechts oder Unrechts; und der Pfarrer widerſprach ihm — nicht. Er beſtätigte vielmehr manches, was er hörte, und wieß iedem feilen Rabuliſten den Plaz in der Verdammniß ganz zu oberſt, zwiſchen Kuppler und Tirannen an.

„Aber, fuhr er mit gutmüthigem Lächeln fort, eben weil es auf dieſem Pfade der Bosheiten und der Ränke ſo zahllos viele giebt, müßen Sie umkehren, und als Beſchüzzer derienigen Gerechtigkeit auftreten, die ſo mannichfachen Angriffen ſich ausgeſezt ſieht. — Bloße unthätige Reue, mein Lieber, verſöhnt nichts im Himmel und auf Erden. Auch das ſchmerzliche Bedauern ehmaliger Fehltritte iſt noch keine Tugend! — Der Feind, der mich kränkte, und der nun abläßt, der wohl auch um

Verge-

Vergebung mich bittet, iſt höchſtens — nicht mehr mein Feind. Aber er muß ſich fortan auch für mich verwenden, wenn er Beleidigung ausſöhnen und mein Freund werden will! Sie glauben der Menſchheit geſchadet zu haben, und, freigeſtanden, Sie haben es auch gethan. Nüzzen Sie ihr nun durch eben dieſe Kräfte, eben dieſe Geiſtes-Anſtrengung wieder! Uebernehmen Sie fortan nur vorzüglich ſolche Geſchäfte, wo Unwiſſenheit in Gefahr ſteht überliſtet, Unſchuld unterdrückt, Recht und Gerechtigkeit verdreht zu werden! Zeigen Sie ſich dann als ein Gegner der Chikane, als ein Enthüller fremder Ränke, als ein Bekämpfer mächtiger Bosheit!«

Ha, bei Gott, eine ſchöne Beſtimmung! Eine trefliche Ausſicht, die Sie mir hier eröfnen! Aber meine Kräfte, ehrwürdiger Freund — ?

»Sind freilich nur die Kräfte eines Einzelnen, doch eines nicht ungeübten, nicht unvermöglichen Manns! Sollen Sie alles thun? oder

iſt nicht auch, etwas bewürken ſchon genug? Und glauben Sie mir, Freund, man kan viel, wenn man dasienige, was man will, ernſtlich will. Wie oft hat nicht ſchon ein rechtſchafner Mann zehn Böſewichter in Flucht und Furcht gebracht! Eben, weil er allein ganzen Rotten trozte, war ſein Muth rühmlicher, ſein Sieg verdienſtlicher. Daß dem Sachwalter der Armuth, der Unſchuld und Tugend mancher harte Kampf bevorſteht, ſeh ich zwar voraus; aber auch nur in dieſem Kampfe können ſie dieienige Ruhe des Gewiſſens wieder erbeuten, die ein Fehltritt verlohr, und die Sie in Unthätigkeit vergebens ſuchen würden.«

Bei Gott — bei Gott! Ehrwürdiger Freund, ich fühl' es, Sie haben Recht; und ich will ihren Rath befolgen; will arbeiten, was meine Kräfte vermögen, aber nicht für Lohn allein, ſondern für die Stimme in meinem Buſen. Will mich bemühen, das Elend meiner Mitmenſchen zu mindern; will —

daß ich iezt gleich Gelegenheit hätte, Ihnen die Wärme und die Reinigkeit meines Eifers zu beweiſen.

»Wenigſtens kan dieſe Gelegenheit Ihnen nicht lange fehlen. Man braucht ia nur um ſich herum zu blicken; und man findet der Hülfsbedürftigen ſo bald und ſo viel. Auch wüßt' ich würklich in dieſem Augenblick ſchon einen Handel, der ihres Beiſtandes würdig wäre.«

Und welchen? welchen?

»Kennen Sie den Grafen von W — z?

Allerdings! Als eine Geißel des Landes, als einen Bedrücker des Volks, der das Zutrauen eines guten Fürſten, weil er ſeine Kaſſen zu füllen verſteht, oft zu wahren Gewaltthätigkeiten misbraucht, und dadurch die Klage der Armen, der Witwen und Waiſen über ſeinem Haupte ſamlet.

Ja wohl der Witwen und der Waiſen! Erſt vorgeſtern noch erfuhr ich dies bei Frau von St — u. Ihr Gemahl ſtand bekantlich einem der wichtigſten Gefälle im Lande vor.

Getreulich verwaltete er daſſelbe; aber die Dreiſtigkeit, mit welcher er ſich einigen Neuerungen des Miniſters widerſezte, misfiel. Schon ſprach man von ſeiner Abſezzung; da ſtarb er. Doch auch nach ſeinem Tode noch ſoll die hinterlaßne Gemalin die angebliche Schuld des Gatten tragen. Man beſtreitet die Richtigkeit ſeiner Rechnungen; fodert den Erſaz von Poſten, die theils nie eingingen, theils längſt verrechnet worden ſind. Die Ehre des Verſtorbnen, das halbe Vermögen der Wittwe ſteht auf dem Spiel. Die gute Frau ſucht einen Rechtsfreund, der ſie vertrete. Schon dreie, an welche ſie ſich wandte, haben mit Achſelzucken ſich entſchuldigt. Ihre Sache, ſagen ſie, ſei gerecht; aber die furchtbare Gewalt des Miniſters« —

Soll mich nicht beſtimmen, der vierte Feigherzige zu ſeyn, ſobald die Witwe meines Beiſtandes begehret!

»Und warum erſt warten, bis ſie deſſen begehrt? Bieten Sie ſelbſt ihr ſolchen an! Ver-

dienſtlicher wird dann ihre Hülfe, getröſteter im voraus ſchon die Seele des armen Weibes ſeyn!«

Daß D. R. auch dies verſprach; noch dieſen Abend ſchrieb; den Prozeß übernahm; troz mancher Beſchwerde, troz mancher Abmahnung von oben herab, ihn doch durchſezte, — alles dies könte nach ſolcher Veranlaſſung, ſolcher Aufmunterung, für eine gute That, und nichts weiter gelten. Doch daß er von dieſem Tage an würklich ward, was er zu werden verſprochen hatte, ein Beiſtand der Bedrängten, ein Feind aller widerrechtlichen Bedrücker; daß er binnen Jahresfriſt noch zehn bis zwölf Rechtshändel übernahm, dem erſtern an Mislichkeit und an Gerechtigkeit gleich; daß er ſie alle gewann, und nirgends Gewinnſucht ſich leiten, Menſchenfurcht ſich ſchrecken, Beſtechung auf ſich würken ließ; — dies verdiente doch wohl mehr, als ein bloßes kaltes Lob?

Bald kam ſein Name ins ſchwarze Buch der Ariſtokraten, ins edle der Menſchheit überhaupt. Reich ward er freilich nicht; konte, wolte es nicht werden! Auch zu hohen Ehrenſtellen ſtieg er nimmer. Als er einſt zur Rathsſtelle in einem Landes-Kollegium vorgeſchlagen ward; als das Kollegium ſelbſt ſich für ihn verwandte, und ſchon das algemeine Gerücht' ihm Glück wünſchte, thaten zwei Exzellenzen und ſechs Hochgeborne Herrn ſo triftige Gegenvorſtellungen, daß er — durchfiel. Weit entfernt ſich über dieſe Nachricht zu kränken, rief er lächelnd: »Ein Opfer, das ich gern bringe! Nun kan ich faſt hoffen, etwas werth zu ſeyn!« Dies war das einzige Mal, daß er ein Selbſtlob ſich nachſah. — Troz ſeiner mächtigen Feinde; troz ihren mannichfachen Ränken, braucht' er doch nicht zu darben, oder für ſein Schickſal beſorgt zu ſeyn. Auch die gerettete Unſchuld vermocht' es zuweilen dankbar zu ſeyn, und war es alsdann mit Freuden. Zum gänzlichen Umſturz ſeines Glücks

gebrach es ſeinen Feinden, nicht an guten Willen, ſondern an Kraft! Sein fleckenloſes Leben gab ihnen keine Blöſe. Als er vor ohngefähr zwei Jahren ſtarb, begleitete ihn ſo manches Bedauren, ſo manche Thräne der unterſtüzten Nothleidenden in die Gruft. Auch ſtarb er mit dem ſüßen Gefühl in den leztern Jahren mehr ſeinen Mitmenſchen genüzt, als in frühern Zeiten ihnen geſchadet zu haben. Der ſo ſchwer zu befriedigende Zeuge in ſeiner Bruſt war ausgeſöhnt.

Schluß des ganzen Werks.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Die Verlagshandlung dieſes Werkes verkauft:

An Sr. Königl. Maj. Friedrich Wilhelm II. Bittſchrift für den General de La Fayette von Lally = Tolendal. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Nebſt der Proclamation Ludwig XVIII. an alle Franzoſen, mit Erörterungen. gr. 8. 12 gr.

Schreiben von J. J. Düſſault an den Bürger Röderer, über die Religion. Nebſt einer Vorleſung von de la Harpe über das Dutzen und einer hiſtoriſchen Romanze: die unglückliche Lyonerinn. gr. 8. 5 gr.

Dernière Adreſſe du Peuple Français à la Convention Nationale; Projet formé dans les Sections de Paris le 5. Oct 1795. Suivie d'une Note ſur le Décret concernant le Culte. 8. 3 gr.

Politiſche Aufſätze von einem Freunde der Wahrheit; veranlaßt durch die franzöſiſche Revolution. 2 Bände. 8. 2 rthlr. 6 gr.

Der erſte Band enthält einen Auszug von Calonne's Schrift: De l'état de France préſent et à venir, und Necker über die Folgen der neuen franzöſiſchen Staatsgrundſätze auf Moralität und Religion; der zweyte vermiſchte hiſtoriſche und theoretiſche Aufſätze, und jene ſind ſo geſtellt, daß ſie dieſe erläutern.

Meißner, August Gottlieb,

Skizzen

Bd.: Dreijzehnte und vierzehnte Samlung

Leipzig 1796

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.521(7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721741-4
VD18 80002668-001